

Ott

495

044 495

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4001

John H. von Suerling

The ...

...

The ...

...

...

...

08

pf
7
jed
der
ein
hin
wi
bet
für
auf
"
der
defe
Lad
lore
der
bes
der
selb

Skizzen

von

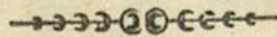
Frau M. von Knorring.

Aus dem Schwedischen

von

Gottlob Fink.

1tes bis 3tes Bändchen.



Stuttgart.

Verlag der Franck'schen Buchhandlung.

1847.

Stücken

von

Frau M. von K...



the die the...

...

...

...

V o r w o r t.

Es sind vier Jahr her, daß ich eine Hauptmusterung mit meinen Papieren und Aufzeichnungen vornahm. Ein Theil derselben wurde dem Feuer überantwortet, ein anderer aber fand mehr Gnade, und eine kleine Abtheilung davon ward unter dem Namen Skizzen einem verehrungswürdigen, geneigten Publikum übergeben. Der Titel Skizzen war damals nagelneu, aber auch jetzt noch, wo er beinahe abgenützt ist, finde ich keine passendere Bezeichnung für diese geringe Sammlung von Kleinigkeiten, welche bloß zu einer leichten und unschuldigen Nahrung für Alltagsleute bestimmt sind, während die

Sonntagsmenschen vornehm daran vorbeigehen.
Wir verweisen also auf dieses Vorwort alle und
jede die sich etwa befugt glauben sollten, vor-
liegende kleine Sammlung für ein höchst unbe-
deutendes Produkt zu erklären, und wir erinnern
solche strenge Tadler freundlich daran, daß Nie-
mand dies früher gethan hat, an die anspruchs-
lose

Daheim im März 1845.

Verfasserin.

Ein Frauenherz.

(Bruchstück aus den Aufzeichnungen eines Frauenzimmers.)

Eine Sterbliche, welche ihr böses Geschick zur Tante geboren werden ließ, darf noch von Glück sagen, wenn sie einen jungen Neffen besitzt, von welchem sie geliebt, geschätzt und geehrt wird, dessen Vertrauen und Freundschaft sie besitzt, der sich in ihrer Gesellschaft gefällt und dieselbe manchmal sogar mit Hintansetzung fröhlicher, junger Mädchen sucht, der sie in schwermüthigen Stimmungen aufrichtet, während die ganze heitere Welt offen vor ihm liegt; einen Neffen, der sich das Alles nicht verdrießen läßt, obschon er mit Bestimmtheit weiß, daß er von seiner Tante keinen Heller erben wird, und daß sie seine Treue schlechterdings nicht mit klingenden Mitteln zu belohnen vermag. Einen solchen Musterneffen besitze ich — denn ich erzähle von mir selbst —; er ist jung, aber weder eingebildet noch eigenliebig noch superflüg; er besitzt eine bedeutende innere und viel wissenschaftliche Bildung, die er täglich noch zu mehren bestrebt ist, ohne daß es ihm je einfiele, im Mindesten damit groß zu thun; er huldigt den Ideen der Neuzeit, ist fein und schlau, vereinigt aber mit diesen Eigenschaften ein alimodisch warmes Herz und alt vererbte Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande; er ist fleißig und arbeitsam, ohne sich ein geschäftig wichtiges Ansehen zu geben; er ist ein hübscher Bursche, trägt sich schön

und zeigt sich überall, ohne jedoch zu einem Dandy herabzusenken; schließlich und zuletzt, er ist wie ich ihn gezeichnet habe . . . Er ist kein Lieutenant, kein königlicher Sekretär, nicht einmal ein Kammerjunker; er ist in keinem Institut, noch weniger in einem Handelsgeschäft, auch im Kabinette nicht angestellt, sondern er ist schlecht und recht sein eigener Herr, was sehr viel heißen will, wenn man die Sache recht bedenkt; denn wer über sich selbst den rechten Bescheid weiß, wer sich selbst zu lenken und zu leiten, dabei seine Unabhängigkeit von allen andern Leuten zu wahren versteht, der besitzt offenbar Eigenschaften, welche in unserer guten, aber abhängigen Stadt selten genug sind: ich (die Tante) wohne nämlich hier in Stockholm.

Ich habe gesagt, daß mein Nefse fleißig und arbeitsam sei; da ich aber nicht gesagt habe, daß er kein Schneider oder Schuster sei, so könnte leicht Jemand auf den Glauben gerathen, er sitze mit dem Pfriemen in der Hand auf einem runden Stühlchen, oder er stehe mit Scheere und Bügeleisen vor einem Tisch. Aber er thut keines von beiden, obschon er es weit lieber thäte, als manches andere, was vornehmer klingt, aber viel schlimmer ist. Allerdings versetzt er manchen spitzen und tiefen Nadel- und Pfriemenstich, aber dieselben gelten dann nur der Ungerechtigkeit und Ungesetzlichkeit, denn diesen hat er Krieg geschworen, und er bekriegt sie dadurch, daß er vor Gericht die Vertheidigung derjenigen führt, die nach seiner Ansicht das Recht auf ihrer Seite haben; sein ganzes Studium geht also dahin, zu erforschen, auf welcher Seite das Recht sich befindet, und seine ganze Arbeit besteht darin, dies zu beweisen. Manche lange Stunde findet man ihn im tiefen Nachdenken darob, theils über seinen Arbeitstisch gelehnt, theils in seinem Zimmer auf- und abgehend. Dazwischen hinein geht er unter die Leute, sowohl um Menschenkenntniß zu sammeln, als um sich zu zerstreuen, und bei diesen Gelegenheiten bekomme auch ich etwas ab, denn er macht dann längere oder kürzere Besuche in meiner stillen Wohnung. Neulich kam er einmal bei Tag,

als ich gerade mein einfaches Mittagemahl einnehmen wollte, und in meiner Freude über diesen unerwarteten Besuch vergaß ich, daß er sich vielleicht an einem Gericht Fische, einer leichten Weinsuppe und etwas Backwerk mit eingemachten Beeren nicht satt essen könne, sondern hieß den Bedienten noch ein Couvert bringen und bat meinen Nessen, an dem kleinen Tische Platz zu nehmen. Wir unterhielten uns dabei sehr angenehm. Wir verlegten uns beide auf Madame Scarrons berühmten Braten, das heißt auf Anekdoten und Erzählungen, er aus der bunten Gegenwart, ich aus der blassen Vergangenheit, und ein Glas guter alter Madeira mußte bei dieser Mahlzeit statt alles Fleisches herhalten. Mein Nesse bewies dabei, welch einen untergeordneten Werth das Fleisch habe, denn es friechte in den Magen hinab, während der gute Wein, mäßig genossen, immer wieder in den Kopf hinauf steige, um daselbst belebend und ordnend zu wirken. Dies, behauptete ich, sei der ausschließliche Vorzug des herrlichen Kaffee's. Es entstand ein kleiner Disput. Ich wollte meinen Satz beweisen und ersuchte daher Lotte, einen starken Mokka zu brauen; meinen Nessen aber bat ich, sich nicht wegzubegeben, bevor er davon genossen habe. Während wir darauf warteten, saßen wir beide an einem Fenster, das auf die Straße hinausging, und aus unserer lebhaftesten Unterhaltung hätten die Leute gegenüber nicht urtheilen können, daß dies ein junger Nesse sei, der mit seiner ziemlich betagten Tante spreche. Wir sahen nur selten auf die Straße hinaus, aber zufällig fielen meine Blicke auf dieselbe, als gerade ein armes, schlechtgekleidetes, altes Frauenzimmer auf dem gefährlichen Gise ausglitt, welches, Dank der Straßenpolizei, immer vor meinen Fenstern liegt.

„Ach mein Gott! da liegt sie!“ rief ich und hielt beide Hände vor die Augen, wie wir einfältigen Weibsbilder oft thun, wenn wir zu faul sind, um zu helfen, und zu empfindsam, um einen Unglücksfall mit anzusehen.

„Ach sie ist's!“ rief mein Nesse mit heftiger, herz-

zerreißender Stimme, und sprang alsbald ohne Hut, ohne Ueberrock, ja sogar ohne die Glacéhandschuhe, welche an die Hände unserer heutigen Herrlein festgeklebt scheinen, vom Fenster hinweg auf die Thüre zu, von da die Treppe hinab und auf die Straße hinaus.

Auch ich sprang auf, aber ach! wie unedel war mein Motiv im Vergleich mit dem meines Neffen! Er dachte an das Leiden eines Mitmenschen, und ich . . . an das theure Birkenholz und an die Thüre nach der kalten Hausflur, die mein Neffe in seiner hastigen Flucht sperrweit offen gelassen hatte. Aber als ich sie wohl verschlossen, da lockte mich die Neugierde von Neuem ans Fenster, und ich sah nun, daß das alte Frauzimmer wieder auf die Beine gekommen war, daß mein Neffe ihr artig den Arm bot und sie über das Eis führte, daß er sie noch weiter begleiten zu wollen schien, daß sie aber mit einer gewissen Höflichkeit und Manierlichkeit, die gegen ihre dürftige Kleidung sehr abstach, auf seinen unbedeckten Kopf zeigte und ihn offenbar ersuchte, von seinem freundlichen Vorhaben abzustehen. Sie sagten einander Lebewohl; mein Neffe schüttelte dem alten Frauzimmer herzlich die Hand, und nach einer Minute stand er wieder an meiner Seite; diesmal hatte er jedoch die Thüre wohl verschlossen, denn ohne Zweifel dachte er selbst jetzt an mein Birkenholz.

„Die arme Person, sie wird sich doch nicht verletzt haben?“ war meine erste Frage, als ich jetzt Zeit hatte mitleidig zu sein.

„Nein, Gott sei Dank, nicht!“ antwortete mein Neffe etwas athemlos nach dem heftigen Sprunge.

„Wer war das schlechtgekleidete alte Frauzimmer? Du schienst sie zu kennen?“ war meine andere Frage, denn zur Neugierde hat man fast immer Zeit.

„Es ist eine alte Jungfer, welche Du doch nicht kennst, Tante, und von der Du auch nie gehört haben wirst,“ antwortete mein Neffe.

„Nun, wie heißt sie denn?“ fragte ich ganz und gar nicht befriedigt.

„Ach, das kann Dich doch nicht interessiren, Tante,“ antwortete er jetzt, holte sodann tief Athem und begann von etwas Anderem zu sprechen.

Ich hörte zwar auch auf dieses Andere, aber ich antwortete nicht darauf, sondern sagte nach einer kleinen Pause:

„Bermuthlich eine alte, treue Dienerin aus Deiner Eltern Haus?“

„Ach nein, liebe Tante!“

„Eine Verwandte von irgend einem schönen Mädchen?“

„Noch weniger, liebste Tante!“

„Nun, so will ichs auch nicht wissen,“ sagte ich mit einigem Verdruß, den ich sowohl verbergen als zeigen wollte.

„Ich glaube wahrhaftig, Tante, Du bist neugierig und beleidigt zugleich,“ sagte mein Neffe und lachte ganz verwundert auf. „Das habe ich früher nie bemerkt,“ fügte er hinzu, „und wenn Du nun auch noch ein wenig plaudersüchtig bist, so bist Du . . . eine ächte und gerechte Tante.“

„Ach nein, liebes Kind,“ antwortete ich und lachte gleichfalls, „ich bin keines von beiden; aber ich kann es nicht läugnen, daß ich mich ein wenig über Dich wundern mußte. Du hast mir alle Deine gegenwärtigen und früheren Verhältnisse, sowohl zu jungen Frauenzimmern als auch zu andern Menschen bis auf die kleinsten Einzelheiten erzählt, und nun willst Du auf einmal aus Deiner Bekanntschaft mit einer armen siebenzigjährigen Frau ein Geheimniß machen; denn dafür halte ich sie und gewiß mit allem Recht, da wohl Niemand sein Alter und seine Armuth zur Schau tragen wird, wenn es sich vermeiden läßt.“

„Nun gut,“ versetzte mein Neffe lächelnd, „so will ich Deine Neugierde zufrieden stellen, denn obschon diese im Allgemeinen, beim Vergleich mit andern Frauen und Tanten nur gering ist, so würde sie doch ohne allen Zweifel sehr bedeutend anwachsen, wenn ich nicht sogleich von

meiner alten Bekanntschaft zu erzählen anfinde. Aber zur Strafe für diese Erbsünde, welche Du so augenscheinlich hervorleuchten ließest, sollst Du jetzt von Anbeginn und mit allen Einzelheiten anhören, wie ich diese Bekanntschaft gemacht habe, und Du sollst keinen Namen und keinen Umstand früher erfahren, als im Verlauf der Erzählung, die, das sage ich Dir zum Voraus, nicht kurz ausfallen wird."

"Nun, so mag es sein," sagte ich, wie wenn ich halb unzufrieden wäre; im Ganzen aber war ich entzückt bei dem Gedanken an das Abenteuer, das ich zu hören bekommen sollte, und das mich schon zum Voraus interessirte, ich kann selbst nicht sagen warum.

"Der Kaffee taugt nichts," sagte ich zu Lotte als sie das Getränk aufstellte; "koche einen andern." Ich verlangte das bloß, um Zeit zu gewinnen, und mein Nefse begann:

Letzten Sommer hatte ich, wie Du weißt, Tante, ein sehr mühsames Geschäft. Ich führte den Prozeß eines leichtgläubigen Menschen, dem man schweres Unrecht angethan hatte, der aber auch häufig durch seine einfältigen und gedankenlosen Aeußerungen seine eigene gerechte Sache verderbte. Ich war den ganzen Tag und einen Theil der Nacht damit beschäftigt, und hatte selten Gelegenheit, außerhalb der Stadt eine Zerstreuung zu suchen, sondern, obschon der hohe Sommer unaufhörlich zu Landluft, zu säuselnden Bäumen und duftenden Blumen einlud, so bestand doch mein ganzer Genuß von dieser schönen Jahreszeit darin, Abends ungefähr eine Stunde unter den hohen Ahornbäumen und Linden auf dem Markte desjenigen Karls spazieren zu gehen, der zwischen dem zwölften und vierzehnten in der Mitte steht und bei dem großen historischen Ringeltanz die Hände beider halten wird. Ich wandelte dort umher und hatte so viel zu denken, daß ich nur selten die ganz wenigen Leute bemerkte, welche gleich mir etwas frische Luft und etwas grünen Schatten, Stille und Einsamkeit suchten; denn das Alles findet man da

meistens, und man wird nur dann und wann von plaudernden Mädchen gestört, welche muntere, schöne und wohlgekleidete Kinder hüten, die mit der ganzen Lustigkeit ihres Alters umherspringen, oder auch von irgend einem betagten Herrn, der lebensfatt und mit müden Beinen auf einer Ruhebank sitzt, aber, nach seinem ängstlichen Ansehen zu schließen, weder Ruhe noch Freude zu finden scheint, oder endlich von einem hastig Vorbeieilenden, den sein nächster Weg über diesen schönen Markt führt, auf welchen manche Hauptstadt weit größeren Werth legen würde. So wenig ich also auf das geringe Personal achtete, das sich in den schönen Sommerabenden dorthin locken ließ, so entging es mir doch nicht, daß ich immer, jeden Abend, eine alte Frau auf derselben Ruhebank oder aber, wenn diese besetzt war, auf der nächstfolgenden sitzen sah, wo sie unbemerkt in einem kleinen Buche las, das sie neben einem alten, blaugestreiften Mastuch auf ihrem Schooße liegen hatte. Die Alte trug auch mitten im Sommer, denselben ärmlichen, schwarzen Hut, dieselbe abgeblaßte, blaugrüne Florhaube, denselben zerrissenen, engen und kurzen, braungelben Mantel, und darunter dasselbe alte Bombassinkleid wie so eben, lauter Kleidungsstücke, die wahrscheinlich jetzt, nachdem sie von dem Eis in den Rinnstein hinabgefallen ist, naß genug sein werden. Das erste, zweite und dritte Mal als ich sie bemerkte, dachte ich weiter nichts dabei; später aber gewann sie ein gewisses Interesse für mich, als die einzige Person, welche täglich denselben Geschmack zeigte oder auch zum Mämlichen gezwungen war wie ich. Ich begann endlich an die Alte zu denken, und manchmal war ich, schon ehe ich an Ort und Stelle kam, begierig, ob ich sie auch heute treffen würde, was regelmäßig einschlug. Sie saß auf ihrer gewöhnlichen Ruhebank oder auch ging sie, auf einen alten, anspruchslosen Stab gestützt, langsam auf und ab. Endlich überwältigte mich eine nicht geringe Lust, zu erfahren wer sie sei, wie sie heiße und so weiter und so weiter, kurz es erging mir ganz wie meiner guten Tante, fügte mein Neffe

mit etwas spöttischem Lächeln hinzu und fuhr dann also fort: Ich näherte mich ihr immer mehr. Saß sie auf ihrer gewöhnlichen Bank, so setzte ich mich auf die gegenüberstehende; ging sie weg und spazierte, so schritt auch ich eben so langsam in derselben Breite auf und ab und hatte sehr häufig den Blick unverwandt auf die Alte geheftet. Dies schien sie weder zu erfreuen noch zu beunruhigen; im Gegentheil sah ich, die Wahrheit zu sagen, zu meinem Verdruß, daß sie sich ganz und gar nicht darum bekümmerte, und daß sie von meiner Anwesenheit niemals Notiz zu nehmen schien; nur versteckte sie ihr Büchlein; blieb einfach sitzen und zeichnete mit ihrem Stock in den Sand, stand aber jedesmal bald auf und ging, wenn ich meinen Platz, unmittelbar ihr gegenüber, eingenommen hatte. Ich ersah hieraus, daß ich ihr vielleicht lästig sei, aber doch konnte ich mir's nicht versagen, sie zu verfolgen, denn mit jedem Tag steigerte sich meine Theilnahme und Neugierde, und wenn diese sich einmal bei mir einfinden, so müssen sie schlechterdings Lust und Nahrung haben. Eines Abends saß sie stille auf ihrer Bank und ich auf der meinigen. Sie sah in ihr Buch und ich in meine Zeitungen, denn ich hatte eine solche mitgenommen, um hinter ihr ungestörter meine Alte beobachten zu können. Der Zufall wollte, daß ich wirklich einen Augenblick meine Aufmerksamkeit auf das Blatt heftete und nicht bemerkte wie ein Mädchen schnell den Gang heraufkam; sie schwatzte, lachte und kokettirte lustig mit einem jungen Mann, den ich für einen Handwerksgehilfen hielt, und der an ihrer Seite ging, ohne daß sich der Eine oder die Andere um einen kleinen Korbwagen bekümmerte, welchen das Mädchen zog, und worin ein hübsches Kind von zwei Jahren saß und mit einigen Blumen spielte. Als der lärmende Zug gerade zwischen mich und meine Alte kam, führte das Mädchen unvorsichtig das Wägelchen auf eine Baumwurzel; das eine Vorderrad machte sich los, das Kind fiel heraus, schlug Nase und Mund an den Rand des Wagens und begann zu schreien und zu bluten. Der Wagen blieb stehen,

ich sprang auf, meine Alte gleichfalls, und so kamen wir bei dem freischendenden Kinde zusammen; aber dies Alles war das Werk einer einzigen Sekunde. Die Alte hob das Kind auf, ich gab dem gedankenlosen, gleichgültigen und unachtsamen Mädchen, dessen Gesellschafter sich sogleich entfernte, einen tüchtigen Verweis. Meine Alte nahm ihr blaugestreiftes Mastuch, das ganz rein, obschon grob und zerrissen war, trocknete das blutende Kind damit ab, sprach zärtliche und freundliche Worte zu dem kleinen Würmchen, und sagte zu dem Mädchen in einem, wenn auch nicht gerade befehlenden, so doch überlegenen Tone, es solle Wasser holen. Ei, ich kann von dem Kinde nicht weggehen und darf es nicht bei fremden Leuten lassen, antwortete die Magd etwas trotzig. Ich wurde ärgerlich und sagte: Ist es wohl besser, wenn Du das arme Kind so umherführst, daß es sich stößt, und dann dastehst und zusiehst wie andere kluge und ehrliche Leute es pflegen? Das Mädchen ging beschämt und murrend. Du armes Kind, dachte ich, aber . . . wie kam es wohl, daß sich die Sache gerade hier und gerade jetzt zutragen mußte? Denn dadurch bekommt das Kind Hilfe, und ich kann mit meiner Alten in Berührung kommen. Aber auch dieser Gedanke war pfeilschnell und nahm nicht den vierten Theil der Zeit weg, welche nöthig ist, um darüber Bericht zu erstatten.

„Die armen Kinder, die von den Dienstboten so verwahrlost werden!“ sagte ich, um nur auf irgend eine Art ein Gespräch anzufangen.

„Und die armen Mütter, wenn sie immer wissen könnten, wie schlecht sie dabei berathen sind,“ antwortete die Alte.

„Ja, dann würden sie gewiß ihre Kinder selbst hüten,“ bemerkte ich.

„Gott weiß,“ erwiderte die Alte, indem sie zweifelhaft den Kopf schüttelte, — „sie haben zu viele andere Sachen zu thun und an zu viele andere Dinge zu denken.“

„An andere Dinge!“ antwortete ich. „Und welche andere Dinge könnten wohl wichtiger sein?“

„Das will ich nicht sagen,“ erwiderte die Alte; „ich sage blos, wie es ist, nicht, wie es sein könnte und sollte.“

So waren wir denn bei einer der wichtigsten Fragen, welche Menschen verhandeln können, angekommen, als das Mädchen mit dem Wasser zurückkehrte und eine Unterredung abbrach, deren längere Dauer ich sehr gewünscht hätte. Die alte Dame begann die Schläfe des Kindes zu waschen, und als sie ihre dunkeln, schafledernen Handschuhe auszog, bemerkte ich, daß ihre Hände, obschon schwach vor Alter, gleichwohl äußerst fein und gut geschont waren, und daß an einem ihrer Finger ein Juwel von nicht geringem Werthe glänzte. Du weißt, Tante — fuhr mein Nefse fort — daß ich immer und in allen Dingen das Falsche vom Wahren, das Rechte vom Unächten zu unterscheiden versuche und mich bemühe; deßhalb habe ich mir auch die nöthigen Kenntnisse erworben, um über die Rechtheit von allerlei Steinen und Metallen urtheilen zu können. Es war ein Juwel, ein ausgezeichnet schöner Solitär. Ich heftete mein Auge scharf darauf, und als die Alte bei einer Bewegung mit ihrem Kopfe die Richtung meines Blickes bemerkte, drehte sie schnell den Ring, so daß blos noch das Gold sichtbar blieb; aber dadurch erhielt ich erst volle Gewißheit, denn ich sah jetzt, daß auch dieses äußerst fein war.

Das Kind war nun still und ruhig; das Blut war abgewischt, das Mädchen hatte von der Alten eine freundlich ernste Ermahnung empfangen und zog jetzt sein kleines Opfer weiter. Meine Alte nahm ihren Stock, machte mir ein höfliches Abschiedskompliment und begann langsam nach derselben Richtung zu wandeln, die ich schon mehrere Abende bei ihr beobachtet, wenn sie ihrer Gewohnheit gemäß auf dem Markte Karls XIII. frische Sommerluft geschöpft hatte, nämlich nach der Nordlandstraße zu. Im Gehen riß sie da und dort einige grüne Ahornblätter von den tief herunterhängenden Zweigen ab. Ich folgte ihr unwillkürlich in einiger Entfernung. Sie

drehte sich niemals um, konnte daher auch nicht ahnen, daß sie ihren jungen Verfolger so nahe hätte. Sie ging die ganze lange Straße hinab und bog endlich in eine Quergasse rechts ein, so daß ich meine Schritte beschleunigen mußte, damit sie nicht zu irgend einer Hausthüre hineingehen möchte, ohne daß ich sie bemerkte. Gleichwohl wäre mir dies beinahe geschehen, denn gerade verschwand der letzte Zipfel ihres braungelben Mantels in einem unansehnlichen Thorgange, als ich um die Ecke kam, und ich konnte nur noch sehen, wie sie über einen schmalen, unfreundlichen Hofweg zu einer kleinen dunkeln Thüre hineinging.

Wirst Du mir wohl glauben, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihr nachzugehen? Bald stand also auch ich an dem dunklen Eingang und glaubte zwar Niemand zu hören, der die elende Holztreppe hinaufgehe, wohl aber eine Thüre, die auf dem untern Boden verschlossen wurde. Ich beschloß zu recognosciren, ging daher in die schwarze Hausflur hinein und pochte an eine kleine, schwarze Thüre, aber sie war verschlossen, und Niemand antwortete oder öffnete. Ich ging weiter, pochte an eine andere Thüre und schloß sie auf, als ich den Schlüssel stecken sah. Ich hatte recht gerathen, denn meine arme Alte, die kaum ihren alten Mantel und Hut hatte ablegen können, kam mir jetzt selbst entgegen, und vermuthlich kannte sie mich in der schon etwas dunklen Dämmerung nicht mehr, denn sie fragte in ganz fremdem Tone: „Wen suchen Sie, mein Herr?“ Jetzt war ich gefangen. Während ich auf eine Antwort sann, sah ich mich ein wenig im Zimmer um, denn ich stand auf der Schwelle und hatte folglich das Ganze vor mir. Es war finster und düster, dürftig aber gut aufgeputzt und geordnet. Im Fenster standen ein Paar kleine Töpfe mit lebendigen Blumen, und auf dem Tisch vor demselben lagen die Handschuhe, das Buch, das blaugestreifte Mastuch — daneben stand ein Glas Wasser, in welches meine Alte bereits die frischen Ahornblätter

geworfen hatte, nebst einer kleinen Nelke, welche sie von den Blumen des Kindes genommen. Was sich weiter noch im Zimmer vorfand, konnte ich bei der Dunkelheit nicht so genau unterscheiden, im Uebrigen schien es nichts anderes zu sein als ein Bett, ein Schrank und etliche Stühle, was Alles ich noch nicht genau hatte beaugenscheinigen können, als ich langsam genugsam folgende Antwort auf die Frage der Alten hervorstammelte: „Ich suche eigentlich eine . . . eine . . . eine Madame, von der man mir gesagt hat, daß sie hier irgendwo wohne.“

„Wie heißt sie?“ fragte die Eigenthümerin des Zimmers artig und dienstbeflissen.

„Sie heißt . . . ei, wie war es doch? . . . Ja, richtig . . . Madame Anderffon,“ brach ich endlich heraus, indem ich Namen und Person aus der bloßen Luft griff.

„So, so,“ antwortete meine Alte; „Madame Anderffon wohnt nicht hier, sondern drei Treppen höher, und ich glaube, daß sie zu Hause sein wird.“

Damit machte sie eine Bewegung, gleich als wollte sie mir den Weg weisen, und ich . . . dankte und ging, mit dem Vorsatz, das Uebrige dem Ungefähr zu überlassen. Ich tappte also wirklich die bezeichnete drei Treppen hinauf, kam auf eine garstige, kohlschwarze Flur, klopfte der Anweisung zu Folge an eine Thüre rechts und erhielt folgende Zurechtweisung von einer groben, barschen Weiberstimme: „Mein Gott, für was stehen Sie da und hungern herum, wenn die Thüre doch offen ist? Treten Sie nur herein!“ Und ich trat hinein, obschon mehrere Sinne sich dawider sträubten.

Dieses Zimmer war noch dunkler als das meiner ehrlichen Alten, aber ich entdeckte gleichwohl sogleich eine gräuliche Unsauberkeit und Unordnung. Im Kamin glühten einige Kohlen, und vor demselben lag ein widerliches Weib, welches diese Kohlen anblies, und eine Bratpfanne mit dunstigem und ranzigem Speck darüber hielt.

„Was beliebt?“ fragte sie in rauhem Tone. „Wen sucht der Herr? Was soll es sein?“ Diese Fragen stellte

sie alle während sie die Kohlen anblies und ohne mich anzusehen.

„Ich suche Madame Andersson,“ antwortete ich, denn ich hatte mir vorgenommen, mich in ein Gespräch mit der Alten einzulassen, nachdem der Zufall uns auf so eigenthümliche Weise zusammengeführt hatte; ohnehin unterhalte ich mich ja immer gern mit den niedrigeren Volksklassen, um auch sie ganz genau kennen zu lernen, ein Studium, welches viel Anziehendes hat, je länger und ernster man es betreibt.

„Das bin ich ja,“ antwortete das Weib. „Was beliebt also? Wer hat Sie an mich gewiesen? Wünschen Sie etwas scheuern zu lassen, oder was wollen Sie sonst?“

Diese Fragen that sie in einem Athemzug, und sie gaben mir die nächste Anleitung, um das Gespräch fortzusetzen.

„Ja, es sollte etwas gescheuert werden,“ sagte ich, während die Frau das Feuer stärker anblies und mich beim Scheine desselben musterte, indem sie die Hand vor die Augen hielt, um besser zu sehen.

„Und deshalb soll ein so vornehmer Herr selbst kommen?“ bemerkte sie mit einem Ausdruck starker Verwunderung. „Das ist sehr sonderbar, das! Muß es noch heute Abend geschehen? Man könnte es wohl noch besorgen, obgleich es schon spät ist. Wo soll es sein? Ist es in der Nachbarschaft?“

„Nein, Gott bewahre, meine gute Madame,“ sagte ich, „es muß heute Abend nicht mehr sein, sondern erst am . . .“ mehr wußte ich nicht herauszubringen.

„Morgen oder übermorgen habe ich keine Zeit,“ fiel sie mir in die Rede. „Morgen muß ich zu Lundins gehen, und den ganzen Sonnabend bin ich bei meinem Bäcker; der Herr muß sich also an eine andere Person wenden.“

Diese letzten Worte sprach sie mit großer Gleichgültigkeit und begann wieder auf ihre schwarz werdenden Kohlen zu blasen.

„Ach, meine gute Madame Andersson,“ sagte ich in

meiner Beharrlichkeit, „es thut mir sehr leid, daß ich diesmal Ihre Unterstützung entbehren muß, die mir so sehr gerühmt worden ist, aber vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Könnten Sie mir nicht eine Person angeben, die sich in der Eile finden ließe? Auf eine Empfehlung von Ihnen würde ich großes Gewicht legen. Ist Niemand im Hause hier? Ich sah eine alte Frau in braunem Mantel und schwarzem Hut hereingehen. Wer ist sie? Könnte nicht sie“

Hier fiel mir die Frau von Neuem heftig in die Rede und rief:

„Sie! die alte Mamsell! Sie scheuern! Mein, das hat sie wohl ihrer Lebtag nie gethan! Sie scheuert nicht einmal ihre eigene Kaffeepfanne, außer wenn sie so schwarz ist wie Ruß, und da muß ich ihr noch jedesmal helfen. Es ist genug, wenn sie ihr eigenes Zimmer fegt, aber das thut sie doch, nur damit sie Ordnung hat.“

„Was ist es für eine alte Mamsell?“ fragte ich, etwas verwundert darüber, in der Alten nicht eine Frau zu finden, die unglücklich verheirathet gewesen, an ihren Kindern viel Kummer erlebt habe und dergleichen, denn in dieser Richtung ungefähr hatte ich bereits ein langes Drama oder Trauerspiel zu Faden geschlagen.

„Ja, Gott weiß, was das für Eine ist,“ antwortete die Frau, welche jetzt auch Lust zu haben schien, die Unterhaltung fortzusetzen; ob sie dies aus Schwaglust wollte oder um sich meine künftige Kundschaft zu sichern, das konnte ich in der Dunkelheit aus ihrer Physiognomie nicht absehen. „Sie wohnt seit mehreren Jahren still und eingezogen im Hause,“ fuhr die Frau fort, „aber von ihrer Jugend, wie überhaupt von der Zeit, ehe sie sich da einmietete, spricht sie niemals. Sie ist entsetzlich arm, sie lebt von einer ganz kleinen Rente und kann schlechterdings nichts thun, um sich fortzubringen. Zwar strickt sie Strümpfe, aber das geht ganz abscheulich langsam, denn sehen Sie, sie muß immer zugleich lesen, und da vergißt sie den ganzen Strumpf, läßt die Maschen fallen, sitzt dann stunden-

lang da und denkt blos über das ausländische Buch nach, denn sie liest sowohl schwedische als ausländische Werke. Aber sehen Sie, sie ist hoffärtig, das ist ihr ganzer Fehler; denn wenn sie wollte, so könnte sie schon besser leben; nun aber lebt sie wie ein Hund, verzeih mir's Gott! und ich würde jedenfalls verhungern, wenn ich so lebte wie sie. Aber sie kümmert sich nicht viel darum, denn sie hat noch eine goldene Uhr und einen Ring, der gewiß ächt ist, am Finger, und dann eine Menge Bücher! Ich habe ihr schon oft vorgeschlagen, diese Sachen zu verkaufen, aber sie will das schlechterdings nicht. Auch bin ich überzeugt, daß sie von ihrer elenden Pension noch die Hälfte für Blumen ausgibt, denn so oft ich auf den Markt gehe und sie frage, ob sie etwas wolle (ich helfe ihr nämlich gern, der armen Frau), so antwortet sie ganz vornehm: „Nein, ich danke, liebe, gute Madame Andersson, ich habe noch Kartoffeln für ein Paar Tage; Aber wenn Sie mir die Gefälligkeit erweisen und für einen Schilling Blumen kaufen wollten, so würden Sie mich recht sehr verbinden. Denken Sie sich nur, ein Paar Mal habe ich ihr statt Blumen Strömlinge gekauft, und da hat sie gelacht und ihre Fische mit gutem Appetit gegessen; aber ich mußte ihr die Bratpfanne putzen und die Fische braten, und dann wollte sie mir noch für meine Mühe die Hälfte davon geben. Ich kann jedoch nichts von ihr annehmen, sondern lege lieber noch etwas von dem Meinigen dazu, wenn sie es nicht sieht; denn wenn sie es sähe, so würde sie es ganz gewiß sehr böse aufnehmen; aber ich kann mich, Gott sei Lob und Dank! mit meiner Hände Arbeit gut ernähren, und es fehlt mir nie an meinem täglichen Brod, auch habe ich Kleider, an denen ich mich nicht zu schämen brauche, obschon ich jetzt so garstig und elend aussehe; doch das kommt vom Scheuern eines ganz großen Hauses her, mit Treppen und Allem. Wann soll ich einmal zu Ihnen kommen?“

So schloß diese Erzählung, die wo möglich meine Neugierde noch mehr spannte, obschon sie jetzt eine ganz

andere Richtung angenommen hatte und sich zu der früheren verhielt, wie eine alte Jungfer zu einer alten Frau.

„Ich werde schon von mir hören lassen,“ antwortete ich und holte einen kleinen Bankzettel hervor, um die Frau dafür zu belohnen, daß sie erstens nichts von der alten Mamsell essen konnte, und zweitens derselben sogar von ihren eigenen Sachen gab. „Und hier, gute Frau, haben Sie einen kleinen Vorschuß,“ sagte ich.

„Nein, ich danke,“ antwortete sie mit ächtem Stolz und schien mir jetzt weder garstig noch widerwärtig, „ich nehme nie etwas voraus, Das wäre vorgegessen Brod, und wenn ich krank würde und nicht kommen könnte, so würde man glauben, ich sei unehrlich oder faul.“

„Nun, so nehmen Sie es als Geschenk,“ sagte ich beschämt und voll Bewunderung, unter einer so unedlen Hülle eine so edle Denkungsart zu finden.

„Nein, warum sollte ich das?“ erwiderte sie. „Ich habe bis jetzt nie nöthig gehabt, Almosen zu nehmen, und Gott im Himmel wolle geben, daß ich solche bis zu meinem Todestage entbehren kann; Trinkgelder aber nehme ich nie, wenn ich keinen Dienst dafür geleistet habe.“

„Nun, so kaufen Sie der alten Mamsell einige schöne Blumen dafür,“ bat ich, denn ich hatte gar keine Lust, den Bankzettel wieder zu seinen Kameraden zu legen.

„Sie müssen das Geld sehr überflüssig haben, da Sie es so gerne los schlagen,“ sagte die Frau lachend, „und nun muß ich es annehmen, ich mag wollen oder nicht, da es für diejenige gegeben wird, die der Sache so bedürftig ist; aber Sie werden entschuldigen, mein Herr, wenn ich wenigstens für drei Biertheile von dem schönen Geschenk Gewaaren und bloß für den Rest Rosen kaufe, denn ich kann wahrhaftig nicht einsehen, welchen Nutzen oder welche Freude ein Paar Rosen in einem Glas Wasser bringen können. Aber das kommt wohl daher, weil ich mich niemals damit abgegeben habe, denn wenn ich je einmal im Sommer an einem Sonntag Abend ein Paar Stündchen erübrigen kann, so gehe ich in den botanischen Garten

hinaus und sehe sie dort an, wo sie wachsen, und das ist nach meinem Geschmack bei weitem angenehmer."

"Thun Sie damit, wie Sie wollen und gut finden, meine werthe Madame," sagte ich, auch über diese neue Bekanntschaft herzlich vergnügt, und nun machte ich mich fertig zum Gehen; in der Thüre aber drehte ich mich um und fragte bloß des Spasses halber, wie ich sagte, nach dem Namen der alten Mamsell.

"Sie heißt Wall, Elisabeth Wall," antwortete die Frau. Jetzt wußte ichs, und jetzt weißt es auch Du, Tante.

Hier schloß mein Nefse, sah auf seine Uhr, stand hastig auf und rief:

"Der Tausend! wie verschwazte ich da meine kostbare Zeit!" Damit klopfte er mich söhulich auf die Schulter, nahm in aller Schnelligkeit Hut und Stock, eilte weg und da saß ich . . . neugieriger als je in Beziehung auf die alte Blumen- und Bücherfreundin.

"Und das war Alles, was ich von dem hochgewachsenen Herrn gewahren konnte," sagt Washington Irving so naiv, nachdem er erzählt hat, wie auf einer Reise seine Neugierde in Betreff eines andern Reisenden, welcher das gleiche Hotel bewohnte wie er, anderthalb Tage hindurch sich unaufhörlich bis zu einer Art von Krankheit gesteigert, und er dennoch am Ende nichts zu sehen bekommen habe, als den einen Fuß des hochgewachsenen Herrn, im Augenblick, wo dieser Gegenstand seiner gräßlichen Neugierde in den Wagen stieg, um seine Reise fortzusetzen. Und das ist Alles, was ich von der alten Mamsell erfahren konnte! rief ich ganz böse, als mein Nefse die Thüre zugeworfen hatte und ich nichts mehr von ihm hörte. Ich war mit meinem Nefsen nie so unzufrieden gewesen, wie in diesem

Augenblick. Ich, die ich ihn immer in einer ganzen Glorie von Vortrefflichkeiten erblickt hatte, meinte ihn jetzt in einem Nebel von eitel Fehlern und Mängeln stehen zu sehen. Ich war ganz ärgerlich auf ihn, ich konnte es ihm nicht verzeihen, daß er seine Erzählung so schmäählich abgebrochen; ja ich konnte ihm nicht einmal seinen Enthusiasmus für die alte Here auf der Straße vergeben, und es überkam mich plötzlich ein gewisser gründlicher, obschon ganz grundloser Widerwillen gegen sie. Ich will wetten — dachte ich bei mir selbst — daß es eine alte Kofette ist, ein altes garstiges Weibsstück mit einer höchst zweideutigen Jugendgeschichte, denn die Männer, die liederlichsten und mitunter auch die allerbesten, haben doch immer ein gewisses besonderes Interesse für solche Geschöpfe, von denen sie zuerst geleitet und verleitet werden, die aber nachher unter ihre tyrannische Laune sich beugen und krümmen müssen; solche Geschöpfe, welche nicht werth sind, mit der guten, reinherzigen, reindentenden, edlen und tugendhaften Frau unter demselben Dache zu wohnen. Pfui! . . . Ich hätte Lust gehabt, meinen Neffen in einem Löffel Wasser zu ertränken! Er kam mir auf einmal ganz abscheulich vor. Ich bin überzeugt — so dachte ich weiter, denn ich dachte entsetzlich viel über diese Sache — daß mein Neffe diese alte Ruine sogar mir selbst vorzieht, die ich ihn mit mütterlichen Gefühlen von seiner frühen Jugend auf geliebt habe, mir, gegen die er so oft die zärtlichste Ergebenheit ausgesprochen hat. Ich bin überzeugt — dachte ich hohnlachend — daß er an dieser ausgetrockneten, mit braunen Handschuhen überzogenen Marchel, an diesem siebenzigjährigen Mausoleum über einer leichtfertigen Jugend mehr Gefallen findet als an mir An mir, in deren Haaren noch nicht eine einzige Schneeflocke zu entdecken ist; an mir, deren Zähne noch immer wie Perlen glänzen, ohne jedoch aus Salviegränd *) geholt zu sein;

*) Eine Gasse unweit des Schlosses von Stockholm, an welcher bis vor Kurzem ein geschickter Zahnarzt wohnte. U. d. U.

an mir, die ich noch immer aussehe als stände ich entre deux âges!

Ich hatte es manchmal ohne den mindesten Verdruss mit angesehen, daß er die Gesellschaft schöner, junger Mädchen der meinigen vorzog; aber hinter dies alte Skelett zurückgesetzt zu werden, das dächte mich unerträglich. Ich hätte einen Augenblick Lust gehabt, meinen Neffen zu erwürgen! Und überdies — dachte ich, denn ich dachte, offen gestanden, den ganzen Abend an nichts Anderes — überdies wo ist wohl jetzt seine große, von ihm selbst gepriesene und bisher von mir zugestandene Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe — denn ich hatte ihn bis auf diese Stunde als die Waage betrachtet, an welcher die Schalen der Frau Justitia hängen — wo ist wohl jetzt all dieser Gerechtigkeitsfönn, wenn er mit solcher Vorliebe diese untaugliche alte Schachtel (die nicht einmal im Stande ist, sich eine Suppe zu kochen) in ein so glänzendes Licht stellen kann und dagegen über das edle und menschenfreundliche, wenn auch rohe und ungebildete Benehmen der wackeren Tagelöhnerin wegsieht, die sich ihren Speck und ihre Kartoffel im Schweiß ihres Angesichts kochte, bei vornehmen und geringen Leuten mit demselben Wasser scheuerte, und dennoch von ihrer kostbaren Zeit und ihrem mühsam erworbenen Lohne noch etwas erübrigte, um damit der faulen, genialen und egoistischen Mamsell zu helfen; denn mein Neffe hatte mit keinem Wort angedeutet, daß sie kränklich sei, sondern blos, daß sie von des Lebens Prosa geplagt werde, eine Redensart, welche bald genug auf alle wirkliche Tüchtigkeit angewandt wird. Ich gerieth in einen wahren Enthusiasmus über die Tagelöhnerin, und dieser wuchs mit jedem Augenblick in gleichem Verhältniß wie mein Mißvergnügen über den ungerathenen Neffen.

Und wo ist wohl seine Delikatesse, sein Zartgefühl, sein feines Bewußtsein für das, was Andere empfinden können? — dachte ich weiter. — Wohin haben wohl diese bei einem jungen Mann so ungewöhnliche, nur aus zwei herrlichen Quellen, einem guten Kopf und einem

guten Herzen fließende Eigenschaften . . . wohin haben wohl sie ihren Weg genommen? Sie müssen in die Erde gesunken sein, wenn mein Nefse der edlen Taglöhnerin auf eine Art, bei der sie es nicht abschlagen durfte, Geld geben konnte, und zwar nicht für sie selbst, sondern für seine vergötterte, garstige, alte Mamsell, der zu Liebe er ohne Hut die halbe Straße hinab sprang und der zu Liebe er um ein Kleines auf die Nase gepurzelt wäre. Aber er kennt das Pulver gut genug: er weiß wohl, daß die alte Dame es nicht so genau nimmt, daß sie in früheren Zeiten wohl größere Geschenke aus jungen, männlichen Händen empfangen hat, und daß sie sich solche auch jetzt ohne den mindesten Widerwillen gefallen läßt, indem sie sich dabei weit besser befindet als beim Bergspinnen und Strümpfestricken. Pfui Kuckuck!

Ich war entsetzlich erbittert über meinen Nefsen und seine alte Dulcinea, und diese Erbitterung blieb fortwährend, selbst nachdem ich mir vorgenommen hatte, der ganzen Lumpengeschichte nicht einen einzigen Gedanken mehr zu widmen.

Diesen Vorsatz zu fassen hatte ich vollkommen Zeit gehabt; auch hätte es mir nicht an der besten Gelegenheit gefehlt, ihn auszuführen, wenn ich, Notabene im Allgemeinen den Brauch gehabt hätte, alle meine Vorsätze ins Werk zu setzen; denn ich hörte acht volle Tage nichts mehr von meinem Nefsen, eine sonst unerhörte Zeit zwischen seinen Besuchen, die er sonst alle zwei Tage, wo nicht täglich, abzustatten pflegte.

Mit jedem Tag, den er ausblieb, wuchs mein Staunen und meine Erbitterung. Die Möglichkeit eines Unwohlseins fiel mir gar nicht ein, und überdies hätte er dann seinen Bedienten schicken und es melden lassen können. Ich beschloß also, ganz wie ein verliebtes Mädchen, das sich beleidigt fühlt und schmollt, mich nichts um ihn zu kümmern, und wollte mich um alles in der Welt nicht nach seinem Befinden erkundigen lassen, aus Furcht, mir das Gallenfieber anzuergern, wenn mein Bote mit der

Nachricht zurückkäme, der vermeintliche Patient befände sich vortrefflich, habe aber nicht Zeit gehabt, bei Ihro Gnaden vorzusprechen.

Nein, nein, ich ließ ihn machen was er wollte, und saß inzwischen nicht beschäftigungslos da, denn ich that wie König Pharaon: ich saß und verstockte mein Herz, und eines Abends, als dies beinahe fertig war, eines Abends — es war der achte, seitdem mein Nefse ohne Hut auf die Straße gerast war, ein Ausdruck, den ich später öfters zu gebrauchen gedachte — da hörte ich, ungefähr um sieben Uhr, wie Galoschen im Vorzimmer klapperten, wie ein Regenschirm in die Ecke gestellt, wie die Saalthüre geöffnet, wie der Saal durchlaufen wurde, und wie Schritte, an denen ich sogleich meinen Nefsen erkannte, dem Bohnzimmer sich naheten. Das Alles hörte ich, aber ich rührte mich nicht von der Stelle, sondern blieb in meiner Sophaecke sitzen, sticte verzweifelt darauf los und ließ Wellholz und Nadel aneinander klappern. Sonst ging ich meinem Nefsen jedesmal entgegen, um ihn zu bewillkommen, jetzt blickte ich nicht eher auf, als bis er an den Tisch gekommen war, wo ich saß; dann aber hielt ich die Hand vor die Augen, damit ihnen der Lampenschein nicht wehthue, und sagte mit schauerlicher Kälte:

„Si der Tausend! Bist Du's, Hermann?“

Und nun entstand folgendes Zwiegespräch zwischen Tante und Nefsen:

„Ja, allerdings bin ich's, liebe Tante, denn ich bekam Gewissensbisse, weil ich mich so entsetzlich lang nicht erkundigt habe, was Du machst und was Du treibst.“

„Eine solche Kleinigkeit muß Dein zartes Gewissen nicht bedrücken,“ antwortete ich mit abscheulicher Gleichgültigkeit. „Uebrigens weiß ich selbst nicht, ob es schon so lange her ist, daß Du da warst. Ich merke mir so unwichtige Dinge nicht, und ich denke ganz und gar nicht daran, wer den Tag über kommt oder geht,“ fügte ich mit vieler Kälte hinzu, und ohne auch nur von meiner Stille aufzusehen.

„Es sind wahrhaftig volle acht Tage, daß ich zum letzten Mal bei Dir war, liebe Tante,“ versetzte mein Nefse in seinem gewöhnlichen freundlichen Tone, „aber ich bin auch sonst bei Niemand gewesen, sondern habe wie ein Slave gearbeitet für eine unglückliche Familie, deren ganze Existenz darauf beruht, ob ich die im höchsten Grade verwickelte und hart angefochtene Rechtmäßigkeit ihrer Sache an den Tag bringen kann oder nicht. Ich versichere Dich,“ fuhr er fort, „daß ich selbst in meinen Träumen nach diesen in die Augen fallenden juridischen Beweisen tappe und forsche, welche man leisten muß, selbst wenn die Sache vor unserem moralischen Auge noch so klar und deutlich da läge. Ich kann also fecklich sagen, daß ich schon sechs-
zehn Tage lang nicht mehr durch einen freundlichen Blick von meiner guten, geliebten Tante erfreut worden bin, denn ich habe diese ganze Zeit über beinahe ununterbrochen gearbeitet, und selbst mein kurzer Schlaf war eine Fortsetzung dieses wachen Zustandes, folglich auch ohne alle Ruhe oder belebende Kraft. Die anhaltende Arbeit und das ewige Wachen machte mich aber auch so verdrießlich und unlustig, daß ich dringend das Bedürfniß nach einer kleinen, für Seele, Herz und Sinn belebenden und ermunternden Zerstreuung empfand, und deshalb bin ich jetzt hier, liebste Tante!“

Ich hatte während seiner Rede unvermerkt meine Arbeit auf den Tisch fallen lassen, dieselbe sodann gänzlich vergessen, die Lampe so gedreht, daß ihr ganzer Schein auf die edlen, anmuthigen Züge des jungen Mannes fiel, den ich mit einem gewissen Entzücken betrachtete, und was mehr noch! . . . Ich hatte meinen ganzen Bohn, die ganze alte Mamsell, die edle Tagelöhnerin, meines Nefsen hastiges Verschwinden an dem Tag, da er hutlos auf die Straße gerast, dies Alles hatte ich vergessen. Ich hatte es vergessen und verziehen, ganz wie wir Frauen das zu thun pflegen, schnell wie der Blitz und zuweilen eben so unmotivirt vor menschlichen Augen.

„Setz Dich hier, mein guter, geliebter Junge,“ sagte

ich und machte ihm in der Sophaecke Platz, von welcher ich wußte, daß sie sein Lieblingsitz war. Hierauf drehte ich die Lampe von seinen matten, durch Nachtwachen und eifrige Arbeit übel zugerichteten, aber noch immer so schönen Augen, griff nach der Klingel, zog sie hastig und bestellte einen guten Thee mit Brezeln, Zwieback und Pfefferkuchen, denn ich wußte, daß dies meinem Nefen die liebsten Theebrödchen waren.

Nachdem er sich in der zur Unterhaltung so einladenden Sophaecke behaglich eingerichtet, begann mein Nefse mir ausführlich alle Umstände des Processes zu erzählen, den er gegenwärtig für einen unschuldig Leidenden führte. Die Sache war inzwischen im höchsten Grade verwickelt, und nachdem mein Nefse alles aufgeführt, was für und gegen seine Ansicht sprach, wurde es mir wirklich schwer, ein Urtheil abzugeben, das er jetzt, wie schon oft in ähnlichen Fällen, von mir verlangte. Manchmal schien es mir — und gerade das beweist, wie ehrlich er die Wahrheit sprach — es schien mir, als habe sein Gegner das Recht auf seiner Seite, aber nachdem wir lange über die kitzliche Frage hin und her geredet, da wurde ich wieder derselben Ansicht wie mein Nefse, und wünschte aus aufrichtigem Herzen seiner Sache den Sieg.

Wittlerweile hatte ich, wie ich bereits gesagt, meinen Zorn und überdies die ganze alte Mamsell sammt dem größeren Theil der Tagelöhnerin total vergessen, aber als ich und mein Nefse unsern Thee getrunken und unsere Berathung über die mißliche Streitfrage beendet hatten, sagte er plötzlich nach einer kurzen Pause:

„Ich habe Dich, glaube ich, nicht mehr gesehen, seit dem Nachmittag, wo die alte Mamsell beinahe in den Stein gefallen wäre, wenn ich ihr nicht geholfen hätte, und da konnte ich meine Erzählung ihrer Schicksale zwar anfangen, aber nicht zu Ende führen.“

„Oh, die sind mir ganz gleichgültig,“ antwortete ich etwas schnell, und ich fühlte, daß ein Funke des früheren Mergers wieder aufflammen wollte.

„Sage das nicht, liebe Tante,“ erwiderte mein Neffe lächelnd. „Du möchtest gar zu gerne erfahren, was ich von meiner alten Mamsell zu erzählen weiß; ich sah dies schon das letzte Mal, obschon ich schlechterdings keine Zeit hatte, Deinem Wunsch nachzukommen, und ich sehe es auch jetzt aus dieser, im Uebrigen recht gut gespielten Gleichgültigkeit.“

Ich war in meinem eigenen Netze gefangen; aber ich faßte mich und antwortete:

„Nein, ich bin wahrhaftig nicht im Mindesten neugierig darauf, denn ich kann die Schicksale und Jugenderlebnisse Deiner alten Mamsell so vollkommen errathen, als hätte ich eine ausführliche Biographie von ihr gelesen.“

„Nein, nein, Tante, das kannst Du wahrlich nicht,“ erwiderte mein Neffe lachend. „Du überschätzt manchmal Dein Errathungsvermögen.“

„Aber diesmal nicht,“ antwortete ich, meiner Sache im höchsten Grad gewiß. „Sie war in früheren Zeiten Maitresse irgend eines vornehmen Mannes, nicht wahr?“

„Fehlgeschossen!“ rief mein Neffe, mit der Freude, die man empfindet, wenn ein Anderer bestimmt etwas zu wissen glaubt, was wir besser wissen, und seine Wissenschaft sich dann als eitel und nichtig erweist.

„Nun, dann war sie vielleicht noch etwas Schlimmeres,“ sagte ich etwas verdrießlich.

„Etwas Schlimmeres!“ wiederholte mein Neffe. „Ja, ja, das ist wahr,“ fügte er hinzu, „etwas Schlimmeres kann es wohl geben; aber hier ist das noch viel weniger der Fall.“

„Nun, so ist sie wohl eine verführte, betrogene und verstoßene Unschuld, welche ihren verlorneu Paradiesvogel beweint,“ sagte ich ganz ärgerlich.

„Auch das nicht,“ meine gute, fluge Tante!“ erklärte mein Neffe mit seinem allerabscheulichsten Lächeln, das ihm aber doch so verzweifelt gut anstand.

„Ei, so will ich auch nichts von ihr wissen,“ versicherte ich übellaunisch. „Ich habe mich gleich im Anfang nichts

um sie bekümmert, und an Deiner ganzen, langen Erzählung von Deiner alten, faulen Mamsell, die Du aber dennoch so interessant wie möglich zu machen suchtest, waren bloß zwei Sachen, die meine Aufmerksamkeit wirklich fesselten, oder eigentlich drei: die zart sinnige Art und Weise, wie die ehrliche Tagelöhnerin die faule Mamsell unterstützte; Deine Blindheit für das Einfachedle in ihrer Denkungsweise und Deine Unverschämtheit, einige Reichsthaler, denn mehr war es doch wohl nicht, einer Person, auf die Du einigen Werth legtest, zu geben, ohne Dich der Verschwiegenheit der Mittelperson fest zu versichern."

"Ich hielt es nicht für nöthig, liebste Tante," antwortete mein Nefse mit dem ruhigen Ernst, der seinen jungen Zügen immer allerliebste ließ, und mit dem er mich jederzeit entwaffnete, „ich hielt es nicht für nöthig zu sagen, daß ich alle Maßregeln ergriff, welche bei größeren oder geringeren Werken der Barmherzigkeit gleich sehr beobachtet werden müssen, wenn der Bedürftige die Unterstützung nicht noch herber empfinden soll als die Noth selbst. Ich glaubte in meiner Erzählung von einer andern Person, nichts von eigenen Tugenden und Verdiensten einflechten zu dürfen."

"Dessen bedarfst Du auch nicht. Du hast Recht jetzt und immer," antwortete ich, jetzt wie immer überführt von meinem Nefsen, der im Scherz und im Ernst, in seinem bloßen Wort, ja selbst in dem stummen Blick aus dem hochblauen Auge etwas so Ueberzeugendes und Ueberlegendes hat, daß man sich außer Stand sieht, zu zweifeln und zu tadeln.

"Nun, so erzähle mir jetzt von Deiner alten Mamsell," fuhr ich fort, „denn Gott weiß wie es kam," aber die wenigen Worte, die mein Nefse über sie geäußert, hatten allen meinen Stachel gegen sie abgestumpft und von Neuem mein Interesse für sie geweckt.

"Das will ich thun," antwortete er und begann sofort: Ich setzte meine Spaziergänge auf den Markt Karls XIII. wie gewöhnlich fort. Meine Alte that das Gleiche, aber jetzt grüßten wir einander; doch muß ich zugeben, daß

Auge den großen, hellen und funkelnden Juwel, welcher an ihrer dürrer eingeschrumpften Hand bligte. Der Alten entging es nicht, daß mein Blick auf derselben haftete, und gleichsam gezwungen vor einem warmen Sommerhauch der Freundschaft das hartvernagelte Herz aufzubrechen, rief sie, den Juwel ansehend:

„Ach ja, wundern Sie sich nicht darüber! Das ist der einzige Freund in der Noth, den ich noch habe; er ist rein, fest und unwandelbar, wie die Menschen sein sollten. Er spiegelt in seinen klaren, schönen Strahlen alle meine Erinnerungen, alle meine noch übrig gebliebenen Hoffnungen ab, und Sie, junger Mann, wer Sie auch sein mögen, verdammen Sie die alte, franke, blutarme Frau nicht, daß sie noch jetzt an dem einzigen Faden fest hält, der zwischen ihr und einem heitern, unabhängigen Leben übrig geblieben ist, daß sie ihn behält, bis zu dem Tage, wo sie gezwungen sein könnte, die menschliche Barmherzigkeit anzurufen und ihr Brod zu betteln.“

„Ich beurtheile viel, aber ich verurtheile nie,“ antwortete ich der Alten, indem ich mich auf einen neben dem Bett stehenden Stuhl setzte, und nun erklärte ich ihr in kurzen, wahrscheinlich überzeugenden Worten, wie sie schon längere Zeit meine lebhafteste Theilnahme erweckt, wie ich sehen gekonnt, daß sie viel gelitten und erfahren, wie ich überzeugt sei, daß sie unschuldig gelitten, und wie eine starke Sinneigung, der Wunsch, helfen zu können, zugleich aber auch — ich könne das nicht läugnen — einige Neugierde sich mächtig in meiner Seele geregt habe, als ich sie gesehen.

„Sinneigung!“ wiederholte die Alte. „Oh, es sind viele Winter und Sommer verflossen, seit dieses Wort nicht mehr an mein Ohr erklang. Wunsch zu helfen! Ach, ich sehne mich nur nach dem Tode! Neugierde! fürchten Sie, junger Mann, meine Schicksale zu erfahren, denn Du glaubst dann nie mehr an die Menschen, und der Glaube an sie, das Vertrauen auf sie ist doch unter

allen Rosen und Lilien, welche im jugendlichen Gemütthe aufblühen, die allerschönste.“

„Ich kenne schon jetzt genug von den Menschen,“ antwortete ich, „um zu wissen, was ich von ihnen zu glauben habe, und meine Meinung ist keineswegs, sogleich von Ihnen das Vertrauen zu erlangen, welches blos die Frucht einer erprobten Freundschaft und Ergebenheit sein kann. Lassen wir also dies bis auf Weiteres und betrachten Sie mich nur als einen Sohn oder als den Sohn eines Jugendfreundes; erlauben Sie mir, für Ihre Verpflegung Sorge zu tragen, zu sehen, was Ihnen fehlt, und dem Mangel abzuhelpen, und zwar ohne alle Einwendungen, Umstände und Komplimente, denn solche habe ich.“

Ich muß ausgesehen haben, als denke ich wirklich wie ich spreche, denn die Alte legte blos ihre magern Hände zusammen und erhob einen thränenvollen Blick zu der niedrigen, finstern Zimmerdecke; dann aber sagte sie ohne alles Zögern und indem sie mir scharf ins Auge blickte:

„Nun gut, ich wünsche einen Arzt, der nach meinem Fuße sehe, etwas Nahrung, ein Buch zum Lesen u . . . ein Glas mit Blumen.“

Ich war in der That so entzückt über diese einfache Aufrichtigkeit, über das Vertrauen, das sie auf meine Worte setzte, über das Glück, ein einziges Mal eine unumwundene Antwort auf eine unverblümte Frage erhalten zu haben, daß ich die trockene, alte Hand ergriff und sie — nicht à la Seladon an meine Lippen, sondern an mein Herz drückte, welches in Freude schwamm über den lichten Sonnenschein, den eine menschliche Theilnahme über diese alten, durch Kummer und Widerwärtigkeiten verdüsterten Züge hervorrief. Sie lächelte und nickte mir zu, gerade wie einem Sohne. Ich verabschiedete mich kurz und eilte hinweg, um ihre Wünsche zu befriedigen, was mir auch gelang, bevor die nächste Stunde geschlagen hatte. Seitdem besuchte ich sie jeden Tag, und jedes-

der Anstoß dazu immer von mir ausging. Mit wahren Vergnügen sah ich jetzt, daß sie keine Ahornblätter mehr abzupfte, und ich empfand eine lebhaftere Befriedigung bei dem Gedanken, daß die Blumen, welche die Tagelöhnerin ihr vielleicht angeschafft, die Ahornblätter entbehrlich gemacht haben. Eines Abends, als meine Alte aufbrach, um nach Hause zu gehen, stolperte sie ein wenig, ließ ihren Stock fallen und dankte mir sehr verbindlich, als ich ihr zu Hilfe kam. Ich ging einige Schritte an ihrer Seite, sprach ein Paar Worte mit ihr und bot ihr schließlich meinen Arm, um sie nach Hause zu führen, denn ich sah deutlich, daß das Gehen ihr beschwerlich wurde, und daß sie sich weit mehr als gewöhnlich auf ihren Stock stützte. Sie blieb bei meinem Antrag verwundert stehen, sah mir starr in die Augen und sagte mit einem gewissen betrübten, aber feinen Lächeln:

„Ja, das würde schön aussehen! Der elegante junge Herr mit der dürftigen alten Frau am Arme. Nein, ich danke, mein werthester Herr! Um Ihrer selbst und um meinetwillen, auch um den Gassenjungen keine unnöthige Freude zu machen, kann ich Ihr höfliches Anerbieten nicht annehmen.“

Ich verbeugte mich in der That etwas verdrießlich, denn Du weißt ja selbst, Tante, daß ich mich gar nicht darum bekümmere, wie eine Sache ausfällt. Am Abend darauf vermißte ich meine Alte, Am zweiten, dritten, vierten Abend gleichfalls. Am fünften und sechsten blieb ich selbst aus, und am siebenten fand sich die Alte wiederum nicht ein. Jetzt begann ich unruhig zu werden und beschloß, meine Tagelöhnerin aufzusuchen. Ich eilte zu diesem Behuf abermals die ganze, lange Nordlandsstraße hinan und die vielen dunklen Treppen hinauf. Ich fand die Thüre verschlossen und trotz meines Pöchens und Polterns blieb alles mäuschenstill. Jetzt faßte ich einen verzweifelten Entschluß: ich ging unmittelbar zu der Alten selbst hinab, klopfte auch da, denn die Thüre war verschlossen, und als eine Stimme fragte: „Wer ist draußen?“

Da antwortete ich: Ein guter Freund, welcher sehen will, wie die Mamsell sich befindet."

"Ich habe keinen solchen," lautete es von Innen heraus.

"Oh, freilich," erwiderte ich, "unter den hohen Bäumen auf dem Markte Karls XIII. kann wohl manchmal eine kleine Freundschaftsblume aufschließen."

Jetzt bekam ich keine Antwort, aber nach einer kleinen Pause sagte die Stimme von Innen: Der Schlüssel liegt rechts unter der Thüre.

Dort nahm ich ihn auch, schloß die Thüre auf und trat ein. Meine Vermuthung war vollkommen begründet. Die arme Alte lag auf ihrem Bett ausgestreckt und konnte sich nicht rühren, denn sie hatte den einen Fuß schwer verrenkt an dem Abend, wo sie gestrauchelt war. Die siebenzigjährige Frau erröthete sichtlich bei meinem Eintritt, und als ich an ihr Bett vorging, um mich von ihrem Zustand unterrichten zu lassen, da sagte sie:

"Was, in Gottes Namen, kann einen jungen Herrn, welcher, wenn ich recht urtheile, den höchsten Klassen angehört, veranlassen, eine arme, alte Frau aufzusuchen, die doch kein Almosen begehrt?"

"Mein Herz und meine schwer genug erworbene Menschenkenntniß," antwortete ich schnell, "denn beide sagen mir, daß Sie Alles bedürfen, am meisten aber einen Freund."

Ein Paar helle Thränen standen in den Augen der Alten. Sie sprachen eine wundersame Sprache, diese Thränen. Sie schienen sagen zu wollen: wir sind bloß zwei von den Millionen, welche bereits aus diesen Augen geflossen sind. Ich habe selten ein so stummes und doch so sprechendes Bild von Kummer und Hoffnungslosigkeit gesehen, als die Alte jetzt vorstellte. Unwillkürlich ergriff ich ihre Hand; sie überließ mir dieselbe ohne Widerstreben, und obschon meine Seele vollkommen beschäftigt war, die ihrige zu durchschauen, so bemerkte doch mein materielles

mal wuchs mein Verlangen, zu erfahren, ob ich mich in diesem Gesichte getäuscht, ob Schwachheiten, niedrige Leidenschaften, verdorbene Gefühle jemals ihre garstige Gewalt über diese Seele ausgeübt, die mir so spiegelklar vorkam, wie das Wasser in ihrem blitzenden Juwel. Mehr als zwei Monate lang dauerten meine Besuche bei der Alten fort, und um ihnen vor den Leuten im Hause eine Farbe zu geben, weil ja doch jede Sache eine Farbe haben muß, denn die Menschen glauben nicht gern an das Klare, das Reine, das Farblose; um also unserem Verhältniß diese nothwendige, in die Augen fallende Farbe zu geben, waren wir übereingekommen, daß ich mich für einen entfernten Verwandten ausgeben sollte, welcher zufällig ihren Aufenthaltsort ausgemittelt habe.

Eines Abends kam ich zu der Alten. Ihr Fuß war so weit hergestellt, daß sie aufstehen und mit Hülfe ihres Stocks im Zimmer umher gehen konnte, welches ein etwas behaglicheres Ansehen gewonnen hatte, und zwar durch ganz kleine und wahrhaftig nicht kostbare Veränderungen, denn meine Regel ist immer, blos für das Nothwendigste zu sorgen, im Uebrigen aber mit meiner Wohlthätigkeit eben so wenig verschwenderisch umzugehen, als mit andern Dingen. Eines Abends also kam ich zu der Alten zu einer Zeit, wo sie mich am wenigsten erwartete, denn ich besuchte sie sonst gewöhnlich Mittags, ehe ich ins Gesellschaftshaus zum Essen ging, da ihre Wohnung mir einigermaßen auf dem Wege lag; nun aber hatte ich an diesem Tag wie auch ein Paar Tage vorher keine Gelegenheit dazu gefunden, und deshalb wählte ich diese Dämmerungsstunde. Der Herbst war inzwischen rasch vorangeschritten und gab sich bereits rauh und kalt zu empfinden, so daß meine arme Alte — ich glaube zum ersten Mal — sich ein kleines Abendfeuer angemacht hatte, welches jetzt lustig prasselte und brannte in dem düstern, alten Kachelofen. Da ihr Fenster auf den Hof hinaus ging, so waren die Vorhänge nicht herabgelassen, und als ich vorüber kam, sah ich zwischen den Geranien- und Leykoien-

stöcken hindurch, wie die Alte vor ihrem Feuer saß und ein kleines messingbeschlagenes Kästchen, das ich früher nie gesehen, auf ihrem Schooße liegen hatte. Dieses Kästchen war geöffnet und schien blos einige Kleinigkeiten nebst etlichen Briefen und Papieren zu enthalten. Unter den letzteren sah ich die Alte einige hervor ziehen, welche sie mit einem tiefen Seufzer aufwickelte und betrachtete. Es war ein mit drei deutlichen Namen unterzeichnetes und mit drei Siegeln versehenes Schreiben. Als die Alte das Papier lange betrachtet hatte, ohne es jedoch eigentlich zu lesen, wickelte sie es mit einem neuen Seufzer wieder zusammen und machte sich bereit, es in das Kästchen zurückzulegen. Da ergriff mich der Dämon der Neugierde, welcher in mir immer erwacht beim Anblick einer Urkunde, einer wohlverwahrten Schrift, die anzudeuten scheint, daß sie zu einem wichtigeren Zwecke verfaßt worden sei, als den, blos in den Kasten gelegt zu werden; und sehe ich etwas Derartiges in Händen, von denen ich ahne, daß sie die wahre Bedeutung eines solchen Papiers nicht verstehen, und nicht wissen, welchen Schaden es ihnen bringt, wenn sie den Inhalt nicht sachkundigen Leuten mittheilen, so erfaßt mich ein unwiderstehliches Verlangen, dem ganzen Verhältniß auf den Grund zu kommen, und wo immer möglich Licht in der Sache zu schaffen. Dieser, ich möchte fast sagen, angeborene Drang hat mir schon manche nützliche und wohlthuende Aufklärungen verschafft, welche mehr als alles andere zu beweisen scheinen, daß ich von der Natur zu dem Berufe bestimmt bin, den ich mir auserwählt habe; denn jeder Mensch erfüllt seine Hauptaufgabe nur schlecht, wenn er nicht vollkommen von derselben durchdrungen ist und gleichsam in allen Dingen nach Gelegenheiten und Möglichkeiten sucht, in der betretenen Bahn Fortschritte zu machen, wenn er nicht unablässig dem großen Ziele entgegenstrebt, das jeder deutlich und klar vor Augen sieht, sobald er es sich einmal selbst gesetzt hat; mit Einem Wort, wenn er nicht auch das geringste Scherflein sammelt zur Vermehrung des großen, einzig wahren

Schazes, genannt Licht und Wissenschaft, zwei Dinge, die sie wiederum jedes Individuum mit seinen eignen Augen betrachtet. So halte ich mich für ärmer, ich glaube eines meiner Ziele verfehlt, eine meiner Verpflichtungen nicht erfüllt zu haben, wenn ich der Einsicht in eine Urkunde solcher Art verlustig gehe. Daß ich daher jedes erlaubte Mittel zur Erfüllung meines Wunsches oder, ich möchte beinahe sagen, zur Befriedigung des mir inne wohnenden Dranges anwende, versteht sich von selbst, und die Art, wie ich mich dabei anstelle, hat wirklich einige Ähnlichkeit mit den Schleichwegen, welche neugierige Frauenzimmer zuweilen auffinden, um ihr bißchen Wissen mit etwas zu bereichern, das ihnen noch unbekannt gewesen."

Ich nickte meinem Neffen Beifall zu, aber bloß weil ich wünschte, daß er fortfahren sollte, und deshalb hatte ich auch keine Lust, wegen der vielbesprochenen Weibeneugierde mit ihm zu rechten, sondern ich schrieb mir die Sache bloß hinter's Ohr, um bei einer günstigeren Gelegenheit unser Geschlecht gegen ihn zu verfechten, das man so mancher Schwachheiten beschuldigt, welche sich gleichwohl in eben so reicher Zahl auch bei den Männern vorfinden, obschon sie dann eine andere Farbe, ein anderes Aussehen haben, und obschon wir Weiber es uns nicht zum Vergnügen und zum Geschäft machen, diese kleinen Schwachheiten der Männer aufzuspüren, ans Licht zu ziehen und zu bestrafen; im Gegentheil, wir benützen dieselben um so besser zu unserem Vortheil, je tiefer sie verborgen liegen und jemehr sie den Inhabern selbst unbewußt sind. Ich nickte also diesen erzwungenen Beifall, hatte aber den großen Verdruß, zu sehen, wie mein Neffe schlau und arglistig auflachte, als wollte er sagen: Meine gute Alte, Du bist in diesem Augenblick selbst viel zu neugierig, als daß Du Dir Zeit nehmen möchtest, Dein Geschlecht wegen dieser Erbsünde zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen. Und das Schlimmste von Allem ist, daß 'er Recht hatte. Er fuhr also fort: „Natürlich eilte ich so schnell als mög-

lich an dem Fenster vorbei und durch die schmale, dunkle Hausflur, um ins Zimmer zu gelangen, bevor die Alte das Papier wieder ins Kästchen gelegt und dasselbe verschlossen hätte, denn es wäre mir dann weit schwerer geworden, irgend eine kleine Weiberlist zu erfinden, um es vor die Augen zu bekommen. Dies gelang mir denn auch über Erwarten, denn wie ein Blitz stand ich im Zimmer, ohne zu bedenken, daß mein jugendlicher Eifer und Ungeßüm die gute Alte schrecken mußte, die in ihrer stillen Ruhe da saß. Dies geschah wirklich; die arme Frau in ihrer Ueberraschung wollte schnell von ihrem niedrigen Stuhle sich erheben, auf dem sie vor dem Feuer saß, und da ließ sie das ganze Kästchen fallen, das Schloß flog auf und alle Effekten lagen auf dem Boden zerstreut. Ich beruhigte sie so gut ich konnte, brachte die erste beste Entschuldigung, die mir in den Mund kam, für meine Ueberumpelung vor, und half ihr das Herausgefallene zusammenlesen. Ein schönes Mannsportrait war das Einzige, was meine Aufmerksamkeit fesselte, doch nicht halb so sehr wie das erwähnte Dokument. Dieses behielt ich in der Hand, als ich das Uebrige in die Schatulle gelegt hatte, und da die Alte zu erwarten schien, daß ich auch das Papier hineinlegen sollte, damit sie das Kästchen verschließen könnte, so sagte ich, fortwährend mit der Urkunde in der Hand:

„Sie haben hier, wie ich sehe, wichtige Dokumente mit mehreren Unterschriften und Siegeln. Sie stehen also doch mit der übrigen Welt noch immer in einiger Berührung und sind nicht so ganz von ihr geschieden, wie Sie Ihrem jungen Freunde oft sagten.“

„Ach ja,“ antwortete die Alte und streckte ihre Hand aus, als wollte sie das Papier nehmen. „Ich bin allerdings von der Welt geschieden, von ihr ausgestoßen, um nie wieder aufgenommen zu werden, und ich besitze auf dem ganzen Erdenrund nichts mehr als den Freund, der vor mir steht. Und dieses Dokument, das mich Lügen zu strafen scheint! Ach es gehört längst entschwundenen, ver-

moderten und verwesten Zeiten an, welche gerade durch dieses Dokument für mich die Farbe wechselten und vom lichtesten Rosenroth in das dunkelste Nachtschwarz übergingen; denn dieses Papier, dieses kleine, unbedeutende, vergängliche und zerstörlche Ding, das mir einst vom edelsten Manne, den die Erde getragen, gegeben worden ist, um das Glück meines Lebens zu sichern, so weit dies von einem Sterblichen abhängen kann, dieses Papier hat, den Berechnungen des edlen Gebers zuwider, all meine glänzenden Hoffnungen über den Haufen geworfen und meine Rosen in Disteln umgewandelt."

Bei diesen Worten füllten sich die Augen der Alten mit Thränen, und sie streckte die Hand aus, um das für sie so wichtige Papier in Empfang zu nehmen; aber ich hielt es immer fester, und schob es sogar allmählig hinter meinen Rücken, damit sie deutlich meine Absicht erkennen sollte es nicht ungelesen zurückzugeben.

"Meine alte Freundin," sagte ich, als sie in ihrer Rede innehielt, um mit dem Taschentuch ihre hervorbrechenden Thränen abzuwischen; "Sie haben zu viel gesagt, als daß Sie nicht noch mehr sagen sollten, und ich habe einige Ansprüche auf Ihre Aufrichtigkeit, auf Ihr Vertrauen, denn eine dunkle Ahnung sagt mir, daß ich Ihnen nützlich sein könnte, wenn Sie mir den Schlüssel zu den Räthseln anvertrauen wollten, welche sie zuweilen gegen Ihren Willen andeuten. Daß Sie einen Freund besessen, auf dessen Andenken nicht ein einziges Staubkörnchen der Mißbilligung sich gelegt hat, so viel habe ich bereits ersehen können; daß Sie aber auch mit andern, mit falschen Betrügnern, zu thun gehabt, das habe ich zu begreifen geglaubt, und daß Ihr Vertrauen zu den Menschen im Allgemeinen nicht übergroß ist, sehe ich deutlich genug; ich habe es im Anfang unserer Bekanntschaft oft erfahren und hätte es wahrlich manchmal übel genommen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß ja ich selbst mit kaum dreißig Jahren manchmal voll Mißtrauen an den Menschen zweifle, und dies

also bei Ihnen und Ihrer reichen Vergangenheit wohl natürlich finden müsse."

"Ach!" erwiderte die Alte, "mein Mißtrauen ist gleichwohl nicht mit den Jahren gekommen, nicht nach der Hand, allmählig und langsam, sondern ganz auf einmal, wie ein Donnerschlag, und zwar in meiner allerersten Jugendzeit, als ich nicht einmal ahnen konnte, daß List und Betrügerei, Ränkesucht und Ungerechtigkeit auf Erden vorhanden seien, und am wenigsten bei denjenigen, die ich über Alles liebte."

"Und dies war dennoch der Fall, oder wie, meine theuerste Freundin?" sagte ich mit dem fragenden Ton und Blick, welcher eine Antwort durchaus nöthig macht.

Sie schwieg jedoch.

"Und dieses Mißtrauen in die Menschen," fuhr ich fort, als sie beharrlich stumm blieb, "dieses Mißtrauen, das in Ihren jungen Jahren so ganz auf einmal kam, hat also bedeutend zugenommen und gewuchert, das finde ich immer mehr und mehr, denn sonst könnten Sie gewiß mir, dem Sie doch sicherlich keine Nebenabsichten und kein anderes Interesse, als für Ihr eigenes Beste zuschreiben, ein Fünkchen Vertrauen nicht versagen."

Vielleicht sagte ich dies in einem Tone, worin einiger Verdruß und Unwillen sich bekundete, oder vielleicht schimmerte etwas von dieser Art in meinem Blicke vor, genug, die Alte erhob sich schnell, ging mit jugendlicher Lebendigkeit auf mich zu, ergriff diejenige von meinen Händen, in welcher ich das Dokument nicht hielt, drückte sie an ihr verblutetes Herz und sagte leidenschaftlich:

"Junger Mann, verzeihen Sie mir, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen meine kummervollen Schicksale nicht aus Mißtrauen so lange und so hartnäckig verschwiegen habe, sondern wahrhaftig nur deshalb, weil ich mich kaum überwinden kann, an dieselben zu denken oder gar sie zu erzählen, was ich bis auf diese Stunde niemals gethan habe, ob schon die Katastrophe, welche mich aus dem höchsten Glück

in die bitterste Qualen gestürzt, stattfand, ehe ich volle zwanzig Jahre zählte."

"Und in dieser ganzen Ewigkeit haben Sie Ihr Herz nie Jemanden erschlossen, nie einem Freunde geklagt, nie bei einem solchen Trost gesucht?" fragte ich mit der größten Verwunderung und dem innigsten Mitgefühl.

"Nie," antwortete sie, "aber jetzt will ich es thun; jetzt, nachdem so manche Jahre verfloßen sind, will ich zum ersten Mal mein Leben besprechen und erzählen, und diese Erzählung soll nicht lang werden, denn ich kann beinahe sagen, daß mein Leben mit meinem Glück geendet hat, und daß die spätere Zeit blos eine Kette von trüben Tagen gewesen ist, welche einander vollständig gleichen. Geben Sie mir jetzt das Dokument, mein junger Freund, und zugleich versprechen Sie mir, nicht über Personen abzurtheilen, die ich mit blutendem Herzen in einem düstern Lichte darstellen werde, obschon ich gerne nicht blos das elende Leben, das ich noch habe, sondern auch die Ruhe, die ich in einem künftigen erwarte, dafür geben möchte, sie entschuldigen und beweisen zu können, daß ihre Handlungsweise, die mich so gräßlich geschmerzt hat, recht gewesen."

"So innig haben Sie also die Menschen geliebt!" sagte ich, voll Verwunderung darüber, daß Jemand nicht blos auf sein zeitliches Leben, sondern auch auf die in lichternen Räumen zu hoffende Ruhe verzichten wolle, um das schwerbelastete Gewissen eines Andern befreien zu können.

"Nicht gerade die Menschen," antwortete sie, "sondern ihn, welchen ich allein in der Welt liebte, denn," fügte sie mit einem feinen, aber traurigen Lächeln hinzu, "Sie werden wohl begreifen, mein junger Freund, daß, wenn eine Frau ihre Schicksale erzählen soll, ein Mann es ist, welcher die Hauptrolle darin spielt."

Ich nickte beifällig und verrieth ihr vielleicht gerade dadurch, wie sehr ich wünschte, daß sie anfangen möchte. Sie that dies auch, und ich spreche jetzt in ihrer Person.

Mein Großvater, begann sie, war ein Deutscher. Er

kam als ganz junger Chemann nach Schweden und ließ sich hier nieder, seiner Handelsgeschäfte wegen, wie es hieß, eigentlich aber in Folge einer Vermählung, welche seinen hochvermögenden Verwandten in Frankfurt ein großer Dorn im Auge war. Seine hochgeliebte junge Gattin schenkte ihm drei Söhne und ging dann in den für sie geöffneten Himmel ein, denn sie soll alle Liebenswürdigkeit, Herzensgüte und Tugend vereinigt haben, die man nur bei einer Frau finden kann. Mein Großvater konnte sie auch nie vergessen, sondern betrauerte sie sein ganzes, langes Leben hindurch, und sprach von Nichts mit wahren Interesse, außer von seiner dahingeschiedenen Gattin. Sein ältester Sohn wurde ein ungewöhnlicher Mann, denn edle, rechtliche, mit klarem und tiefem Blick begabte, hochsinnige und großdenkende Menschen gehören doch immer zur Ausnahme, und darin werden wir wohl leider übereinstimmen müssen. Er war in gewisser Art noch unglücklicher als sein Vater, denn schon als Knabe oder als ganz zarter Jüngling verband er sich mit einem jungen weiblichen Wesen; aber just als er das Mannesalter erreicht hatte, dabei durch glückliche Seereisen in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen war und nun einen unauflöselichen Bund mit der Auserwählten seines Herzens schließen wollte, da starb sie plötzlich, und er verbrachte sein ganzes Leben in ewiger Sehnsucht nach einem Glück, das er doch bloß geahnt hatte, und das ihm eben deswegen weit größer schien, als es möglicher Weise in der Wirklichkeit geworden wäre. Seinen beiden jüngern Brüdern dagegen erging es besser: sie fanden Frauen nach ihrem Geschmack; der ältere eine junge Dame von hoher Geburt, aber ohne sonderlich großes Vermögen, und der jüngere, mein Vater, ein gutes, lebenswürdiges Wesen aus unserem eigenen, bürgerlichen Stande. Mein Oheim verheirathete sich mehrere Jahre vor meinem Vater, und als seine Frau ihm einen Sohn schenkte, beharrte mein Großvater darauf, daß der Enkel nach seiner ewig betrauerten Großmutter, welche Matthea geheißen, genannt werden

und folglich den Namen Matthias erhalten sollte. Meine Tante war damit nicht zufrieden: sie hatte andere Namen, die ihr mehr am Herzen lagen; sie wollte ihrem bürgerlichen Sohne wenigstens einen Namen aus ihrer hochadeligen Familie geben, aber mein Großvater sagte kurz und gut: „Willst Du den Jungen Matthias taufen lassen, so soll er eine silberne Kanne und tausend Platten Silbermünze als Pathengeschenk von mir erhalten; wo nicht, so sollen Deine vornehmen Verwandten, welche ihm den Namen geben, auch das Pathengeschenk bestreiten.“ Aber die vornehmen Verwandten wollten sich hiezu nicht verstehen, und der Sohn wurde, o, zu meinem ewigen Schmerz! Matthias getauft.

Sechs Jahre später erblickte ich das Tageslicht und trat in ein Leben, das mir so viel Hoffnung, aber so wenig Wirklichkeit bieten sollte. Sowohl mein Vater als meine Mutter wußten, daß sie meinem alten Großvater, der noch lebte, keinen größeren Gefallen erweisen konnten, als wenn sie mich Matthea taufen ließen, und so wurde dies mein Name, obschon ich, aus Gründen, welche Sie bald erfahren werden, mein junger Freund, diesen Namen später verabscheute und einen andern von meinen Taufnamen wählte.

Inzwischen begann der Tod mit verheerender Sichel rastlos in meiner Familie umzugehen. Mein Großvater wurde natürlich zuerst weggemäht, sodann verschied meine Mutter, eine schwache, lungenüchtige Frau, und ich wurde nun, nicht zu meiner vornehmen Tante, sondern zu meinem unverheiratheten ältesten Oheim gegeben, der ein prächtiges Haus hatte, wo ich, unter der Pflege geschickter und tugendhafter Lehrerinnen, als das eigene Kind des reichen und edlen Mannes erzogen wurde. Dafür widmete ich ihm auch all die Liebe, die ein Kind für Vater und Mutter haben kann, zumal da mir bald beide fehlten, denn mein Vater folgte seiner Gattin nach kurzer Zeit und hinterließ kein Vermögen, sondern bloß eine Tochter, für welche es weit besser gewesen wäre, wenn er sie auch hätte mitnehmen

können. Aber das Schicksal wollte das nicht, sondern ich wuchs auf und erfreute mich des Lebens, das mir so schön entgegenwinkte, aber das schönste Bild in demselben war für mich mein junger Vetter Matthias. Auch sein Vater stieg sehr früh ins Grab; mein unvermählter Oheim wurde daher uns beiden Vater und theilte unter uns die unendliche Zärtlichkeit seines liebevollen Herzens. Meine Tante dagegen bekam kein Scherlein davon ab. Sie hatte immer in einer gewissen feindlichen Spannung mit der ganzen Familie ihres Mannes gelebt, und ich kann wohl sagen, daß sie das einzige lebendige Wesen war, welches mein edler Oheim haßte und verabscheute. Das that er aber auch wirklich, und vielleicht legte dies den ersten Grund zu dem Widerwillen, welchen er gegen den Sohn zeigte, und der mit den Jahren eher zu- als abnahm. Wenigstens möchte ich das so gerne glauben.

So lange wir — mein Vetter und ich — Kinder waren, hatte mein Oheim mit großer Freude die innige Ergebenheit gesehen, welche uns zu einander zog; aber als die Zeit vorwärts schritt, schien er dieselbe weniger zu begünstigen, und ich werde nie vergessen, was er einmal, kurz vor seinem Tode, zu mir sagte: „Du wirst mit diesem Mann niemals glücklich,“ äußerte er, denn daß wir uns dennoch verbinden würden, daran zweifelte er nicht. Um Ihnen jedoch — fuhr die Alte fort — ein klareres Bild von den Ursachen eines Ereignisses zu geben, welches Ihnen sonst beinahe fabelhaft erscheinen, oder das bei allzu kurzer Behandlung einen so großen Schatten auf den Mann werfen könnte, den ich einst mehr liebte, als mein Leben, so will ich von meinen wenigen frohen Tagen etwas ausführlicher sprechen, und versichere dagegen die traurigen ganz schnell abzumachen. Ich muß Ihnen also sagen, daß mein Oheim hier in Stockholm wohnte, daß er, wie ich bereits angedeutet, ein steinreicher, sehr angesehener Mann war, und ein prachtvolles, großes Haus in der Königinstraße besaß. Es steht noch dort, und vielleicht sind Sie, mein junger Freund, in den hohen Sälen desselben

bei der jetzt darin lebenden Familie schon zu Gaste gewesen; (hier stieß die Alte einen tiefen Seufzer aus, fuhr aber bald darauf fort): In diesem stattlichen Hause wuchs ich mehr wie eine kleine Prinzessin, als wie eine Bürgers- tochter auf, und an meiner Erziehung wurde eben so wenig gespart als an allem andern, was mir Nutzen oder Vergnügen bringen konnte. Daß meine Jugendzeit in den letzten Theil von König Gustavs Regierung fiel, wissen Sie; aber das können Sie nicht wissen, daß mein Oheim auf diese Regierung so übel zu sprechen war. Er konnte den Leichtfinn des Königs nicht ertragen, seine Spiele und Possen, wie der ernste Mann Seiner Majestät Leidenschaft für das Theater nannte, seine große Prachtliebe und Neigung zu kostbaren Unternehmungen, sein geschmeidiges, in manchen Fällen heimtückisches Benehmen, seine schlaunen, nicht immer ganz ehrenhaften Berechnungen, durch welche er das Geld zu seinen Ausgaben zu bekommen suchte — was mein reicher Oheim leicht hätte beweisen können, wenn er gewollt hätte. Auch war mein Oheim kein sonderlicher Freund vom ersten Stande des Reichs, sondern sah denselben, wahrlich nicht mit einer Art von Neid, über die Achsel an, und widmete ihm sogar Verachtung, ja eigentlichen Haß. Einige besondere Umstände hatten diesem Gefühl, das sich schon in früher Jugend gezeigt, noch mehr Bestand gegeben. Selbst einer reichen, freien Bürgersfamilie aus einer der größten, freien Reichsstädte Deutschlands entsprossen, aus welcher mein Großvater gerade in Folge seiner von den bürgerstolzen Verwandten mißbilligten Verbindung weggezogen, war mein Oheim nicht ohne gewissen Stolz auf seinen eigenen Stand und setzte denselben über alle andern; er behauptete, daß ein edler Bürger, welcher Bildung und Reichthum besitze und sich seinen guten Namen selbst geschaffen habe, mit Recht von Jedermann Achtung fordern dürfe. Diese Vorliebe für seinen Stand machte ihn vielleicht ungerecht gegen alle andern, zumal gegen diejenigen, welcher sich über denselben stellen zu wollen schien, und er sprach beinahe immer mit einer gewissen

Ironie von Adelspact, Adelshochmuth, Adelsdummheit, Adelseinbildung, Adelsarmuth und Adelslumperei; dabei empfand er eine tiefe Verachtung gegen die niederträchtige Feilheit und Bestechlichkeit dieses Standes, welcher er in Folge seiner bedeutenden Handels- und Geldgeschäfte auf die Spur gekommen war. Ferner konnte er mit seinem hellen Blick und aufgeklärten Geist die Ordenswuth und den Mysticismus nicht ertragen, welche sich unter den höchsten Beamten des Reichs kundthaten, denn er erklärte, daß diese an weit wichtigere Geschäfte zu denken hätten als an solche Posten, wobei einige schlaue Spottvögel aus der einen oder andern Absicht, mittelst Phantasmagorien und anderer Narrentheidungen die Uebrigen an der Nase herumziehen und ihnen von Offenbarungen aus der Geisterwelt vorschwätzen.

Bei all diesen Vorurtheilen gegen König, Hof und vornehme Welt war es nicht zu verwundern, daß mein Oheim, den sein großes Vermögen vollkommen unabhängig machte, oft mit Spott und Verachtung von denselben sprach, und ich hatte so viel davon gehört, daß ich wirklich selbst angesteckt wurde, und mein Oheim manchmal im Scherz zu mir sagte: „Es ist doch Jammer schade um Dich, liebe Matthea, daß Du nicht Eines von den vornehmen Fräulein geworden bist, welche dort mit goldbestreuten Bedienten hinten und vorn auf dem Wagen herumfahren, während der gnädige Papa dieselben mit nichts bezahlen kann als mit dem Sündengeld, für welches er sein Vaterland, seine Meinung und Stimme an das Ausland verkauft hat.“ Ich lächelte dann und war ganz stolz darauf, keines von jenen vornehmen Fräulein zu sein, welche ich, trotz ihrer Pracht und Herrlichkeit, nur bewunderte.

Mit Matthias dagegen war es ganz anders. Sein Vater, ein Mann von lebhafterer, fröhlicherer, aber auch leichtsinnigerer Gemüthsart als mein Oheim, hatte theils in seiner Stellung als Beamter, theils in Folge seiner Verbindung mit einer vornehmen Adelsfamilie, endlich weil

ihm eine gewisse Eitelkeit und ein falscher Hochmuth angeboren war, in jene höheren Kreise zu gelangen gesucht, deren weithinschimmernde, bunte Pracht ihm immer als das schönste Ziel des Strebens entgegenleuchtete. Vielleicht wäre sein Wunsch wirklich gekrönt worden, wenn ihn nicht der Tod so frühzeitig seinen hochfliegenden Planen und Hoffnungen entrückt hätte. Aber sein Sohn war der Erbe aller seiner Ansichten und Wünsche geworden, obschon ich dies erst später erfuhr, denn in der Zeit, da wir verlobt waren und nur noch auf mein zwanzigstes Jahr warteten, um uns zu vermählen, da bemühte sich Matthias mit der größten Aengstlichkeit, vor seinem Oheim dieses Verlangen nach höheren Gesellschaftskreisen geheim zu halten, und als er einmal gegen mich ein Wort entschlüpfen ließ, aus welchem ich sah, daß er einen großen Werth darauf legte, so glaubte ich wirklich, er spreche mit demselben Spott davon wie der Oheim, und dieselbe Liebe für seinen Stand wohne auch dem jungen Neffen inne, obschon unter andern Formen als bei dem älteren Manne.

Eines Tags stand ich in einem prachtvollen Zimmer der schönen Wohnung meines Oheims am Fenster. Matthias kam hinter mich her, schlang seinen Arm um meinen Leib, sprach von der Zukunft und baute schöne, herrliche Luftschlösser darin, wie man dies nur in der Jugend thun kann. Ich erinnere mich, wie ich mich da unaussprechlich glücklich fühlte, und kaum bemerkte, daß die damalige Königin Sophie Magdalene mit ihren Herren und Damen auf ihrer gewöhnlichen Fahrt nach Haga schnell am Fenster vorüber kam, Matthias aber bemerkte den Zug und rief in unverstelltem Jugendeifer:

„Ach, ja, liebe Thea, wir sind freilich sehr glücklich, aber wie unendlich glücklicher könnten wir nicht sein, wenn Du dort als eines der schönen Fräulein der Königin mitführst, und ich als ihr nicht ganz unwürdiger Kammerherr!“

Ich drehte mich schnell um und sah ihn an. Sein Ton erschien mir so ernst, und der Seufzer aus der jugend-

lichen Brust gleichfalls; nichts destoweniger hielt ich seine Worte für Spott und den Ausdruck, womit er sie begleitete, bloß für ein gutes dramatisches Spiel, worin Matthias sich wirklich auszeichnete, wie er denn auch ein unermüdlicher Gast in dem damals besonders gut besetzten königlichen Theater war. Ich begann also zu lachen und erinnere mich noch, daß ich ihm zur Antwort gab:

„Ja, das wäre freilich wünschenswerth! Ich ein armes Hoffräulein mit lumpigen tausend Thalern Lohn (denn damals, mein junger Freund, waren die Hoffräulein nicht wie jetzt Töchter der vornehmsten Würdenträger des Reichs, sondern man nahm dazu arme adelige Mädchen, wenn sie nur schön und gescheidt waren, oft aus ganz entlegenen Gegenden des Landes) und Du ein armseliger Kammerherr, der sich in unbezahlten Galakleidern blähte! Mein, ich danke, lieber Freund! Da sind wir doch weit glücklicher in unserer unabhängigen Stellung hier, wo wir Niemand über uns haben als unsern guten, wohlmeinenden und edlen Oheim.“

„Ja, das ist freilich nicht die mindeste Abhängigkeit,“ antwortete Matthias, und ich, die ich früher geglaubt hatte, er scherze bloß, sah ihn mit großen, verwunderten Augen an. Nun nahm er aber sogleich einen scherzenden Ton wieder auf, und ich verzieh ihm und entschuldigte Alles, wie man einem Menschen gegenüber thut, den man von Herzen liebt. Er merkte sich das so gut, daß er sich vor mir weniger zu verstellen anfing als vor meinem Oheim, und mir öfter anvertraute, wie er an Orgien junger Edelleute Theil genommen, wie ungemein wohl er sich in Gesellschaft von seinen Verwandten mütterlicher Seite befunden, mit denen er, durch seine Anstellung im königlichen Dienste, oft in Berührung komme, und welche den reichen Erben vermuthlich gern unter sich aufnahmen, denn Jedermann glaubte mit Bestimmtheit, daß unseres Oheims großes Vermögen ungetheilt uns zufallen werde. Auf unsern Spaziergängen geschah es daher nicht selten, daß wir mit

einigen dieser vornehmen Jünglinge zusammentrafen, welche dann unverschämt genug und in einem Ton, als müßte uns das eine große Ehre sein, riefen: „Guten Tag, Du vortrefflicher Sankt-Matthäus! Erwürge doch endlich einmal Deinen alten Dheim und heirathe dann Dein schönes Bäschen, damit wir ein lustiges Haus bekommen, wo es honett zugeht, mit einer hübschen Wirthin und einem splendiden Wirth!“ Sie gebrauchten auch andere Ausdrücke, aber immer ungefähr in demselben Geist. Matthias schüttelte dann zwar den Kopf und sprach leise seine Mißbilligung über die Kameraden aus; aber Gott weiß, ob er es aufrichtig damit meinte, wiewohl ich in meiner Einfalt und in meinem Bürgerstolz daran glaubte wie an Gold. Später erinnerte ich mich noch an manche andere Worte und kleine Vorkommnisse, auf welche ich damals nicht das geringste Gewicht legte. So fragte mich Matthias oft, wer nach meiner Ansicht wohl der Universalerbe des Dheims werden möchte, er oder ich, und dergleichen. Auch erinnere ich mich, daß ich, die ich nie an solche Dinge dachte, einmal im Verdruß über diesen für meine jugendliche Seele und mein uneigennütziges Herz gänzlich gleichgültigen Gegenstand antwortete: „Si, das kann uns doch ganz einerlei sein, wer von uns beiden es wird; denn wirst Du der Universalerbe, so habe ich ja gleichviel Vortheil davon als wenn ich selbst es wäre, und fällt das Loos mir zu, so schenke ich Dir alles zusammen; wenn der Dheim kein Testament macht, so erbt ihn ja doch gesetzlich Niemand als wir zwei, und damit sind unsere Wünsche ja auch erfüllt. Wir dürfen von Glück sagen, daß wir drei gleich wünschenswerthe Aussichten haben; am glücklichsten aber sind wir, so lange weder das Eine noch das Andere zur Frage kommt, und wenn der Dheim zu unserer Freude noch recht viele Jahre lebt, um unser Glück zu sehen.“

Dies war meine aufrichtige Meinung: ich sehnte mich niemals nach der Zeit, wo wir jungen Leute Selbstherrscher in dem großen Hause werden sollten, sondern ich betete jeden Morgen und jeden Abend zu Gott, daß er mir mei-

nen Wohlthäter erhalten möge; ich betete auch für Matthias und hatte blos einen einzigen, recht innigen Wunsch im Leben, nämlich den, daß ich das vom Oheim festgesetzte zwanzigste Jahr erreichen möge, um mich mit dem Jüngling zu verbinden, den ich so innig liebte, und als Gattin an seiner Seite zu wandeln. Ich hoffte ihm dann zu beweisen, daß er sich, wenn ich auch kein Hoffräulein sei, dennoch seiner jungen Frau nicht zu schämen habe, denn ich war ganz und gar nicht frei von der kleinen Eitelkeit, welche allen jungen Mädchen anklebt, die sich schön wissen, zumal wenn sie auch wissen, daß sie mit allen Vortheilen des Reichthums und Ansehens auftreten können. Aufrichtig gestanden, ich sehnte mich auch in die Gesellschaftswelt hinaus, die mir noch so fremd war, und deren Schönheiten Matthias unaufhörlich meiner lebhaften Einbildungskraft vormalte. Ich sehnte mich, dieselbe an seiner Seite zu betreten, zumal da ich auf keine andere Weise dazu kommen konnte, denn mein Oheim erlaubte mir höchst selten, meine Tante in ihre hochadeligen Kreise zu begleiten, und er selbst war nie in Gesellschaften gegangen, sondern lebte still und eingezogen mit einem kleinen Kreis gleichgestimmter Männer seines Alters, sämmtlich aus seinem eigenen Stande, und beinahe sämmtlich mit großen Vorurtheilen gegen die andern behaftet. Ich erinnere mich noch, daß Matthias und seine Mutter sich in dieser Gesellschaft langweilten, daß mein Oheim, obschon sie es vor ihm zu verhehlen suchten, dennoch den wahren Sachverhalt wohl merkte, während ich für meine Person kein größeres Vergnügen kannte als den Umgang mit diesen ältern Herren, mit ihren betagten Frauen und ihren in einfacher Bürgerlichkeit erzogenen Töchtern. Ich erinnere mich auch noch, wie mein Oheim mich deshalb auf Kosten meiner Tante und ihres Sohnes, und zwar in Gegenwart beider, lobte und überhaupt sein Wohlgefallen an mir aussprach; ich war nämlich, aufrichtig gestanden, sein Augapfel, das Einzige, was im Leben noch einigen Werth für ihn hatte, das ein-

zige Ziel, zu welchem sein liebevolles Herz in Wahrheit sich hingezogen fühlte.

„Ja, ja,“ sagte die Tante, als der Oheim nach seinem kleinen Lobgesang auf mich hinausgegangen war, „ja, ja, Matthias, Du mußt Dich wenigstens mit Thea gut stellen, damit sie Dich nicht aufgibt und verstoßt, wenn der Schwager sie an einem schönen Vormittag als Universalerin einsetzt.“

Dies wurde zwar in einem scherzenden Tone gesagt, aber es beweist dennoch, auf was die Gedanken meiner Tante schon damals beständig gerichtet waren, und ich sage absichtlich meiner Tante, denn wahrscheinlich waren es ihre beständigen Grübeleien in dieser Hinsicht, die sich auch ihrem Sohne mittheilten und ihn ansteckten. Ich will wenigstens das gerne glauben, daß er ganz anders dachte als ich, das bemerkte ich zwar schon damals, und vielleicht liebte ich ihn eben darum weit mehr, als wenn wir immer die gleichen Ansichten gehabt hätten, denn das Frauenherz ist vor Allem voll Rücken. So hatten wir manchen kleinen Streit miteinander, und wir waren nie bessere Freunde, als wenn sich ein solcher zum Vortheil des Einen oder Andern geendet hatte, immer jedoch zur Freude beider, denn derjenige Theil, welcher nachgeben mußte, war immer eben so glücklich wie derjenige, der Recht behielt. Ueber Eine Sache konnten wir jedoch nie einig werden. Es war just um die Zeit, wo die bekannte Mamsell Arvidson auf der Höhe ihres Rufes als Wahrsagerin stand. Die ganze Welt wallfahrtete zu ihr, um geschehene und zukünftige Dinge zu vernehmen, und da die meisten Prophezeihungen der schlauen Frau sich vermuthlich auf gute Vernunftgründe stützten, so trafen sie häufig ein; da ferner nur von denjenigen Prophezeihungen viel gesprochen wurde, welche wirklich in Erfüllung gingen, da die Menschen der damaligen Zeit sich im Allgemeinen zu allem Mysticismus und Wunderkram hinneigten, und mit einer starken Anlage zu Aberglauben und Gespensterfurcht begabt waren, so wuchs der Ruf dieser Frau mit jedem Tage. Mein Oheim wollte

jedoch nie von ihr hören, sondern äußerte gegen mich gerade diejenige Ansicht, die ich so eben ausgesprochen habe. Ich wußte also, daß ich ihm nichts Unangenehmeres thun konnte, als wenn ich mir ohne sein Wissen von der Prophetin meine künftigen Schicksale vorhersagen ließ; aber dennoch hegte ich die größte Lust dazu, denn trotz allem, was mein Oheim sagen mochte, glaubte ich halb und halb an die Seherin, da meine Tante und Matthias nebst mehreren andern von meinen Bekannten ein unbeschränktes Vertrauen in sie setzten, was meine jugendliche Einbildungskraft ein wenig verstärkte, wenn mein Oheim auch noch so viel und ernstlich Vernunft predigte. An eine Erlaubniß von seiner Seite aus dem Mund der Sibylle mein Schicksal zu vernehmen, welches nach meiner festesten Ueberzeugung rosenroth im Blau der Zukunft stand, war also, das wußten Matthias und ich recht gut, gar nicht zu denken; deßhalb bestürmte mich Matthias unaufhörlich, ich möchte mir heimlich in einer Kaffeetasse oder mit einem Kartenspiel mein Horoskop stellen lassen, und ich läugne nicht, mein Verlangen darnach war manchmal so groß, daß ich ihm und noch mehr den Bitten meines Lieblings beinahe nachgab; gleichwohl blieb ich unbeweglich, denn ich glaubte meinen Wohlthäter nie mehr ansehen zu können, wenn ich seinem ausdrücklichen Verbote zuwider einen solchen Schritt gethan hätte. In späteren Zeiten, mein junger Freund, bereute ich jedoch manchmal, das kann ich nicht läugnen, meine hartnäckige Standhaftigkeit. Ich hätte doch hören mögen, was die Prophetin der damals so glücklichen und fröhlichen Jungfrau geweissagt hätte, vor welcher die ganze Zukunft wie ein großer, mit tausend herrlichen Blumen und Früchten geschmückter Lustgarten lag. Ich hätte hören mögen, ob sie das Kommende voraussehen konnte, oder ob ihre ganze Kunst blos Charlatanerie und Possen war, wie mein Oheim behauptete. Ich hätte das erfahren mögen, denn vielleicht gibt es nur noch sehr Wenige, welche ein wahreres Zeugniß über ihre Kunst oder ihre Kunststücke geben könnten als ich, und gerade dieser mein Wunsch beweist, daß

sich bei mir noch ein verborgener Funken von dem Aberglauben jener Zeit vorfindet, und daß meines Oheims Vernunftgründe sammt und sonders nicht im Stande waren, die Eindrücke der Kindheit und Jugend auszurotten. Mittlerweile verharrte ich aus Liebe und Verehrung für meinen Wohlthäter standhaft auf meiner Weigerung, und ich fand bei dieser wie bei mancher andern Gelegenheit, daß die genannten Gefühle bei mir weit stärker und mächtiger wirkten als bei Matthias, was ich gleichwohl vollkommen begriff und entschuldigte, wenn ich bedachte, wie sehr mich der Oheim meinem Better gegenüber bevorzugte. Und überdies, was entschuldigt man nicht bei dem Geliebten! Ach, niemals ist das Herz so spitzsüchtig und schlau, als wenn es alle erdenklichen Gründe zu lieben aufspürt, alle Unmöglichkeit seinen Abgott zu tadeln, und ich muß bekennen, daß Matthias der meinige war, und daß ich noch in dieser Stunde, nach Verlauf von fünfzig langen Jahren, Gott weiß was darum geben würde, wenn ich die Sünde abwaschen könnte, die ihm später anflebte. Doch ich habe so viel gebetet, daß, wenn menschliche Gebete bei dem Allvater helfen“

Hier machte die Alte eine Pause, trocknete eine Thräne und fuhr dann fort:

„Vermuthlich, mein junger Freund, können Sie sich mit Ihrer lebhaften Einbildungskraft und Ihrem hellen Blick aus diesen meinen wenigen Worten einen klaren Begriff über mein Benehmen zu dieser Zeit bilden, wo der Augenblick immer näher kam, auf welchen der Oheim meine Verbindung mit dem Better festgesetzt hatte. Kaum war mein zwanzigstes Jahr abgelaufen, und obschon unsere Hochzeit eine Sache war, über welche mein Oheim nicht gerne zu sprechen schien, so sah ich doch mit heimlicher Freude, — und natürlich theilte ich das sogleich meinem Matthias mit — wie er (der Oheim) allerlei Anstalten für dieselbe traf.

Ich hatte von meiner zartesten Kindheit an, und noch bevor ich meine Mutter verlor, eine Wärterin gehabt,

welche mich mit der größten Sorgfalt und Ergebenheit zuerst gepflegt und gehütet, und später mit unermüdlichem Eifer bedient hatte, die alte Malena war, wenn auch nicht gerade eine geschickte und pfiffige Kammerfrau, so doch wenigstens eine vortreffliche Dienerin und eine treue Freundin, wie sie sich auch später noch immer bewährte. Sie freute sich eben so sehr als ich, daß endlich alle meine Wünsche erfüllt werden sollten; aber sie war doch bei weitem nicht so blind gegen Matthias wie ich, sondern dachte manchmal mit Seufzen daran, daß in der Zukunft doch nicht alles so rosenroth aussehen dürfte, wie ich mir vorstellte; inzwischen hielt sie es für eine Sünde, mich zur Unzeit aus meinen Träumen zu wecken, deshalb verbarg sie ihre Bekümmernisse, welche sie als Frucht ihrer alten Erfahrung ansah, und theilte meine fröhlichen Hoffnungen, so gut sie konnte.

Eines Abends hatte sie länger als gewöhnlich bei mir verweilt, als ich mich bereits gelegt hatte, denn wir hatten uns über einen für ein junges Mädchen, das sich verheirathen will, hochwichtigen Artikel, nämlich die Brautkleider berathen, und wenn man bedenkt, daß ich sehr wenig Lust hatte, mich meiner künftigen Schwiegermutter mitzutheilen, welche ich niemals recht geliebt, daß ich wenige oder beinahe keine Gespielinnen, keine Mutter, keine Schwester, keine Freundin besaß, so wird man sich nicht wundern, wenn ich oft mit vollständigem Vertrauen diese kluge und ergebene Dienerin zu Rathe zog. Ich erinnere mich noch, wie ich in meiner jugendlichen Freude sagte: „Gepuht muß ich sein, fein gepuht, trotz all diesen Fräulein, welche Matthias so rühmt, und die doch nicht schöner sind, als ich.“ Auch weiß ich noch recht gut, daß Malena antwortete: „Liebes Kind, pochen Sie nicht auf Ihre Schönheit! Sie ist ein Lehen vom lieben Gott, und er nimmt sie den Hochmüthigen manchmal wieder. Versuchen Sie lieber, Ihren Bräutigam zu überzeugen, daß er dem Herrn mehr für den Besitz einer guten und

tugendsamen als einer feingepuhten und schönen Braut zu danken hat."

"Ach ja, gute Malena," antwortete ich etwas verstimmt; "ich will Beides sein, gut und tugendsam, aber auch gepuht und vor allem schön, und nun gute Nacht!" Damit verabschiedete ich das brave Weib, denn ich war jugendlich schläfrig und wollte schlummern und träumen von meiner Hochzeit und meinen Ballkleidern.

Noch war ich nicht ganz in den tiefen, angenehmen Schlaf versunken, welcher der Jugend allein vorbehalten ist, als ich plötzlich von Malena wieder geweckt wurde, die im größten Negligee, mit einer Lampe in der Hand, herein kam und mich aufforderte, zu meinem Oheim zu eilen, denn er sei plötzlich erkrankt und verlange dringend nach mir. Einige Kleidungsstücke über mich werfen und zu ihm fliegen, war die Sache eines Augenblicks. Er hatte einen Schlaganfall bekommen und lag unbeweglich und am ganzen Leibe gelähmt da; doch war er bei vollem Bewußtsein, er sah, hörte und sprach und konnte auch die Finger ein wenig bewegen. Sein alter, treuer Diener schaffte sogleich einen Arzt herbei, denn ich selbst konnte bloß weinen, die beinahe empfindungslosen Hände des guten, geliebten Freundes streicheln und seine kalte Stirn küssen. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, glaubte aber, durch Bäder und Umschläge lasse sich wieder Leben und Bewegung in den erstarrten Körper bringen. Diese Versuche wurden gemacht, man ließ ihm auch zur Ader, aber alles ohne sonderlichen Erfolg. Mein Oheim lag da, zwar ohne Schmerzen, aber auch ohne die Kraft, sich zu bewegen. Gegen Morgen entfernte sich der Arzt, um seiner Praxis nachzugehen, versprach aber baldige Wiederkehr.

Meine Tante und Matthias waren auf einige Tage nach Upsala oder vielmehr in die Umgebung dieser Stadt gereist, um Verwandte zu besuchen, und obschon ich mit Thränen darum bat, so verbot mir doch mein Oheim allen Ernstes, einen Gilboten zu ihnen zu schicken; weder ich

noch Jemand von der Dienerschaft wagte es daher, dies oder etwas anderes seinem ausdrücklichen Verbot entgegen zu thun, zumal da er sich bei vollem Bewußtsein befand.

Spät am Vormittag, als der Arzt ihn von Neuem besuchte und sich wieder entfernt hatte, befahl mein Oheim seinem Bedienten, in den vierten Stock unseres Hauses hinaufzugehen, wo ein armer Herr, der sich von Kopalien nährte, freie Wohnung hatte; er ließ ihn ersuchen, herabzukommen und Schreibmaterialien mitzubringen. Als der besagte Herr kam, ersuchte mich mein Oheim, das Zimmer zu verlassen. Ich wollte es im Anfang nicht thun, aber als er in allem Ernste seine Aufforderung wiederholte, mußte ich gehorchen. Doch ging ich nicht weiter, als bis zum nächsten Zimmer, und da hörte ich, daß mein Oheim klar und langsam etwas diktirte, was der geschickte Herr vermuthlich niederschrieb. Was es aber war, konnte ich nicht vernehmen, auch bekümmerte ich mich nicht darum, sondern besorgte blos, die Anstrengung möchte dem Kranken schaden. Nach einigen Augenblicken nahm das Diktiren ein Ende, und ich hörte, wie mein Oheim halblaut das Geschriebene durchlas und sodann dem Schreiber dankte. Ich begegnete diesem in der Thüre, denn meine Unruhe gestattete mir nicht, auch nur einen Augenblick von dem geliebten Kranken fern zu bleiben. Sobald ich hineinkam, ersuchte mich mein Oheim, seinem alten Bedienten zu klingeln, und dieser erhielt schnell Befehl, in einen Seitenflügel des Hauses hinabzugehen, wo ein alter ehrlicher Gürtler nebst einem andern Handwerker zur Miethen wohnte; mein Oheim lasse sie ersuchen, so schnell als möglich auf einige Augenblicke zu ihm heraufzukommen. Ich konnte nicht begreifen, was der Patient von diesen guten alten Leuten wollte, doch wagte ich nicht zu fragen, und als diese endlich in ihren schönsten Kleidern erschienen, so ersuchte mich mein Oheim von Neuem wegzugehen, aus dem Keller eine Flasche alten Wein holen zu lassen und seinen beiden Miethsleuten Gläser vorzusetzen. Ich besorgte das so schnell als möglich und hörte vom äußeren Zim-

mer aus, wie er mit schwacher Stimme etwas vorlas, und die alten Männer dann zu ihm sagten: „Ja, das hat seine vollkommene Richtigkeit, — wir wollen das allerdings bezeugen und beweisen.“ Sodann folgte eine kleine Pause und man hörte das Gefrösel einer Schreibfeder; unmittelbar darauf schlug einer von den alten Männern, welchem mein Oheim mit noch matterer Stimme als vorher gesagt hatte, wo Feuerzeug und Siegellack sich befanden, Feuer, und ich hörte jetzt, daß etwas versiegelt wurde. Ich erinnere mich noch, daß ich zu all diesen Anstalten ein wenig lächelte, wie die Jugend bei allem zu thun pflegt, was sie nicht recht versteht. Zuletzt hörte ich noch, wie die Alten ihre Komplimente machten und Abschied nahmen, und wie mein Oheim sie ersuchte, ein Glas auf die Sache zu trinken und sich entschuldigte, daß er nicht mit ihnen trinken könne. Im äußeren Zimmer angekommen, setzten sich die beiden alten Männer an den kleinen Tisch, wo ich den Wein hatte aufstellen lassen, und dieser schien ihnen recht gut zu munden. Ich ging inzwischen zu meinem Oheim, welcher müde und erschöpft von so großer Anstrengung mit geschlossenen Augen dalag, aber doch ziemlich leicht und frei athmete. Da ich ihn nicht durch Herumgehen im Zimmer stören wollte, falls er in einem leichten Schlummer gelegen hätte, so blieb ich an der Thüre stehen und hörte da einige Bruchstücke von der Unterredung der alten Männer. Es wurde mir dabei ganz unruhig und wunderlich zu Muth. „Er glaubt gewiß, daß er bald sterben werde,“ sagte der Eine von ihnen, und der Andere antwortete: „Ja, ohne Zweifel, und deshalb will er in aller Eile sein Haus bestellen; aber nie hätte ich geglaubt, daß er Alles bekommen würde. Ich hätte viel eher geglaubt, Mamsell Thea.“

„Oh, das ist ja ganz gleich,“ versetzte der Erste, „die Beiden sind eins, und da sie doch bald Mann und Frau werden, so wollte er vielleicht des Namens wegen...“ Mehr konnte ich nicht hören, und als die Männer ihre Stühle rückten und ihres Wegs gingen, erwachte mein

Oheim aus dem Schlummer oder der Ohnmacht, worin er lag, schlug schnell die Augen auf und sah sich um. Als er mich erblickte, bat er mich, zu ihm zu kommen und sagte in einem Ton zärtlicher Liebe, der mir noch jetzt nach fünfzig langen Jahren im Ohre klingt und im Herzen nachklingt: „Sieh da, liebe Thea, nimm und lies.“ Dabei deutete er auf ein zusammengelegtes Dokument, das neben ihm auf dem Tische lag, und als ich es aufmachte, sah ich, daß es ganz kurz war, und obschon meine Augen von Thränen beinahe verschleiert waren, so sah ich doch auch, daß er damit sein ganzes großes Vermögen „seinem geliebten Bruderskinde Matthea Sternhof“ vermachte. Ich dachte in diesem Augenblick wahrhaftig weder an das Testament, noch an das Vermögen, noch an sonst etwas, sondern blos an die Güte meines Oheims und an seinen bevorstehenden Tod. Ich zerschmolz in Thränen, aber mein Oheim tröstete mich, sagte, man sterbe noch nicht, wenn man auch sein Haus bestelle, bat mich, das beglaubigte Testament zu nehmen, es wohl zu verwahren und ihn auf ein Stündchen in Ruhe zu lassen, weil er vielleicht schlafen könne. Gleichgültig, als hätte ich es mit einem Theaterbillet zu thun, nahm ich das Testament, ging auf mein Zimmer, warf es in eine offene Schublade und setzte mich dann nieder, um ungehindert zu weinen. Aber in meinen damaligen Jahren wechseln Kummer und Freude, ängstliche und fröhliche Gedanken so schnell, daß ich bald über die alten Leute spottete, welche glaubten, das Testament sei zu Gunsten von Matthias abgefaßt, obschon mein Oheim es ihnen vorgelesen und deutlich gesagt hatte: „Meiner Bruderstochter.“ Blos der Unterhaltung wegen wollte ich in das Papier hineinschauen, das mir ganz gleichgültig gewesen wäre, wenn es mir nicht bewiesen hätte, wie sehr der gute Kranke mich liebte; ich las also das Dokument und konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich fand, woher der Irrthum dieser Leute kam, denn im Testament stand wirklich nicht, wie ich glaubte, „meiner Bruderstochter,“ sondern „meinem Bruderskind,

Matthea Sternhof," und da unser Name mit S. anfängt, so klang dies ganz wie Matthias Sternhof, zumal wenn der Kranke es mit seiner matten Stimme las. Ich begriff jetzt leicht, daß die Alten nicht auf den Gedanken kamen, daß ich Matthea hieß, da man mich immer nur Thea nannte, was ebenso gut eine Abkürzung von Dorothea sein konnte. Ich lächelte über diesen Irrthum und beschloß, alles zusammen meinem Matthias zu erzählen, nach dessen Rückkehr ich mich unendlich sehnte; ich hoffte, er werde noch am gleichen Abend eintreffen, denn so hatte er bei seiner Abreise gesagt und versprochen.

Unter solchen Gedanken, unter heißen Gebeten für die Wiedergenesung meines Wohlthäters, und mit dem festen Vorsatz, meinem Bräutigam gleich bei seiner Rückkehr das ganze Testament zu schenken, zugleich in der Hoffnung, man werde noch viele Jahre keinen Gebrauch davon machen müssen, schlummerte ich endlich in einer guten Sophaccke ein, denn ich hatte beinahe die ganze vorhergehende Nacht kein Auge zugethan.

Ich muß wohl nicht so kurz geschlafen haben, denn als ich endlich gegen Abend von Malena geweckt und aufgefordert wurde, sogleich zu meinem Oheim zu kommen, da war bei ihm viel vorgegangen; er lag jetzt ganz erschöpft da und hielt in seinen beinahe gefühllosen Händen ein Dokument, welches mir mit dem ersten bereits empfangenen ganz gleichlautend schien. Später erfuhr ich, daß sowohl der Schreiber als die beiden Zeugen abermals in demselben Geschäfte da gewesen waren. Mein Oheim rief mich jetzt zu sich und sagte mit schwacher, erschöpfter Stimme: „Sieh da, Matthea! Nimm und verwahre das; das Andere aber verbrenne, denn dies ist ordentlicher und mehr in der Form abgefaßt. Ich war heute früh, als ich es machen ließ, so wirr im Kopf, daß ich allerlei nicht bedachte, was mir später eingefallen ist. Sieh da, mein gutes Mädchen! Weine nicht so bitterlich, liebstes Kind! Ich habe Dir ja schon einmal gesagt, man stirbt noch nicht, wenn man auch sein Haus bestellt, und ich

war ein großer Thor, daß ich es im Vertrauen auf meine gute Gesundheit und kräftige Konstitution bis jetzt verabsäumt habe, über allerlei für Dein künftiges Glück höchst wichtige Dinge mit Dir zu sprechen; aber ich will das morgen thun. Jetzt bin ich matt, erschöpft und fühle Neigung zu schlafen; aber nach einem erquickenden Schläfchen hoffe ich zu Kräften zu kommen, zumal ich mich heute Abend schon etwas besser bewegen kann als am Morgen."

Eben als er diese beruhigenden und tröstenden Worte zu mir sagte, trat der Arzt ein. Er ging auf den Kranken zu, fühlte seinen Puls, machte verschiedene Fragen, nickte mir aufmunternd zu und versicherte, wenn sein Patient die Ruhe finde, deren er zu bedürfen scheine, so werde eine baldige Besserung folgen. Sodann eilte er wieder hinweg, denn er gehörte, wenn auch nicht zu den geschicktesten, so doch zu den gesuchtesten und berühmtesten Ärzten der Stadt, und wenn man, wie ich damals, jung und gesund ist, so glaubt man an einen Arzt wie an einen Gott. Das that denn auch ich: ich küßte meinen Oheim auf die kalte Stirne, drückte seine Hände in den meinigen, und entfernte mich so vergnügt und beruhigt, als gebe es keinen Kummer auf der Welt. Es war bereits sieben Uhr Abends, aber die Maisonnette stand noch ganz klar am Himmel. Ich hätte gute Lust gehabt, ein wenig in die frische Luft zu gehen, doch wollte ich das nicht thun, weil ich voll Ungeduld mit jedem Augenblick Matthias erwartete. Das Dokument warf ich mit der größten Gleichgültigkeit und ohne es nur anzusehen in dieselbe Schublade wie das andere, ging ans Fenster, öffnete es, legte mich mit den Armen darauf, und sah unaufhörlich die Straße hinab, auf welcher Matthias kommen sollte. Endlich begann mein Herz zu schlagen, und bald darauf eilte der schmerzlich Erwartete heran. Oh, mein junger Freund — unterbrach sich die Alte und nahm das schöne Manns-
 porträt aus der Schatulle — betrachten Sie diese edlen, einnehmenden Züge, so werden Sie sich nicht wundern,

wenn ich ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebte, wenn meine einzige Freude in diesem Leben blos der Gedanke an eine Verbindung mit ihm war, wenn ich — mit Einem Wort — wie jedes wahrhaft und rein liebende Weib blos in meiner Liebe lebte, gegen alles Andere aber gleichgültig blieb. Groß war meine Freude, als ich den Geliebten wieder sah. Ich hatte ihn selten einen ganzen Tag, noch weniger zwei oder drei Tage lang vermißt, und zumal so merkwürdige, angstvolle Tage, von deren Möglichkeit ich bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte.

Ich schwang freudig mein Tüchlein, er beantwortete meinen Gruß mit der Hand und stand nach wenigen Minuten an meiner Seite. Der erste Augenblick gehörte ungetheilt der Liebe an. Sodann erzählte ich ihm von dem plötzlichen Unwohlsein unseres guten Oheims, aber auch von der trostreichen Hoffnung, welche der Doktor gegeben, daß das Uebel bald gehoben sein dürfte. Ich erinnere mich noch, daß ich ihm alles, selbst die geringsten Umstände, welche den Oheim betrafen, und die auch ausschließlich meine Gedanken beschäftigten, auf's Genaueste erzählte, und daß ich erst nach allem andern von dem Testament zu reden anfing, das mir beinahe lächerlich erschien, denn ich war jetzt wieder vollkommen getröstet, fröhlich und jugendtoll. Ich erzählte ihm also auch das mit allen Einzelheiten; ich beschrieb Herrn Sotenberg, den alten Schreiber, wie er mit halb verschobener Perücke, einer Feder hinter dem Ohr und einem Tintenfaß so groß wie eine Suppenschüssel in der Hand heruntergekommen sei; ferner wie feierlich und wichtig die beiden Handwerker drein geblickt haben, und wie sie nach dem Bade so nasse Hände gehabt, daß an allen Thüren, durch welche sie gekommen, die Griffe und Schlüssel ganz feucht gewesen seien; ich beschrieb ferner, welche Kratzfüße, Bücklinge und Komplimente sie gemacht, endlich wie sie pökelirt und den guten alten Wein sich haben schmecken lassen. Mit fröhlichem Lachen endlich fügte ich hinzu, wie die alten Männer zwei Mal ein auf mich ausgestelltes Testa-

ment bezeugt haben, in der Meinung, es sei auf Matthias, dem ich nun erklärte, auf welche Art nach meiner Ansicht dieser Irrthum entstanden sein könnte. Ich erinnere mich auch noch recht gut, daß Matthias über meine Beschreibung viel lachte, aber auch das bleibt mir fest im Gedächtniß, daß er mit gewaltiger Bewunderung und einer Aufmerksamkeit, deren ich die ganze Sache nicht werth glaubte, alles anhörte, was ich ihm hierüber erzählte.

„Darf ich das merkwürdige Dokument ansehen?“ fragte er endlich, und ich forderte ihn auf, es selbst aus der offenen Schublade zu nehmen, bei welcher er näher stand als ich. Er nahm es auch; aber der Zufall wollte, daß er das erste in die Hand bekam, das zu verbrennen ich mich keineswegs beeilt hatte, und das andere nicht bemerkte, indem zufällig irgend ein Tüchlein über dasselbe gefallen war. Dieser einzige Umstand nämlich, daß ich das erste Testament nicht verbrannt hatte, war kraft einer jener unerforschlichen Schicksalsfügungen, die so gewaltig einwirken, das Einzige, was ich Matthias zu erzählen vergessen, und ich merkte jetzt nicht, daß er das erste in seinen Händen hatte, sondern war vollkommen überzeugt, er habe das letzte genommen. Er schlug es auf, blickte lange hinein und sagte endlich: „Es gehört freilich Dir, aber ein einziger Federzug, so gehört es mir.“ — Ja,“ antwortete ich lachend, da ich jetzt über seine Achsel weg sah, daß es das erste Dokument war, und ändere es immerhin zu Deinen Gunsten, das ist mir ganz gleichgültig; ich hoffe, daß wir beide noch lang keinen Gebrauch davon zu machen haben.“

Matthias nahm, ob nun im Scherz oder Ernst, das kann ich nicht genau sagen, sogleich eine Feder, machte einen kleinen Punkt auf das i in meinem Namen, fügte am Schluß ein kleines s hinzu, für welchen Buchstaben sich Platz genug vorfand, und mit dieser unbedeutenden Aenderung stand nun ganz klar und deutlich da: „Meinem geliebten Bruderskind, Matthias Sternhof.“ Wir lächelten beide dazu, und als er endlich weiter ging, sagte er:

„So, jetzt nehme ich mit, was mir gehört.“ Ich machte ganz und gar keine Einwendung, als er das Testament wirklich einschob, und ich erinnere mich, wie ich in meinem kindischen Uebermuth über meine kleine Bosheit, die ich an Matthias übte, ins Fäustchen lachte und dachte: „Wer am letzten lacht, lacht am besten.“ Ich wollte ihm nämlich den andern Tag das rechte Dokument zeigen, durch welches das erste vollständig vernichtet wurde, da beide nicht bloß mit dem Datum des Tages, sondern auch mit der Stunde der Abfassung versehen waren, eine Vorsicht, die mein Oheim für nöthig halten mochte, weil er trotz aller Behauptungen des Arztes fühlte, daß sein Stündchen nahte, und daher wünschte, daß auch Andere außer den zwei unterzeichneten Urkundspersonen nöthigen Falls bezeugen könnten, er sei noch vollkommen bei Sinnen und bei klarem Verstande gewesen. Im Uebrigen enthielt das letzte Testament, wie Sie selbst sehen können, denselben zweideutigen Ausdruck: „Bruderskind,“ so daß die alten Männer sowohl das erste als das letzte Mal einen Schenkbrief an meinen Better, und wahrhaftig nicht an mich zu bezeugen glaubten. Der alte Klop, Herr Sotenberg, soll weder das eine noch das andere Mal an etwas gedacht, sondern bloß wie eine Maschine geschrieben haben — eine Sache, die, wie vielfach behauptet wird, nicht selten auch andern Herrn von der Feder begegnet.

Ich sah Matthias ganz schalkhaft nach, als er auf die Straße hinabging, und er drohte eben so schalkhaft und mit einem gewissen kindischen Triumph, wie mir schien, mit dem Dokument gegen mich herauf. Als er hinter der Ecke verschwunden war, stieß ich einen tiefen Seufzer aus, wie ihn jede liebende Brust bei jedem Abschied in Bereitschaft hat, und wiederholte sich das Abschiednehmen noch so oft und auf noch so kurze Zeit. Ich sprang vom Fenster weg, eilte an die Thüre meines Oheims, aber da von innen alles schweigsam und still war, und der alte Bediente mich versicherte, daß der geliebte Kranke gut und

ruhig schlafte, so hüpfte ich fröhlich auf mein Zimmer zurück, aß mit herzlich gutem Appetit, was mir geboten wurde und legte mich vergnügt und glücklich nieder.

Ach, ich stand ja noch in jenem gottgesegneten Alter, wo Freude, Zuversicht, Hoffnungen und frohe Vorstellungen vom Leben kolossale Gefühle sind, die sich nicht abtreiben lassen, und am allerwenigsten durch eine so lumpige Sache wie die Furcht ist, ja Gefühle, die gleich Napoleons alter Garde trotzig rufen: „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht;“ denn sie unterliegen nur vor wirklichem, anschaulichem, augenscheinlichem, handgreiflichem Kummer, aber dann unterliegen sie oft auch so, daß sie sich nicht wieder erheben können.

Ich schlief an diesem Abend nicht so bald ein. Meine aufgeregte Phantasie spielte mit einer Masse verschiedener Gegenstände, und ich fühlte mich vollkommen glücklich bei dem Gedanken, daß mein Oheim am folgenden Tag munter wie gewöhnlich im Hause umhergehen, so wie immer gut und liebevoll gegen mich erweisen, und daß man hinfort die einen ganzen langen Tag unterbrochenen Vorbereitungen zur Hochzeit mit erneuertem Eifer wieder vornehmen werde.

Erst gegen Morgen entschlief ich, erwachte aber auch erst als die Maisonne hoch am Himmel stand, und da erwachte ich an einem eifrigen, obschon ziemlich leisen Gerede im Nebenzimmer. Ich erkannte bald Malenas Stimme, welche sagte: „Mein, Guer Gnaden, das thue ich nicht. Ich wecke sie nicht. Sie wacht genug, das gute, arme Kind!“

Was mag es sein? dachte ich. Ich hörte zwar wohl, daß Malena mit meiner Tante sprach, denn diese war das einzige Wesen, das jemals über meines Oheims bürgerliche Schwelle trat und sich Guer Gnaden betiteln ließ, zum großen Aerger der ganzen bürgerlichen Dienerschaft, und besonders Malenas, welche diese meine Tante für ihren Tod nicht ausstehen konnte.

Ich setzte mich in meinem Bette auf und lauschte noch

einmal; aber da ich nicht ein einziges Wort verstehen konnte, so rief ich Malena. Sie kam sogleich herein, aber ihr bleiches, verstörtes Aussehen ließ mich auch plötzlich etwas sehr Trauriges ahnen.

„Liebe Malena,“ sagte ich heftig, „wie gehts, wie stehts bei dem Oheim?“

„Sehr schlecht, theuerste Thea!“ antwortete Malena, und Thränen strömten aus ihren Augen.

Malena ließ sich nicht leicht etwas zu Herzen gehen und weinte nicht oft. Sie nannte mich sonst nicht mehr beim bloßen Namen wie früher in meiner Kindheit, sondern setzte immer ein Wamsell vor, und aus dem Allein schloß ich, daß es sehr schlecht stehen müsse. Doch ahnte ich den Tod nicht. Man muß diesen unversöhnlichen Feind in der Nähe gesehen, muß die Thränen, die er auspreßt, geweint haben, bevor man recht an ihn glaubt.

Wie der Blitz war ich aus dem Bett und warf einige Kleidungsstücke über, um zu dem geliebten Kranken zu eilen.

„Ach nein, liebstes Kind,“ sagte Malena, mich zurückhaltend, „denken Sie nicht daran! Es hilft nichts! Gehen Sie nicht;“ mehr jedoch konnte sie nicht sagen, denn jetzt trat meine Tante ein. Sie gehörte zu denjenigen Personen, die bei allen Gelegenheiten eine Hauptrolle spielen, der Sache den Ausschlag geben, zu einer Katastrophe, einem Bruch, mit Einem Wort einer großen Scene beitragen wollen, und nun bediente sie sich zugleich ängstlicher Umschweife und einer schonungslosen Heftigkeit, um mir das größte Unglück zu verkünden, das mich treffen konnte, nämlich den Tod desjenigen, der mich seit meiner frühesten Kindheit erzogen, geliebt und mit Vaterzärtlichkeit gepflegt hatte.

Ich will gerne zugeben, daß ich diese entsetzliche Nachricht ohne alle Kraft, ohne alle Vernunft und Besinnung aufnahm. Ich schrie wie ein Kind, ich warf mich auf den Boden und wälzte mich, ich stog auf und stürzte in meines Oheims Zimmer, eilte zu seiner kalten Hülle, warf mich wahnsinnig auf den Todten, küßte ihn, streichelte ihn,

sprach zu ihm und heulte laut auf als er mir nicht antwortete.

Ich war nicht im moralischen Sinne verzogen, wohl aber war ich vom Glücke verwöhnt, denn ich hatte bisher nicht gewußt, was eine Widerwärtigkeit, ein Kummer, ein Unglück bedeuten will. Jetzt aber empfand ich es, und empfand es bitterer als die meisten Leute, denn nur Wenige haben einen Vater so geliebt, wie ich diesen vortrefflichen Mann liebte, der jetzt kalt, todt und stumm vor meinen verzweifelten Blicken lag.

Man schickte sogleich zu Matthias, aber auch er vermochte mich keineswegs zu beruhigen oder zu trösten. Im Gegentheil ich wurde halb böse auf ihn; er härmte sich nicht genug, er theilte meine schmerzlichen Gefühle nicht mit der Innigkeit, die ich gewünscht hätte. Er hatte eine gewisse Ruhe, eine gewisse Fassung, die mich verdroß, und die meinen Kummer und Schmerz vermehrte, statt ihn zu lindern oder einigermaßen beschwichtigend einzutwirken. Mein Herz, wenn auch nicht mein Verstand, begann zu ahnen, daß es jetzt allein war, daß es am Rande eines Abgrundes stand, daß die kalten Spukgestalten der Eigensucht mich umschwebten, jeden Augenblick bereit, mich niederzudrücken und zu vernichten.

Auf solche Art verfloßen mehrere Tage in einem schauerlichen Einerlei, und als ich mich endlich mit dem Gedanken an den entsetzlichen Verlust ein wenig auszuföhnen begann, da stand an der Seite des Todten ein anderes, schreckliches Bild, ein Bild, das für mein liebendes Herz beinahe eben so unheimlich war: nämlich Matthias, kalt, wunderlich, verlegen, unzugänglich und gänzlich verändert. Ich hätte dies so gerne seinem Kummer über unsern gemeinsamen Verlust zugeschrieben, der in meinen Augen so groß und zwar für ihn beinahe eben so groß war wie für mich, denn seit seinen zartesten Jahren war der Oheim auch ihm Vater gewesen. Aber es war mir nicht möglich, seine Verwandlung auf Rechnung des Kummers zu setzen. Meine eigene Liebe für Matthias hatte sich durch dieses

traurige Ereigniß wo möglich noch gesteigert; wie sollte also die seinige abnehmen können? Ich machte zwar nicht eine einzige Bemerkung oder Schlußfolgerung dieser Art, aber ich fühlte mich unglücklich und allein und, was das Schlimmste von allem war, allein selbst bei dem einzigen Wesen, das ich jetzt noch liebte.

Alle diese Seelenleiden hatten zur Folge, daß ich mich um nichts Anderes bekümmerte. Das Testament hatte ich gänzlich vergessen, und alle Anstalten zur Beerdigung wurden getroffen, ohne daß ich nur darauf achtete; auf meinem Zimmer, allein mit meinem Gram und Malenas Tröstungen, auf welche ich sehr häufig nicht hören wollte, verlebte ich einige entsetzliche Tage. Unter ihren vielerlei Versuchen, mich zu beruhigen und zu trösten, wählte Malena endlich ein Mittel, welches meine Gedanken bald auf den Vorabend von meines Oheims Tod zurückleitete. Sie sagte nämlich eines Tags: „Sie müssen sich nicht so grämen, Mamsell Thea! Sehen Sie den jungen Herrn Matthias an, der sich am meisten betrüben sollte, obschon er alles zusammen bekommen hat, denn jetzt sieht man doch am besten, wen von Ihnen beiden der selige Herr am liebsten hatte. Ich glaubte immer, Sie wären es! Ich kann es noch jetzt kaum glauben, daß er nicht wenigstens gleich geheilt hat! Aber nein mit Nichten, er hat Alles bekommen und Sie haben Nichts bekommen, und deshalb müssen Sie Ihre Thränen trocknen, denn im Ganzen kommt es doch auf das Gleiche hinaus, nur daß man jetzt erkennt, wie es in seinem Innersten aussah, und daß er Sie bei weitem nicht so lieb hatte wie ihn.“

Ich blickte Malena starr ins Gesicht. Ich konnte das Alles zusammen nicht begreifen. Es war mir ein Räthsel, das sich auf keinerlei Weise für mich lösen wollte.

„Was sagst Du, liebste Malena?“ rief ich endlich; „wie kannst Du so schwätzen, daß der Oheim mich nicht eben so lieb gehabt habe wie Matthias? Ach, ich weiß es wohl!“ Hier schwieg ich plötzlich. Man will den

Geliebten selbst nicht mit dem geringfügigsten Worte verkleinern, und in meinen Augen war es ein wirklicher Fleck an meinem geliebten Matthias, daß der Oheim ihn nie so innig zu lieben schien wie mich — eine Sache, die ich jedoch nie Jemanden, auch Matthias selbst nicht, geoffenbart habe, sondern ich hielt sie immer in meiner innersten Seele verwahrt, und sie war bis dahin mein einziger kleiner Kummer gewesen, der jedoch sehr häufig meiner damaligen Lebenslust und Freudigkeit weichen mußte. Ich schwieg also einen Augenblick; dann aber sagte ich mit einer gewissen unheimlichen Neugierde:

„Malena, warum glaubst Du, daß der Oheim alles dem Matthias vermacht habe und mir gar nichts? Wie kannst Du so ins Blaue hineinreden, meine liebe Malena?“

„Nein, das thue ich wahrhaftig nicht,“ erwiderte Malena. „Die ganze Welt weiß es jetzt, und wir im Hause wußten es schon am gleichen Tag, wo das Testament geschrieben wurde, von den beiden Zeugen, dem Gürtler und dem Postedt drunten; überdies weiß es jetzt jede Kaze von Jhro Gnaden, die im Hause herum handthiert und schaltet und waltet, als hätte es ihr schon zu allen Zeiten gehört.“

Ich blieb stumm. Ich weiß selbst nicht recht warum. Was es war, was geschehen sollte, was sich für mich vorbereitete, das verblieb für mich noch immer im größten Dunkel; aber ich hatte doch ein Vorgefühl, eine jener unglückseligen Ahnungen, welche einem großen, herzergreifenden Kummer zuweilen vorangehen, damit man nicht vernichtet werde als sei man aus den Wolken gefallen. Ich sehnte mich jetzt ungemein nach einer Unterredung mit Matthias. Man betrachtete mich als krank; man hatte mir durch den berühmten Arzt, an den ich wie an ein Orakel glaubte, verbieten lassen, auszugehen. Ich saß also in meinem Zimmer wie in einer Art von Arrest, zumal da meine Trauerkleider noch nicht angekommen waren, und meine Tante bei einem kurzen Morgenbesuch an demselben Tag mich versichert hatte, daß es höchst

unpassend seie und nach dem allgemeinen Urtheil gänzlich gegen die dem Andenken meines Wohlthäters schuldige Achtung und Dankbarkeit streiten würde, wenn ich mich ohne Trauerkleider und ohne den gebührenden Aufzug außerhalb des Hauses zeigen würde, während man jetzt alle Vorbereitungen zu einer sehr großen Leichenfeier treffe. Ich glaubte ihr vollständig und hielt mich durchaus an ihre Mahnungen, aber nun überkam mich das Verlangen, mit Matthias zu sprechen, ihm zu erzählen, wie die Leute sich täuschen, und ihn zu fragen, wie man ihnen ihren Irrthum benehmen solle. Ich hatte keine Ruhe bevor ich mich mit Matthias unterreden konnte, und dennoch war es das allererste Mal, daß ich mit ihm einen Gegenstand verhandeln sollte, der mir einen gewissen Widerwillen einflößte. Ach, bisher war ja er mein Gewissen gewesen, und ich hatte mit ihm über alles sprechen können. Aber diesmal, diesmal war der Anfang so schwer zu finden. Nichtsdestoweniger erwartete ich Matthias mit kaum glaublicher Ungeduld, und als er kam, so sagte ich mit einer erzwungenen Heiterkeit in Miene und Ton, welche vermuthlich mit meinen verweinten Augen übel genug kontrastirte:

„Mein lieber Freund, wir müssen den Leuten in Beziehung auf den letzten Willen unseres guten, verehrten Oheims die Köpfe zurechtsetzen. Wahrscheinlich ist der Irrthum der alten Männer an Allem Schuld; Malena hat mir gesagt, man verwundere sich allgemein über den Oheim, und das will ich wahrhaftig nicht haben.“

„Malena schwätzt von vielen Dingen, die sie nichts angehen; Du solltest ihr das abgewöhnen,“ antwortete Matthias unwillig und machte alle Thüren zu. „Was inzwischen den Umstand betrifft,“ fuhr er fort, „daß man den Oheim tadeln könnte, daß er Dir nicht sein ganzes Vermögen geschenkt habe, so wäre er ja eben so tadelnswerth gewesen, wenn er mich gänzlich vernachlässigt hätte.“

„Ja gewiß,“ antwortete ich; „aber Recht muß Recht

bleiben, und die Leute müssen doch erfahren, was er gewollt hat. Dann, mein geliebter Freund, dann ist es uns ja ganz gleichgültig, ob Du oder ich, ich oder Du . . . Oh, Matthias! wir sind ja eine Person, und hiemit schenke ich Dir Alles, was der gute, dahingegangene Freund mir gegeben hat."

Matthias sah mich an, aber mit so wunderlichen Blicken, daß es mir ganz unheimlich wurde; ich ging auf ihn zu, ergriff seine Hand, drückte sie in der meinigen und sagte:

"Mein theurer, geliebter Freund, Du denkst ja doch vollkommen wie ich?"

"Ja Matthea!" antwortete er leidenschaftlich und warf sich zu meinen Füßen. "Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich denke wie Du, und deshalb, eben deshalb bitte ich Dich mir ein Opfer zu bringen, welches Dich hart ankommt, wenn es Dir mit Deiner Absicht, mir Alles zu schenken, nicht vollkommen Ernst war, das Dich aber nichts kosten kann, wenn dies Deine wirkliche Meinung ist. Höre mich jetzt an und urtheile dann: Als ich am Abend vor des Oheims Tod mit dem unglücklichen Testament von Dir weg nach Hause kam, legte ich es in meinem Zimmer auf den Tisch, ohne gerade viel daran zu denken; ich hielt nämlich, gerade wie Du, die Krankheit des Oheims ganz und gar nicht für tödtlich, sondern blos für vorübergehend, und im Uebrigen war es mir gleichgültig, wem von uns beiden er sein Vermögen gab, ob er es theilte, oder ob er uns nach dem Gesetz erben ließ, denn das Ergebnis mußte ja doch immer das Gleiche bleiben. Wie gesagt, ich dachte nicht viel daran, sondern legte mich bald schlafen. Mittlerweile kam bei Nacht die Hiobspost, daß der Oheim mit Tod abgegangen sei. Man war mit dieser Nachricht zuerst zu meiner Mutter gekommen, und diese kleidete sich in aller Hast an, um sodann zu mir zu eilen. Ich schlief wie ein Stein, und es war bereits Tag und ganz hell im Zimmer. Meiner Mutter erster Blick fiel auf das daliegende Dokument, und aus unwill-

kürlicher weiblicher Neugierde (hier machte Matthias mit dem Kopf ein kleines Zeichen, als sollte ich mich selbst in der Schilderung erkennen, aber das konnte ich unmöglich thun, sondern mir graute über meine Tante, welche in diesem Augenblick an etwas anderes zu denken wagte, als an den Sterbenden) nahm meine Mutter es, öffnete es und las. Sie hielt es in der Hand, als sie mich weckte, und, Matthea, soll ich Dir die reine, sonnenklare Wahrheit bekennen? Dieser Beweis von des Oheims Güte gegen mich, gegen ihr eigenes Kind, rührte und erfreute sie unaussprechlich, und sie rief mir die Worte zu: „Steh auf, Matthias! folge mir an das Todtenbett Deines Wohlthäters, und danke ihm, daß er in der letzten Stunde an Dich und Dein Glück gedacht hat.“

„Ach, Matthea! Es war nicht gut sie in diesem Augenblick aus ihrem Irrthum zu ziehen, und ehrlich gestanden, ich hatte nicht das Herz dazu. Das Hemd ist mir näher als der Rock. Sie liebt Dich gewiß wie eine Tochter, und da sie weiß, daß Alles, was ich besitze, auch Dein ist, so thut es vielleicht ihrem Mutterherzen wohl, zu glauben, daß Du Alles von mir erhalten habest. Ueberdies hat sie unglücklicher Weise schon mehreren von unsern vornehmen Verwandten das ganze Verhältniß erzählt; diese haben es weiter gesagt, und man hat mir bereits überall, wohin ich in den letzten Tagen kam, zu meinem großen Vermögen Glück gewünscht, ja es sind mir sogar mittelbare Winke von höherem Ort gekommen, daß der reiche Erbe allerlei zu hoffen habe, was der Mann der reichen Cousine nicht hoffen dürste. Aber jetzt, Matthea, liegt Alles in Deiner Hand: ein Wort von Dir, und ich gehe auf alle Straßen und Gassen, erzähle mein Unrecht, benehme den Leuten ihren Glauben, aber dann . . . dann, Matthea, kann ich nicht mehr in Stockholm bleiben, um mit Fingern auf mich deuten, mich verlachen und verhöhnen zu lassen, sondern ich begeben mich in andere Welttheile und lasse Dich im ungestörten Genuße deines Reichthums. Wähle jetzt!“

„Himmlicher Gott!“ rief ich und warf mich in die offenen Arme meines Geliebten. „Wie kannst Du mich auffordern, zu wählen! Nimm Alles! Thue was Du willst, und da Du mich überzeugt hast, daß man den geliebten Todten in einem Fall nicht mehr tadeln kann, als in dem andern, so laß Alles sein wie es ist, und wir wollen nie mehr davon sprechen wie es hätte sein sollen!“

„Oh, Matthea! Matthea!“ rief Matthias. „Ich danke Dir mein Leben, meine Ehre, mein Glück, mein Alles, und meine ganze Zukunft soll einzig und allein dem Bestreben gewidmet sein, Dich glücklich zu machen und auf diese Art meine grenzenlose Dankbarkeit abzutragen.“

Wer war jetzt glücklicher als ich? Wo findet sich eine größere Seligkeit, als den Geliebten beglücken, seine größten und kleinsten Wünsche befriedigen, mit Einem Wort sich für ihn aufopfern zu können? Für eine Frau kann es kein größeres Glück auf Erden geben; ich genoß dasselbe auch mit jugendlicher Freude, und einige selige Augenblicke folgten auf den Entschluß, kraft dessen ich meinem Vetter Alles überließ, was durch ein einziges Wort von mir mein gewesen wäre.

Aber als Matthias gegangen war, als ich mich mit meinem Schmerz um meinen Wohlthäter wieder allein befand, da weiß ich nicht wie es kam, sein Bild stand so düster, so mißvergnügt, so drohend vor mir, und die haarfeine Grenze zwischen Gut und Böß, zwischen Recht und Unrecht, welche er durch Worte und Beispiel in meiner jungen Seele aufzustellen gewußt, sie begann immer klarer und klarer aus dem Dunkel hervorzutreten, in das ein augenblicklicher Schwindel mich versetzt hatte, und ich begann, ohne mir jedoch über diese unheimliche Empfindung Rechenschaft geben zu können, zu fühlen, daß ich das Benehmen meines Bräutigams mißbilligen mußte. Nicht zufrieden sein können mit demjenigen, den man am meisten auf Erden liebt! Oh, das ist eine Qual, die sich mit

keiner andern vergleichen läßt, und das zehrt an der Liebe, wenn auch nicht an ihrer Wärme, so doch an ihrer Reinheit und Heiligkeit. Ich konnte nicht schlafen, ungeachtet es schon spät am Abend war; ich ging in meinen Zimmern auf und ab, und als ich zufällig in einer Schublade ein Mastuch suchen wollte, so gerieth mir das andere, das letzte, das eigentlich ächte Testament in die Hand. Ich hatte bis auf diesen Augenblick ganz vergessen, daß es nicht dasjenige war, welches Matthias verändert und mitgenommen hatte. Wie staunte ich nicht, es noch hier zu finden — dieses Testament, das kraft seines spätern Datums in jedem Augenblick das andere vernichten konnte. Mein erster Gedanke war, an das Kamin zu gehen, und diesen Beweis meines gesetzlichen Rechtes den brennenden Kohlen zu überliefern und dadurch mein Versprechen gegen Matthias vollkommen zu krönen; aber als ich das Papier in's Feuer werfen wollte, schien eine wunderbare Gewalt mich zurückzuhalten. Ich konnte nicht: es waren meines geliebten Wohlthäters letzte Gedanken, seine letzten Verfügungen hier auf der Welt, überhaupt das Letzte, was er in seinen, bereits dem Tode anheimgefallenen, kalten und erstarrten Händen gehalten hatte. Nein, es war mir unmöglich! Ich küßte das Papier, ich drückte es an mein Herz und ich habe seitdem, während meines ganzen, langen Lebens voll Trübsal, unter all meinen Sorgen, Leiden und Widerwärtigkeiten, dennoch immer einen gewissen unerklärlichen Trost in diesem Papiere gefunden, welches mir von dem verlorenen Freunde erzählte, an den ich ewig mit Liebe und Verehrung denken werde, und von meinem freiwilligen Opfer für den Mann, den ich mehr als mein Leben liebte, an dieses Opfer, das hernach . . .“

Hier hielt die Alte inne. drückte ihr Tüchlein vor die Augen und hinderte mich ganz und gar nicht, das erwähnte Testament aus der Schatulle zu nehmen, wo es fünfzig Jahre gelegen und so gelb, an den Rändern so abgerieben worden war, aber noch immer so gültig, so gesetzlich, so rechtmäßig. Mit einer Mischung der größten Bewunderung

und des tiefsten Kummers durchlas ich es und bat sodann meine alte Freundin aufs Dringendste, sie möchte ihre Erzählung fortsetzen; denn ich hoffte dadurch eine Anleitung zu erhalten, um mit dem Dokumente in der Hand Recht und Gerechtigkeit zu fordern für das schändlich übervortheilte Weib; ich ahnte nämlich bereits, daß die Alte kein anderes Schicksal gehabt.

„Ach!“ antwortete sie auf meine Aufforderung, „warum soll ich weiter gehen? Warum so dunkle, unheimliche Ereignisse ans Licht ziehen? Warum Worte und Klagen über meine Lippen kommen lassen, welche das früher nie gethan haben? Nein, lassen Sie das Verstoffene versiegelt und die Todten in ihrer Ruhe! dies sagt meinem Herzen, welches schon längst verziehen hat, am allerbesten zu.“

Nun begann ein Streit zwischen uns, ich bat, ich beschwor sie zu sprechen, aber sie beharrte auf ihrem Schweigen. Endlich ersann ich einen Weg zu dem Frauenherzen, der immer offen ist: ich wandte mich an diejenige Ecke desselben, wo die jetzt vermoderte und grausam verheerte Liebe früher ihren Sitz gehabt, und sagte:

„Nun gut, ich verstehe Sie! Sie wollen denjenigen, den sie einst so unaussprechlich liebten, nicht der unerhörten Verbrechen anklagen, deren er sich, wie ich aus Ihrem Schweigen und aus allem andern ersehe, schuldig gemacht haben muß. Sie wollen den Schleier eines Schurken nicht lüften und ihn mir nicht in seinen abscheulichen Farben zeigen.“

„Verbrecher! Schurke! Oh nein!“ erwiederte sie; „sprechen Sie nicht so von einem Manne, dessen Staub mir noch jetzt theuer ist, theurer als alles Andere. Er war leichtsinnig, wankelmüthig, und sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit und sein Hochmuth wurden unablässig von seiner Mutter geschürt, die ihn vielleicht selbst nur als einen Spielball ihrer Intriguen betrachtete. Um Ihnen die Wahrheit dieser Aussage zu beweisen, will ich die Schilderung meines kummervollen Lebens fortsetzen, mit allen

den Wechselln von Schmerz und Demüthigungen, die es bietet."

Nach einer kurzen Pause fuhr sie also fort:

Ich verwahrte also, das gestehe ich jetzt, dieses Papier unter den kostbarsten Kleinodien, die ich besaß, und bis auf den heutigen Tag ist es mir gelungen, es allen menschlichen Blicken zu entziehen. Ich verwahrte es in dieser kleinen Schatulle da, welche damals weiß und schön war, nun aber schwarz und dunkel geworden ist durch das Alter und all die Thränen, die darauf gefallen sind. Auch meine Unzufriedenheit mit Matthias und seiner Mutter verbarg ich in der Tiefe meiner Seele, und ich fühlte mich nur dann glücklich, wenn die Anwesenheit meines Lieblings mich meinen heimlichen, nagenden Gram vergessen ließ. Wir verschwanden manche Stunde von den Tagen, welche der großen, stattlichen Begräbnißfeier vorangingen, und nachdem diese vorüber war, wunderte ich mich nicht sehr, als meine Tante mir sagte, es schicke sich jetzt nicht mehr, daß ich noch ferner in meines Betters Hause wohne; ich solle mich also bereit halten, bis auf Weiteres zu ihr zu ziehen.

Dies hatte ich beinahe selbst eingesehen; aber statt bis auf Weiteres hätte, wie mir schien, meine Tante bis zu eurer Hochzeit sagen sollen; allein sie sagte das nicht, und ich sagte es natürlich auch nicht, sondern fügte mich unter vielen Seufzern in ihren Willen.

Ich war in Luxus und Ueberfluß auferzogen worden, hatte immer mehrere große, hohe und schöne Zimmer bewohnt, hatte bei meinem Oheim unumschränkt schalten und walten dürfen, als wäre es mein eigenes Haus, und war da mit Matthias ungestört und auf weit angenehmere Art zusammengekommen als es in meiner Tante Haus geschehen konnte. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich nicht ohne Beflommenheit eines Abends in unserer schönen Equipage, mit Malena an meiner Seite, nach der schmalen Straße, wo meine Tante wohnte, fuhr, und mich dort in einer kleinen Dachstube einquartiren ließ, deren Wände

noch jetzt ein jammervolles Echo der herzerreißenden Seufzer geben können, welche ich bald genug dort ausstoßen sollte. Ich war wehmüthig und schlechtgestimmt während dieses ängstlichen Zuges; Malena war mürrisch und murmelte endlich in ihrer üblen Laune:

„Das wäre nie geschehen, wenn der selige Herr, wie wir immer glaubten und hofften, das Haus Ihnen vermacht hätte, Mamsell Thea; dann hätten wir in unserem schönen, großen Hause bleiben können, und kein Hahn hätte darnach gekräht, kein Mensch hätte sich darüber gewundert oder es unpassend gefunden. Offenbar ist der selige Herr zuletzt von Ihro Gnaden verherzt worden, und desßwegen...“

„Still, Malena, sprich nicht so!“ antwortete ich mit beklommenem Herzen. Du weißt nicht, was Du sagst; Du wirfst einen Schatten auf das Andenken meines geliebten und verehrten Oheims, und das ist mir ein Schmerz, den Du mir wohl ersparen könntest, da Du doch siehst, daß auch ich betrübt und bekümmert bin.“

„Nun, nun,“ sagte Malena, „ich will die Last gewiß nicht erschweren, und Ihnen, mein armes Kind, das Leben nicht noch saurer machen; es ist schon traurig genug, daß Sie in die enge, garstige Straße zu Ihro Gnaden ziehen müssen, mit der ich mich nie werde vertragen können.“

„Ach, Malena,“ erwiederte ich, „halte mich nicht für so kindisch, daß ich mich wegen dieses Umzugs zu meiner guten Tante grämen sollte; nein, mein Kummer kommt daher, daß ich jetzt dieses heimathliche Haus verlassen habe, wo ich so ruhig und zufrieden, so fröhlich und so glücklich aufgewachsen bin, und daß ich erst unter andern Verhältnissen, deren Licht- und Schattenseiten nur der Himmel weiß, dorthin zurückkehren werde.“

„Ja, ja,“ seufzte Malena. Sie mögen ganz recht haben, arme, liebste Thea! Gott weiß am besten, ob Sie mit Ihrem reichen Bräutigam glücklich sein werden oder nicht; Gott weiß am besten, ob er als reich eben so gut sein wird wie er als arm war; Gott weiß, ob das alte

Wohlbehagen noch in den Wänden sitzen wird, wenn wir einmal wieder zurückkommen, und Gott weiß . . .“

Mehr konnte Malena nicht sprechen, denn der Wagen hielt vor der Wohnung meiner Tante an. Ich hatte erwartet, daß Matthias der Erste sein würde, der mich empfänge, daß er mich auf seinen Händen in dies Haus tragen würde, welches ich erst als seine Gattin wieder verlassen sollte. Aber ach! welch ein herber Schmerz für das empfindliche und liebende Herz des Weibes, das sich in einer solchen Erwartung betrogen sieht. Ich bekam diese Qual zu empfinden; mit trübem Herzen stieg ich die dunkle Treppe hinan und fiel weinend meiner Tante um den Hals, als sie mir erst in ihrem äußeren Zimmer entgegenkam.

„Was in aller Welt!“ sagte sie mit Verwunderung, „ich glaube gar, Du weinst! Das hätte ich wirklich nicht erwartet,“ fuhr sie unfreundlich fort, „daß Du mein Anerbieten, bis auf Weiteres in meinem Hause zu wohnen, mit Thränen annehmen würdest.“

„Ach, liebste Tante,“ antwortete ich, „Sie können sich über meinen Kummer und Schmerz nicht wohl wundern, wenn ich zum ersten Mal ein Haus verlasse, wo ich erzogen worden bin, wo ich meine frohe Kindheit und meine sorgenfreie Jugendzeit verlebt habe, unter der Pflege und Aufsicht des besten Vaters, denn ein solcher war der Oheim immer gegen mich.“

„Das möchte ich nicht sagen,“ erwiederte meine Tante mit einem gewissen garstigen Lächeln. „Ein Vater hätte wohl seine Tochter nicht so auf dem Trocknen sitzen lassen, ohne einen Heller, den sie ihr eigen nennen kann, und ohne einen andern Schutz als denjenigen, welchen gute Verwandte ihr freiwillig angebeihen lassen.“

„Ach, Tante, sprechen Sie nicht so von dem besten, edelsten Mann!“ rief ich und war nahe daran, den wirklichen Sachverhalt zu verrathen, doch konnte ich mich noch zurückhalten: ich hatte ja meinem Matthias zu schweigen

versprochen, und ein Versprechen gegen ihn war mir heiliger als Alles. Deshalb fuhr ich, in der vollen Ueberzeugung, die reinsten Wahrheit zu sprechen, also fort: „Ach, Tante, verurtheilen Sie den geliebten Todten nicht! Glauben Sie mir: wenn er Matthias sein ganzes ungetheiltes Vermögen geschenkt hat, so that er es bloß, weil er wohl wußte, daß, was das Eine von uns erhielt, eben so gut auch dem Andern gehörte, und daß dasjenige, was Matthias bekam, mich noch mehr erfreuen würde, als wenn ich selbst es bekommen hätte.“

„Wie kindisch und einfältig Du heraus schwatzest!“ sagte meine Tante mit Hohnlachen. „Du sagst, es sei ganz gleichgültig, wer von Euch das Erbe erhalten habe. Denk doch einmal, wenn Matthias in diesem Augenblick stirbe, wie würde es dann gehen?“

Ergriffen und erschüttert von diesem schauerlichen Gedanken, für mich dem schlimmsten von allen, rief ich voll Entsetzen: „Himmlicher Gott, welcher Einfall!“ Aber ich faßte mich bald wieder bei dem Gedanken, daß dies bloß eine traurige Voraussetzung sei, und fügte unter einem Ströme stiller Thränen hinzu: „Ach, liebe Tante, auch dann . . . in diesem entsetzlichen Fall, auch dann wäre es ja gleichgültig, ob weltliche Güter mir oder ihm gehörten, denn ich würde ihn doch nicht um einen Tag überleben.“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte meine Tante mit demselben höhnischen Lächeln, das ich seit meines Oheims Tod so oft bemerkt hatte, ohne es zu verstehen, obschon ich seine schmerzliche Wirkung giftig genug empfand — „vor Kummer stirbt Niemand. Man kann immerhin seine Vernunft bemeistern und sich trösten, sowohl über den Tod eines Liebhabers, als auch über seine Untreue; denn Niemand kann sich auf die Männer verlassen. Die Liebe ist bei ihnen ein flüchtiges Ding: heute hier, morgen dort, und wer darauf baut, der hat auf losen Sand oder auf zerbrechliches Eis gebaut.“

Ein kaltes Grausen faßte mich. Matthias todt! Matthias mir untreu! In meinem Glück hatte ich niemals an diese zwar unerhörten Schläge des Schicksals gedacht, und jetzt erst bligte mir die Möglichkeit entgegen, daß es noch etwas Schlimmeres geben könne, als seinen Tod, nämlich seine Untreue.

Versunken in solche düstere, angstvolle Gedanken und niedergedrückt von einem quälenden Gefühl, das mich seit dem Abschied aus meiner früheren Wohnung immer verfolgt hatte, und seit meinem Eintritt in der Tante Haus noch peinlicher geworden war, saß ich schweigsam und verzagt den ganzen ersten Abend da und hörte und sah nur auf die Thüre, so oft sie sich bewegte, ob Matthias nicht kommen würde. Mein ganzes Leben, meine ganze Welt, alle meine Gedanken und Hoffnungen ruhten auf ihm, und dennoch verbot mir eine gewisse Scheu seine Mutter nach ihm zu fragen. Erst spät am Abend kam er nach Hause, sehr aufgeräumt und ganz anders als gewöhnlich. Er grüßte mich zwar freundlich, aber von diesem Augenblick an begann ich zu ahnen, daß ich für ihn bloß eine Nebensache sei. Er hatte einem großen Bankett unter der *haute volée* beigewohnt. Niemals hatte Matthias sich so köstlich amüßirt! Bellmann hatte gesungen, Kellgren hatte ein neues Erzeugniß seiner Muse vorgelesen. Der König selbst hatte einen Augenblick incognito an dem Abendvergnügen Theil genommen. Er hatte Matthias bemerkt; dieser war ihm vorgestellt worden und war jetzt ganz bezaubert und entzückt von Gustavs Blick und einnehmendem Wesen. Er träumte bloß noch von dem König und von einer Andeutung, welche Schröderheim ihm (Matthias) gegeben, daß er wohl bald aus seiner untergeordneten Stelle in der königlichen Kanzlei zu einer weit höheren befördert werden dürfte. Und nun spuckte in den Gehirnen von Mutter und Sohn die Hoffnung auf ein Adelsdiplom, auf Rang und Ansehen, ich aber bemühte mich so viel als möglich, an ihren glänzenden Vorspiege-

lungen von der Zukunft Theil zu nehmen, und ich that dies auch wirklich, denn welchen Kummer oder welche Freude würde ich nicht mit Matthias getheilt haben!

Eine wunderliche Zeit begann jetzt. Meiner Tante Haus, das in Folge ihrer geringen Mittel bisher still und verschlossen gewesen, öffnete sich jetzt immer mehr der höheren Gesellschaft, und auch ihr Ton wurde immer stolzer und gebietender. Sie klagte über eingeschränktes Lokal, sprach davon, es unverzüglich zu verlassen, und als ich in meiner Einfalt sie einmal fragte, wo sie künftig zu wohnen gedente, antwortete sie ganz ärgerlich:

„Eine sonderbare Frage das! Wo anders sollte ich wohl wohnen, als in dem großen Hause meines Sohnes?“

Von Malena, welche mich täglich mit ihrer Unzufriedenheit in meiner Tante Haus plagte, und unaufhörlich um Dinge fragte, die ich selbst nicht wußte und anzuregen mich schämte, nämlich wann meine Hochzeit stattfinden werde, erfuhr ich eines Tags, daß in meiner früheren Wohnung, in der Königinstraße, jetzt alles drüber und drunter gehe. Malena war dort gewesen und hatte gesehen, wie Handwerker aller Art aus- und eingingen und bedeutende Veränderungen vornahmen, und wie meine Tante und Matthias, die meine alte, treue Dienerin nicht bemerkten, ihre Befehle erteilten und ihre Anordnungen trafen.

Mein erstes Gefühl bei dieser Nachricht war Schmerz. Es that mir weh, daß ich die theure, geliebte Wohnung nicht mehr sehen sollte, so wie sie immer gewesen war und in meiner Erinnerung stand. Aber bald trocknete ich meine Thränen und fand gerade in diesem Umstand einen gewissen Trost; denn ich bildete mir ein, man wolle mir durch solche Renovationen, deren Zweckmäßigkeit ich auch in einigen Fällen nicht läugnen konnte, eine angenehme Ueberraschung bereiten, und nun erklärte ich mir's auch, warum weder meine Tante noch Matthias von unserer beabsichtigten Verbindung sprachen. Ich dachte nicht anders, als daß dieselbe unmittelbar nach Vollendung der

Reparaturen des Hauses in der königlichen Straße stattfinden werde. Damit beruhigte ich mich denn auch in Betreff mancher, sowohl stillen als lauten Unterredungen, die Matthias mit seiner Mutter hatte, und die immer aufhörten, wenn ich dazu kam; hatte mich dies im Anfang geschmerzt, so machte es mir jetzt eher Freude. Auch die Zerstretheit und Lauheit, die ich bei Matthias oft sogar an meiner Seite bemerkte, erklärte ich als eine Folge seiner heimlichen Plane und mancherlei wichtigen Studien, und ich versuchte mich mit dieser Ueberzeugung zu trösten und zu beruhigen, obschon ich nicht läugnen konnte, daß ich weit glücklicher gewesen wäre, wenn ich an all diesen Sorgen und Planen für unsere künftige Einrichtung hätte Theil nehmen können. Auf solche Art schläferete man mich in einen gewissen Irrthum ein, aber ich vergoß viele Thränen während dieses Schlafes. Ich wollte nicht fragen; ich war hiefür zu schüchtern und zugleich zu stolz. Außerdem hatte ich sehr wenig Gelegenheit dies zu thun; denn meine Tante ließ mich fast nie mehr allein mit Matthias, dem Freunde meiner Kindheit, an dessen Seite ich aufgezogen worden, und zwar gebrauchte sie dabei den Vorwand, daß sich das in dem Stande, als dessen Angehörige wir uns nun zu betrachten haben, nicht mehr schicke; überdies erhielt ich von meiner Tante manche unfreundliche Zurechtweisung wegen meinen bürgerlichen Manieren, und zwar häufig in Gesellschaft ihrer vornehmen Bekannten, welche mich sammt und sonders ein wenig über die Achsel anzusehen schienen, was Matthias zu meiner schmerzlichen Bewunderung duldete. Ach, ich stand manche früher ungekannte Qualen aus während dieses Aufenthaltes in meiner Tante Haus, der zwar kurz war, aber mir dennoch unendlich lang erschien. Unter Anderem wurde mir der Verdruß und die Demüthigung bereitet, Kleidermacherinnen und andere Personen, bei welchen schon vor meines Oheims Tod Sachen für meine Aussteuer bestellt worden waren, aus Mangel an Geld wegschicken zu müssen; denn es war mir unmöglich, ihre Rechnungen zu bezahlen, auch

vermochte ich's nicht über mich, Matthias, der sie nicht sah, oder meine Tante, welche sich stellte, als sehe sie diese Leute nicht gehen und kommen, um das Nöthige zu bitten; ich mußte also diese armen Arbeiterinnen ersuchen, ihre Waaren wieder nach Hause zu nehmen und bis auf andere Zeiten zu warten, von denen ich selbst nicht wußte wie sie sich gestalten sollten; denn alle meine vormaligen, fröhlichen Zukunftsträume waren jetzt so verwirrt, so unklar, so traurig vermengt mit Qualen und Sorgen, Befürchtungen und Kümmernissen. Mit jedem Tag glaubte ich zu bemerken, daß meine Tante und auch Matthias einen vornehmeren, zuversichtlicheren, stolzeren Ton annahmen, und mit jedem Tag wurde ich schüchterner und verzagter. Matthias warf mir das sogar vor, und zwar zuletzt mit unfreundlichen Worten. Ich fühlte mich beleidigt, es entstanden kleine Wortwechsel, nachher versöhnte man sich zwar wieder, aber die Liebe, dieses dünne, gebrechliche Glasgeschirr, hatte Risse bekommen. Bei jedem neuen Anstoß klang es immer weniger klar und rein, und überdies füllte ich es mit Thränen, Thränen aber können es zuletzt von innen aus zerspringen machen, und es zersprang wirklich. Mittlerweile war der Sommer verstrichen und der Herbst herangekommen. Meine Bekannten wunderten sich wie bleich und mager ich geworden, aber Niemand fragte mehr, wann die Hochzeit stattfinden solle. Matthias sah ich nur selten, und meine Tante begann, mir deutliche Winke zu geben, daß ich ihr überflüssig sei. Meine alte, getreue Malena war die einzige Person, der ich manchmal klagen konnte, aber auch das war mir ein schlechter Trost, denn sie war so bitter, so aufgebracht gegen meine Tante und Matthias, daß sie, ohne es zu wollen, immer meine Qual noch vergrößerte; dies that sie namentlich auch dadurch, daß sie mir über viele Dinge, die ich selbst nicht merkte oder nicht merken wollte, die Augen öffnete.

Manche Veränderungen gingen inzwischen in der Außenwelt vor, doch will ich nur diejenigen erwähnen, welche mich unmittelbar berührten oder einen Einfluß auf

mein Schicksal ausübten. Das Entzücken, welches König Gustav in des Frühlings milden Tagen meinem Matthias eingeffloßt, hatte sich mit Anzug des Herbstes nicht bloß in ein gleiches Mißvergnügen, wie meinem Oheim inne gewohnt, sondern sogar in grenzenlosen Haß verwandelt. Ein Anderer, ein junger Graf nämlich, hatte die Stelle erhalten, auf welche Matthias sein Auge geworfen, und nun athmete der hintangesetzte Bewerber nur noch Rache und Unwillen. Er schloß sich der Partei des Herzogs an, brachte jetzt viele Zeit unter diesen Ordensnarren zu, wurde ein eifriger Freimaurer und ließ sich wie so mancher Andere von Betrügnern und Phantasten, wie Plammenfeldt, Björnram und dergleichen Burschen hinters Licht führen. Dies Alles hatte zur Folge, daß Matthias oft abwesend war und von Zeit zu Zeit kürzere oder längere Reisen unternahm, deren Zweck für mich immer in Dunkel gehüllt blieb, und über die ich ihn auch nicht zu fragen wagte, seit ich einmal die Antwort erhalten hatte, er dürfe Ordensgeheimnisse Niemand verrathen, auch mir nicht. Mit jedem Tag fand ich, daß er kälter und rückhaltfamer gegen mich wurde. Dies schmerzte mich unaussprechlich, aber ich entsinne mich nicht, jemals darüber geklagt zu haben, denn eine dunkle Ahnung sagte mir, daß das Uebel dadurch nur noch schlimmer werden könnte.

Eines Tags im November kam er zu mir auf mein Stübchen, und dies war etwas so Ungewöhnliches, auch war er so bleich und so wunderlich, daß ich über seinen unerwarteten Besuch mehr erschrock als mich freute.

„Um Gotteswillen, was ist's mit Dir, mein theurer, geliebter Matthias!“ rief ich, seinen Hals umschlingend, denn ich glaubte in meiner blinden Einfalt, er sei krank, verdrießlich, betrübt und komme jetzt zu mir, um Trost zu suchen. Aber er machte sich sachte los, ergriff meine Hand, drückte sie an seine kalten Lippen und vermochte nur noch die Worte zu sagen:

„Lebe wohl, Matthea! Ich muß auf kurze Zeit weg-
reisen. Nothwendigkeiten, in welche ich Dich nicht einweihen

darf, zwingen mich dazu. Lebwohl! Verdamme mich nicht!" Und damit entfernte er sich hastig.

Ich stand wie vom Blitze getroffen da. „Verdamme mich nicht!" Diese Worte hallten in meiner Seele, in meinem Herzen wieder. Wenn er nur wenigstens gesagt hätte: „Vergiß mich nicht . . . denk an mich," oder etwas dieser Art; aber nein, blos dieses unheimliche: Verdamme mich nicht! das für mich ein Räthsel war, dessen schauerliche Lösung nicht lange mehr auf sich warten ließ.

Einige Tage vergingen nach diesem Abschied von Matthias, und ich fühlte mich so unglücklich, daß ich glaubte, kein Unglück könne dem meinigen gleich kommen, und doch konnte ich mich noch meiner Hoffnung getrösten, denn ich ahnte nicht, daß bald eine Zett erscheinen sollte, wo mir auch diese geraubt würde. Jede Furcht schließt immer noch eine Hoffnung in sich, verdient also immerhin der vollen Gewißheit, eines Unglücks vorgezogen zu werden. Meine Tante war hart, verschlossen und unzugänglich, und als ich sie endlich, nachdem ich eine ganze Woche vergebens gewartet, fragte, ob sie nichts von Matthias wisse, antwortete sie mürrisch:

„Oh freilich, er schreibt oft genug.“

„Gütiger Gott!" rief ich, „er ist doch nicht krank oder sonst in einer Noth, welche Sie mir nicht anvertrauen wollten?“

„Allerdings," antwortete sie kalt, „er ist sowohl krank als in der Noth, und ich fürchte, daß er sich aus Verzweiflung in die allergefährlichsten und verwegensten Unternehmungen stürzt, denn das Leben ist ihm eine Last, und er sieht nur eine ganze Kette von Qualen vor sich.“

Ich war stumm vor Staunen und Schmerz. Ich begriff die Art eines solchen vorher noch nie geahnten Leidens nicht, und meine Zunge wollte sich nicht zu einer Frage verstehen, die jedoch in meinem ganzen Wesen deutlich ausgesprochen sein mußte, denn meine Tante ergriff von selbst wieder das Wort und sagte mit schonungsloser Kälte und Grausamkeit:

„Ja, siehst Du, meine liebe Matthea! Mein Matthias ist von der frühesten Kindheit an mit Dir aufgewachsen, und er hat Dich immer recht lieb gehabt, gerade wie ein Bruder seine Schwester lieb hat (mich überließ ein kalter Schauer); Dein seliger Oheim hat sich's in den Kopf gesetzt, daß Ihr ein Ehepaar werden solltet, und Matthias ging darauf ein, ohne das Glend zu ahnen, welches er dadurch seinem warmen Herzen bereitete. Jetzt hat er dies anderweitig verschenkt, an eine liebenswürdige, sehr schöne und vornehme Dame, und nun glaubt er sich gebunden durch seine früheren Versprechungen oder vielmehr durch seinen Gehorsam gegen den Willen des Oheims. Du allein kannst ihn davon befreien, wenn Du einstehest, daß Du selbst niemals ein Glück in einer Sache finden kannst, welche die ewige Qual seines Lebens ausmachen würde. Entscheide jetzt selbst: willst Du freiwillig auf seine Hand verzichten, so gibt es keine Bedingung, die er nicht einzugehen bereit wäre. Bestehst Du aber hartnäckig auf Eurer Verbindung, so bittet er gleichwohl um Erlaubniß, sie noch einige Jahre aufzuschieben; inzwischen aber reist er in andere Länder und“

Was sie weiter sprach, konnte ich nicht sagen, denn ich fiel jetzt bewußtlos zu ihren Füßen nieder und erwachte erst nach einer starken Stunde wieder. Ich lag allein auf meinem Stübchen, rings um mich her war düstere Dämmerung, und ich hörte Malena leise gehen. Ich wußte nicht, ob ich träumte, ob ich noch lebte oder ob ich bereits in einem andern entsetzlichen Leben ins Fegfeuer gewandert war. Ich war an Leib und Seele erschüttert und hatte nicht einen einzigen klaren Gedanken. Bald jedoch stellten sich solche ein. Der wohlthuende Nebel, der auf einige Augenblicke alle Gegenstände umhüllt hatte, zerstreute sich mit Blitzesschnelligkeit, und meine Lage stand in ihrer nackten Grauenhaftigkeit vor mir.

„Malena!“ rief ich. „Lauf nicht so in der Stube herum, wie wenn alles gut stände, sondern schaff mich im Augenblick von hier weg; ich vergehe unter diesem Dach.“

„Wollen Sie etwas zu trinken haben?“ fragte Malena, in der Meinung, ich habe Fieber und phantasire.

„Ich will weder essen noch trinken,“ antwortete ich, „sondern blos von hier wegkommen, und das ist mein wirklicher Ernst, Malena. Ich bin nicht krank und phantasire nicht, sondern habe meine gesunde Vernunft, obschon mein Herz zermalmt ist, und ich sage jetzt noch einmal: ich will fort von hier.“

„Ja, das habe ich immer gewollt, seit ich hieher kam,“ erwiderte Malena, „und es wird mein Freudentag sein, wenn dies geschieht, aber . . .“

„Sprich nicht von Freudentagen, Malena, denn solche gibt es nicht mehr, und sage auch nicht a b e r, denn das will ich nicht hören,“ versetzte ich und begann ihr sofort schnell zu erzählen, wie elend ich sei, wie ich kein menschliches Wesen mehr habe, auf das ich mich verlassen könne als sie, und . . . Kurz und gut, als der Morgen graute, hatten wir unsern Plan, von da wegzugehen, verabredet, denn Malena ließ sich vollkommen auf alle meine Ideen ein und suchte sie mir nicht auszureden, sondern war mit mir der bestimmten Ansicht, daß wir nothwendig in der nächsten Nacht das Haus verlassen müssen.

Als der Tag kam, sagte Malena, ich sei krank, schloß dann mein Zimmer wieder und ging unserer Verabredung gemäß in die Stadt. Sie begab sich nämlich in meine frühere Wohnung, wo ich noch den größeren Theil meiner Effekten hatte, und packte dieselben ein unter dem Vorwand, sie zu mir zu bringen, nahm aber einen Träger und ließ sie auf ein Fahrzeug schaffen, das am andern Morgen nach Gothenburg absegeln sollte, und wo sie auch für uns Plätze bestellte. Der Besitzer war ein Bekannter und Landmanne von ihr aus Westgothland, und nahm es mit Pässen und dergleichen Dingen nicht sonderlich genau. Am Nachmittag kam sie wieder voll Freude über die gute Besorgung der Geschäfte und über das unerwartete Glück, in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen, an welcher sie immer mit treuer Liebe gehangen hatte, packte sofort unsere wenigen

Effekten, die wir im Haus meiner Tante hatten, zusammen, und begab sich unter irgend einem Vorwand auch mit diesen nach dem Schiffe.

Meine Tante bekümmerte sich nicht um mich, seit sie am Morgen nach meinem Befinden hatte fragen lassen, und ich kam nachher nicht mehr zu ihr hinab. Sie war überdies, wie ich hörte, den ganzen Tag abwesend; als daher die Nacht anbrach, nahm ich einen dunkeln Mantel um und wanderte still und blos von Malena begleitet, aus diesem Hause, wo ich nicht einen einzigen Funken von Sehnsucht zurückließ. Als jedoch mein Weg in der Nacht an der Wohnung vorbeiführte, wo ich so glückliche Tage verlebt hatte, an dem Haus, wo ich leben und sterben zu können glaubte, dem Haus, das jetzt nicht mehr meine Heimath war, da . . .

Hier hielt die Alte inne, denn auch jetzt noch, nach fünfzig Jahren, floßen ihre Augen bei der Erinnerung an diesen entsetzlichen Augenblick von Thränen über.

„Ewiger Gott! Wie konnte man ein solcher Schurke sein wie dieser Matthias!“ rief ich, erbittert über die Grausamkeit, mit welcher man dieses arme Opfer der allerschauerlichsten Habsucht behandelt hatte; aber die Alte legte schnell ihre Hand auf meinen Mund und bat: „Sprechen Sie nicht weiter und sprechen Sie nicht so! Ach, wer weiß, ob der arme Matthias jemals erfahren hat, wie seine Mutter die Sache anstellte! Vielleicht geschah es nicht mit seinem Willen und Wissen, daß sie mir alles entdeckte; vielleicht hatte das arglistige Weib gerade erwartet, daß ich einen so verzweifelten Schritt wie meine Flucht thun würde, und vielleicht wußte sie hernach dieser Flucht in den Augen ihres Sohnes eine so garstige Färbung zu geben, daß er auf alles einging, was möglicher Weise blos ein Plan im Kopfe der Mutter war, zur Zeit, da sie es mir als eine Wirklichkeit anvertraute. Oh, ich will das so gerne glauben! Nach vollen fünfzig Jahren hat mich noch nichts überzeugt, daß ich mich getäuscht habe, im Gegenheil hat mich alles in meinem Glauben bestärkt, und selbst

wenn er falsch ist, so ist er mir doch theuer, und ist mir beinahe nothwendig gewesen, um nicht unterzugehen in dem Kummer und Schmerz, welcher mich durch diese ganze lange Lebenswüste hindurch unaufhörlich begleitet hat."

Ich schwieg und bat sie fortzufahren. Zum ersten Mal empfand ich eine Abneigung, die klare, deutliche Wahrheit ans Licht zu ziehen, zum ersten Mal bekam ich eine gewisse Lust, dieselbe, obschon sie grell genug hervorleuchtete, zu verhehlen, nur um diesem armen durchbohrten Herzen nicht noch einen neuen Stich zu versetzen.

Die Alte fuhr fort: „Ach, lassen Sie mich die Qualen übergehen, die ich auf einer langen, beschwerlichen See-reise im rauhen Herbst und in einer Stimmung, wie die meinige war, ausstehen mußte. Im Besitz fröhlicher Hoffnungen hätte ich sicherlich weit größere Strapazen und Widerwärtigkeiten über mich nehmen können; nun aber war ich zermalmt von Gram, niedergedrückt durch das Unglück, und so wirkte die beschwerliche Reise zerstörend auf meine sonst so starke Gesundheit ein. Als ich endlich nach Gothenburg und von da nach dem Städtchen Allingsås kam, wo ich eine Tante von mütterlicher Seite hatte, bei der ich willkommen zu sein hoffte und es auch wirklich war, da überfiel mich ein schweres Nervenfieber, das mich den ganzen langen Winter und einen großen Theil des Frühjahrs hindurch auf's Lager warf. Mittlerweile waren mehrere Briefe an mich angekommen, die ich aber in meinem Fieberwahnsinn unerbrochen und ungelesen an meine Tante zurückschickte, denn ich glaubte zu sehen, daß sie von ihr waren, und bedachte nicht, daß auch andere von Matthias beiliegen konnten. Später aber, als ich von dieser verheerenden Krankheit wieder erstand, da kamen keine Briefe mehr, und nun war auch meine ganze Jugendblüthe verwelkt; ich genas zwar wieder, aber es stellte sich keine Rose auf meiner Wange, kein Lächeln auf meinen Lippen, kein fröhliches Jugendgefühl mehr in meinem Herzen ein, sondern ich war und blieb ein Schatten, der mit meiner früheren Erscheinung beinahe keine Ähnlichkeit mehr darbot.

Meine Ruhme führte ein eingezogenes, stilles Leben in dem schönen, beinahe einzig von vornehmen Adelsfamilien bewohnten Städtchen. Sie hatte eine Art von Pension, wohin die jungen Fräulein, die keine französischen Gouvernanten hatten, kamen, um allerlei Modearbeiten und vor Allem die Sprache zu lernen, wie damals die französische vorzugsweise genannt wurde. Ich sah bald ein, daß ich im Hause meiner armen Ruhme nicht bloß ein verzehrender Gast sein und bleiben durfte, und begann ihr daher nach besten Kräften beizustehen. Da ich sowohl in der französischen als in der deutschen Sprache, wie auch in manchen andern guten und nützlichen Dingen gründlichen Unterricht genossen hatte, so kam mir dies trefflich zu statten, und auch meine Tante hatte vielen Nutzen von meinen Kenntnissen, denn ihre Schule kam bedeutend in Aufnahme. Um mich bekümmerte man sich übrigens nicht. Ich will jedoch nicht sagen, daß die Vornehmen mich über die Achsel ansahen, denn die Familien, die beinahe ausschließlich das Städtchen bewohnten und so zu sagen ein einziges großes und vielverzweigtes Geschlecht bildeten, gehörten der ganz ächten Aristokratie an, welche zwar allerdings auf ihre Ahnen sehr großen Werth legte, aber auch den Verdiensten anderer Leute Gerechtigkeit widerfahren ließ, gerade deshalb, weil ihre Ahnen und die Verdienste ihrer Vorfahren gleichbedeutende Worte waren. Sie begegneten mir daher mit vieler Freundlichkeit und Höflichkeit; aber ich war und blieb für alle Freundschafts- und sogar Bekanntschaftsverhältnisse unzugänglich, verschloß mich in mich selbst und bezeugte mich bloß für zwei Gunstbezeugungen dankbar, nämlich wenn ich aus den kostbaren Bibliotheken der reichen und gebildeten Familien das eine oder andere interessante Werk entlehnen, oder wenn ich in ihren schönen Gärten oder sogenannten Plantagen spazieren durfte unter ihren hohen, schattigen Bäumen und unter ihren veredelten Blumen- und Pflanzen, welche sie bei ihrem ausgebildeten Schönheitsfönn weit besser pflegten, als bei dem damaligen Stand der Blumenzucht gewöhnlich

war. Und daher, mein junger Freund, von dieser Zeit schreibt sich meine Liebhaberei für Lektüre und Blumen, eine Leidenschaft, der Sie schon so vielfältige Befriedigung gewährt haben.

Von Stockholm hörte ich nie etwas, und nur zufällig erfuhr ich zuerst, daß Matthias mit demselben Fräulein verheirathet war, von welcher meine Tante gesagt hatte. Hernach, daß er bei dem neuen Regenten in hoher Gunst stand, daß man davon munkelte, er müsse über die Ermordung des Königs allerlei Näheres wissen, und daß er bald darauf in den Adelsstand erhoben, einige Jahre später baronisirt wurde; daß er eines der höheren Staats- und Hofämter bekleidete, und einer von denjenigen war, welche beständig des Herzogs Person umgaben.

Ich konnte mir Matthias in dieser Gestalt nicht vorstellen. Die Zeit hatte nicht eine einzige Farbe von dem Bild zu verwischen vermocht, das noch immer in meinem Gedächtnisse lebte, und das ich so innig geliebt hatte; aber das genannte Bild wollte sich schlechterdings nicht all diesen neuen Verhältnissen anpassen, sondern blieb stehen wie zuvor. So verstrichen die Jahre, schnell genug, wie man später meint, aber schwerfällig und langsam, wie man es in der harten Gegenwart immer empfindet, und erst volle zwölf Jahre nach meiner Flucht, an die sich bereits Niemand mehr erinnerte als ich, denn Malena lag schon unter dem grünen Rasen, erst da wollte das Schicksal, daß das Bild, das mir noch immer von Matthias vorschwebte, und das Bild, das ich mir jetzt von ihm machte, zusammenschmelzen und wieder eins werden sollten, ein Bild, welches wieder zu sehen ich mir mit der ganzen Macht meines Willens nicht versagen konnte. Matthias war nämlich leidend. Ich hatte zufällig, vermuthlich jedoch durch diejenige Art von Zufall, welche man, ohne es zu wissen, unaufhörlich aufsucht, erfahren, daß Matthias, der hohe, vornehme Herr, schwer erkrankt darnieder lag, und daß man sein nahes Ende für wahrscheinlich hielt. Jetzt war ich nicht mehr zurückzuhalten. Meine Ruhme

hatte nie mehr Macht über mich besessen, als ich ihr freiwillig einräumte, und fünf Tage nach Empfang dieser Nachricht von Matthias stand ich an seinem Krankenbett in der Eigenschaft als Wärterin, unter einem erborgten Namen und von Niemand erkannt, selbst von demjenigen nicht, dem zu Liebe ich dies Wagemstück ausführte. Wie ich mir diese Stellung auswirkte, übergehe ich und erinnere bloß daran, daß einer Frau beinahe immer gelingt, was sie wirklich will, zumal wenn ihr Wille keiner niedrigen und schlechten Triebfeder folgt, durch welche er bald vorwärts, bald wieder rückwärts geleitet wird. Schreitet sie dagegen bestimmt und standhaft auf ein gewisses Ziel zu, so müssen sich ihr himmelhohe Hindernisse in den Weg stellen, wenn sie dasselbe nicht erreichen soll. Ich meinerseits erreichte das meinige, ich stand am Krankenlager meines Freundes, ich gab ihm die letzten Arzneien, die letzten stärkenden Tränke, die letzte Hülfe, und ich hörte ihn in der Todesstunde meinen Namen nennen und sowohl Gott als mich um Verzeihung bitten, auch verzieh ich ihm Alles, und ich betete für ihn zu Gott und ich bete noch jetzt Tag und Nacht für ihn, und ich pilgere jeden Morgen, wenn ich die Kraft dazu habe, an sein Grab, und ich vergesse nie, im Vorbeigehen einen Blick zu dem großen stattlichen Haus hinaufzuwerfen, wo ich aufwuchs und so glücklich war. Noch weniger aber vergesse ich bei der Erinnerung an diese Zeit einen jener tiefen Seufzer auszustößen, an welchen der Unglückliche einen so großen Reichthum besitzt, und auf meinen alten Stab gestützt gehe ich jedes Jahr am Todestage meines Wohlthäters in dieses jetzt von seinen Nachkommen bewohnte Haus, und klopfe an das Zimmer, das er bewohnte, und welches ich das letzte Mal unter der Maske einer Krankenwärterin betreten hatte, um es nicht wieder zu verlassen, als bis der Freund meiner Kindheit ebenso kalt und bewusstlos da lag, wie ich einst den väterlichen Freund gesehen. Ich klopfe, bis jemand von der zahlreichen Dienerschaft öffnet, sodann werfe ich einen Blick in das Zimmer und frage,

ob Herr Sternhof da wohne; ich bekomme jedesmal zur Antwort, ein solcher habe niemals da gewohnt. Der Bediente schlägt hohnlächelnd die Thüre zu, und dann ziehe ich meines Weges weiter. Ebenso wandle ich an jedem freundlichen Sommerabend nach dem ehemaligen königlichen Park und setze mich da ungefähr an derselben Stelle nieder, welche früher sein und mein Lieblingsplätzchen gewesen. Die einzige irdische Freude, die noch in mir lebt, besteht darin, wenn ich sehe, wie seine Kindesfinder in ihren prächtigen Equipagen als geachtete und geehrte Mitglieder ihres Standes durch die Stadt fahren. Inzwischen danke ich doch Gott in der Tiefe meines Herzens, daß bis jetzt noch nie meine Noth so groß gewesen ist, daß ich auf den Gedanken kommen mußte, ihnen zu klagen und Hülfe von ihnen zu begehren. Dies, mein Freund, ist mein ganzes Leben von dem Augenblicke an, da seine Hand in der meinigen erkaltete."

Hier verstummte die Alte und ich gönnte ihr nach ihrer erschütternden Erzählung einige Ruhe; dann aber fragte ich sie, warum sie durchaus keine Lust habe, ihr Vermögen oder wenigstens einen kleinen Theil desselben von den reichen Erben zurückzufordern; denn jetzt erst wußte ich, in welcher vornehmen Familie das Eigenthum meiner armen Freundin die Grundlage eines sehr bedeutenden Wohlstandes geworden war.

Aber sie rief mit jugendlicher Lebhaftigkeit:

"Ich! Von seinen Kindern zurückfordern! Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Gedanken! Ich sollte den Vater und nunmehr den Großvater als Verbrecher darstellen und sein Andenken verächtlich machen in den Augen seiner Nachkommen! Oh wie wenig, wie weltlich und erbärmlich mußte ich ihn dann geliebt haben! Nein, seine Sünden (wenn er je welche hatte und nicht blos Schwachheiten) sollen mit mir in's Grab steigen," fuhr sie fort und wollte mir das Dokument nehmen, das ihre vollkommen rechtmäßigen Ansprüche auf das große Vermögen bewies, welches man ihr geraubt hatte; aber ich

wollte das Papier nicht los lassen, sondern hielt es fest und konnte nicht umhin, sie zu ersuchen, sie möchte es mir überlassen, blos als eine Seltenheit, als Etwas, worüber ich nachdenken und woran ich als Advokat für eine rechtmäßige, wiewohl im Dunkel liegende Sache meinen Scharfsinn üben könnte.

„Nein, nein!“ rief sie mit der größten Hefigkeit und Hartnäckigkeit, und nun begannen wir jedes an einem Ende des halb vermoderten alten Papiers zu ziehen, bis es in Stücke zu reißen anfing. Jetzt aber ließ ich los, denn sie sah wahrhaftig nicht aus, als ob sie nachgeben wollte. So bald sie spürte, daß ich an dem Dokument nicht mehr festhielt, riß sie es mit großer Hast an sich, und bevor ich mich besinnen oder es verhindern konnte, warf sie es in das halb abgebrannte Feuer, und ergriff in demselben Augenblick eine alte Feuerzange, damit ich das Dokument nicht mehr herausziehen könnte, welches sie volle fünfzig Jahre lang verwahrt hatte, nun aber freiwillig aufopferte bei dem leisesten Schatten einer Befürchtung, daß es irgendwie dem Andenken des Mannes schaden könnte, welchen sie so herzlich geliebt hatte.

Während das Papier schnell aufflammte und hernach allmählig verglomm, überdachte ich die Ungleichheit zwischen einem Frauenherzen und den Gefühlen eines Mannes nach fünfzig Jahren; ich stellte eigenthümliche Vergleichen an, die auch wirklich zu den wunderlichsten Ergebnissen führten; ich überzeugte mich, daß das Frauenherz dennoch sich niemals verläugnet, und daß es für uns Männer ein Räthsel ist und bleibt, ein Räthsel, das vielleicht hie und da, sicherlich aber in den meisten Fällen nicht gelöst werden kann.

Damit schloß mein Neffe seine Erzählung und versank dann in ein tiefes, gedankenvolles Schweigen. Was mich betraf, so schwebten meine Gedanken hin und her, theils

auf die alte Mamsell, theils auf die allerliebsten Nichten und Neffen, welche sie mit Recht Großtante nennen dürften, theils auf die Ungleichheiten zwischen dem männlichen und weiblichen Herzen, worüber ich so gerne die weiteren Ansichten meines Neffen vernommen hätte. Ich hustete also ein wenig, sagte ein Paar vorbereitende hm, hm, und fragte ihn dann, worin nach seiner Meinung die größte Ungleichheit zwischen diesen zwei Sorten von Herzen bestehe.

„Ach, sie sind in Allem ungleich,“ antwortete er. „Das Frauenherz gleicht den Gewitterwolken, welche geradezu gegen den Wind treiben, denn es handelt oft straks gegen die Gesetze der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit; aber gleichwohl geht es — sonderbar genug — oft die rechten oder wenigstens solche Wege, welche wir Männer schlechterdings nicht zu tadeln vermögen; ja, die Weiber streben oft auf Ziele los, welche wir nicht einmal ahnen gekonnt, während sie dieselben klar und deutlich vor sich sehen, und auch uns so anschaulich zu machen verstehen, daß wir uns darüber wundern müssen, sie nicht selbst früher bemerkt zu haben. Und welcher Opfer, welcher Entsayungen ist nicht die Frau fähig, so bald es das Herz befiehlt? Denn sonst kann sie auch hart und gefühllos sein wie ein Stein, ja sie ließe lieber die Welt untergehen, als daß sie ihre kleinen Gewohnheiten und Launen zum Opfer brächte, wenn blos Vernunft und Ueberlegung ihr Gesetze vorschreiben wollen. Nein, sie muß belebt und angeregt werden, um Etwas zu unternehmen, und dann kann sie auch große Dinge ausführen; aber bitte sie einmal, ganz ruhig hinzusitzen und zu überlegen, was sie darf und nicht darf, was recht oder nicht recht ist, dann wird sie niemals fertig werden, wird zögern und schwanken, wird sich da und dort hin treiben lassen, und endlich auf demselben Fleck stehen bleiben, so weit nämlich nicht ihr Herz ins Spiel kommt und für oder wider Partei nimmt. Nein, gute Nacht, liebe Tante! Ich werde immer ganz unmuthig und niedergeschlagen, so oft ich an die

Großthat der armen, alten Frau denke, und wie sie mit einem Mal alle möglichen Aussichten auf wenigstens eine kleine Unterstützung für ihre künftigen Tage vernichtet hat, auf die Unterstützung einer reichen Familie, die an einem einzigen Abend so viel verschwendet, als die gute Alte für den ganzen Rest ihres Lebens nöthig hätte. Oh, es schmerzt mich, zu sehen, wie die Ungerechtigkeit auf Erden blühen soll; ja, es schmerzt mich auch, einen so himmel-schreienden Beweis davon vernichtet zu sehen. Gute Nacht, liebe Tante!"

So sprach mein Nefte und verschwand schnell aus meinen Blicken. Ich blieb nachdenklich sitzen und begann zu überlegen, ob er mit seinen Aeußerungen über das Weib und das Weiberherz recht gehabt oder nicht, und mit welcher Befugniß er Etwas, nämlich kalten, reifen Frauenverstand gänzlich in Abrede stellen könne. Ich setzte mir in den Kopf dieser Eigenschaft nachzuspüren, und zwar bei mir selbst, auch glaubte ich dieselbe wahrlich gefunden zu haben, als ich am Ende folgenden Vorsatz faßte. Um inzwischen die ganze Weite, Breite und Größe dieses meines Vorsatzes recht anschaulich zu machen, muß ich noch über eine meiner Lieblingsphantasien Rechenschaft ertheilen. Zu meinen größten Vergnügungen gehört nämlich, manchmal, etwa alle vierzehn Tage, eine kleine Versammlung, nicht gerade von Freunden (denn wer hätte wohl eine Sammlung von solchen! Glückselig, wer nur den einen oder andern ächten Solitär besitzt!), aber wenigstens eine Versammlung von Bekannten bei mir zu sehen, die wenigstens nicht unfreundlich gesinnt sind, von fröhlichen, zugänglichen, freisinnigen, offenherzigen, verständigen, gebildeten und angenehmen Menschen, mit denen man lachen und scherzen, über Vernunft und Unsinn, über dummes Zeug und Literatur, über Philosophie und Stadtgeklatsche, über Metaphysik und Bagatellen, mit Einem Wort über alles sprechen kann, was in die Seele und auf die Zunge kommt, und zwar in einigen kurzen, freien Abendstunden, wo man die Zeit an den fliegenden Locken

erfassen und so gut als möglich festhalten muß, statt daß man so oft bei großen und langen Gesellschaften alles aufzubieten hat, um dieselbe Zeit zu einiger Beschleunigung ihres Schildkrötenganges anzutreiben. Solche kleine Versammlungen sind vor allem mein Leben und meine Freude, zumal wenn sie bei mir selbst stattfinden und das Vergnügen gleichsam durch Thüren und Fenster zu mir einströmt, ohne daß ich einen einzigen Schritt zu thun brauche, um es zu suchen. Bei meinen mittelmäßigen Verhältnissen muß ich jedoch dieses Vergnügen beschränken, wodurch es vermuthlich einen neuen Reiz für mich erhält, denn statt daß ich es, wie ich wünschte, jede Woche ein oder sogar mehrere Male haben kann, sehe ich mich außer Stande, öfter als höchstens alle vierzehn Tage mit einigem Comfort einen solchen kleinen Rout zu geben, und auch das ist noch unbestimmt, denn wenn andere unvorhergesehene, größere Ausgaben dazwischen kommen, so muß ich auch oft auf dieses Vergnügen verzichten und meine Einladung unterwegs lassen; diese lauten, damit meine Gäste nicht gebunden sind, ohnehin bloß so, daß sie mir auf den und den Abend herzlich willkommen seien; förmliche Einladungen aber erlasse ich nicht, um meine Freunde nicht am Genuße größerer und kostbarer Vergnügungen zu hindern. Just in diesen Tagen hatten meine Gedanken oft genug mit der Idee gespielt, meine Freunde und Bekannte wieder auf einen Abend bei mir zu sehen, zumal da seit ihrem letzten Besuch bereits vierzehn Tage verlossen waren. An demselben Abend, da mein Nefse kam, hatte ich mir vorgenommen, wie gewöhnlich eine kleine Denkschrift für mich aufzusetzen, um mir die für ein solches kleines Abendmahl anzuschaffenden oder bereits angeschafften Artikel zu merken, als da sind: Wachlichter, frische Butter, allerlei Brode, Milch, Rahm, Weine, Eier, kalte Fleischspeisen, Torten, Apfelsinen, Renetten u. s. w. Nun aber kam mein Nefse, und so blieb mein Aufsatz unter dem Nähkorbchen liegen, wo ich ihn unterbrachte als ich Jemand kommen hörte. Aber jetzt, jetzt zog ich ihn her-

vor, und begann sogleich mit großer Hast aufzuzeichnen, was die oben erwähnte Artikel kosten würden, sammt Thee, Zucker u. s. w., wie mans in meinem kleinen Staatshaushalt zu finden pflegte, und als endlich trotz meines feinen Gefirgels eine anderthalb Seite lange Liste entstanden war, addirte ich so geschwind den Betrag zusammen, daß ich vier oder fünf Mal von oben nach unten und von unten nach oben rechnen mußte, bevor ich zwei Mal die gleiche Totalsumme herausbrachte. Endlich aber stand eine solche mit ausgeworfenen Reichsthalern, Schillingen und Stübbern da, und ohne dazwischen hinein Athem zu schöpfen, stand ich von meinem bequemen Sophapläzchen auf, eilte an meinen Schreibtisch, öffnete schnell die Lade, wo ich meine Rechnungen hatte, übersah den Betrag des Thee- und Souperbudgets, machte eine runde Summe, warf einen schwarzen Pelz um, setzte eine schwarze Haube auf, hieß meinen Bedienten die Laterne nehmen, um mir zu leuchten, und befahl ihm dann, mehrere Häuser von der Wohnung der alten Mamsell hinweg in einer Bude auf mich zu warten. Mit einem Herzen, das hoch klopfte vor Badurchkeit und innerer Befriedigung, flog ich pfeilschnell ngig die von meinem Neffen so kenntlich beschriebene Thüre, eilte geradezu auf das kleine Fenster los, hinter welchem ich die Alte wußte, sah sie auch deutlich durch die zerlumpten Kollvorhänge, wie sie bei einem elenden Talglichte dasaß und las, und da mir eine Ahnung sagte, daß ihre Thüre nicht verschlossen sei, so eilte ich auf sie zu, öffnete sie mit einem Griff, warf mein ganzes Theesouper, oder richtiger gesagt den Geldwerth desselben in die Stube, rannte dann so schnell als möglich davon und war sicherlich in der besprochenen Bude, wo mein Bedienter mich erwartete, ehe noch die Alte das Papier hatte aufwickeln können, das meine kleine Gabe umhüllte und kein einziges Wort mehr enthielt als die Adresse der Alten, aber mit einer so gänzlich entstellten Schrift, daß es schlechterdings nicht möglich gewesen wäre, die Hand der Schreiberin herauszufinden. Als ich nach Hause kam, war ich kaum

eine Viertelstund weggewesen; ja kaum eine Viertelstunde war verflossen, seit ich meinen Vorsatz gefaßt hatte, und schon saß ich wieder auf demselben Platze, ärmer um die Aussicht auf ein kleines Vergnügen, aber reich im Bewußtsein einer That, zu welcher, wie ich mir einbildete, bloß meine Vernunft, mein Nachdenken, mein menschliches (nicht weibliches) Mitleid den Anstoß gegeben. Ich hatte ja die Alte und ihre Noth nie gesehen; ich wußte ja, daß mein Nefse ihr für das Nothwendigste sorgte, und daß sie, ohne sich selbst im Mindesten darum zu bemühen, wahrscheinlich in irgend eine Armenanstalt aufgenommen wurde; das Alles wußte ich, aber eben deshalb wollte ich meinem Nefsen beweisen, daß ich selbst meine liebste, kleine Freude aufopfern und ihr entsagen konnte, und zwar aus bloßer, baarer Vernunft, einzig und allein um etwas Rechtes, Kluges und Gutes zu thun, mit Aufopferung alles eigenen Vergnügens, sogar desjenigen, welches im segnenden Danke des Empfängers besteht. Wie sehnte ich mich, das Alles meinem Nefsen zu erzählen, ihm auseinanderzusetzen, wie ich mit meiner Neigung und meinem Wunsche gestritten, aber wie die Vernunft endlich gesiegt, wie ich über mich selbst endlich triumphirt habe. Drei volle Tage ließ mein Nefse sich nicht blicken; aber am vierten kam er endlich, und das Herz, ja immer dieses selbe Frauenherz, das nach meiner Meinung mit der vorliegenden Sache so wenig zu schaffen hatte, pochte, mit verdoppelter Kraft bei dem Gedanken an all den Ruhm, welchen meine Vernunft und mein Verstand einärndten würde.

Mein Nefse sah müde und nachdenklich aus; auch erzählte er mir sogleich, wie er mehrere Tage und Nächte hindurch gearbeitet habe, jetzt aber sich eine kleine Erholung gönnen wolle und deshalb mich besuche. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich fand schlechterdings keine passende Einleitung für den Bericht, welchen ich ihm für meine, auf Vernunft gegründete Aufopferung abstatte wollte. Dieses Opfer dächte mich jetzt so unendlich klein gegen das Opfer an Schlaf, Gesundheit und Jugendvergnügungen

das dieser junge Mann brachte, und zwar mehr aus reiner Menschenliebe, als aus Absicht auf Gewinn oder Lob. Endlich jedoch hustete ich ein wenig, und nach der gewöhnlichen Einleitung: Hm, hm, begann ich nicht ohne eine gewisse Schwierigkeit und Verlegenheit:

„Mein guter Hermann, Du sprachest neulich vom Frauenherzen, wolltest uns aber Vernunft, Verstand, Besonnenheit und ruhige Ueberzeugung ganz und gar nicht zuerkennen; auch die Kraft der Aufopferung und Entsagung sprachest Du uns ab, außer insofern dieselbe von dem Herzen oder von den Leidenschaften geleitet werde; nun aber habe ich die Sache überlegt und gefunden, daß Du hierin gänzlich Unrecht hast; denn . . .“ Mehr konnte ich nicht sprechen, denn mein Nefse fiel mir jetzt mit mehr Eifer als eigentlicher Höflichkeit in die Rede, legte seine Hand auf meinen Arm, um seinen Worten noch mehr Gewicht zu geben, und sagte:

„Nein, nein, liebste Tante! Ich habe nicht Unrecht. Ich habe im Gegentheil unendlich Recht und kann meine Behauptungen mit tausend Beispielen belegen. Ich kenne die Frauen, das kannst Du mir glauben. Ich habe sie in der Wirklichkeit, in der Geschichte und in der Poesie studirt, denn auch in letzterer erscheinen sie in ihrer rechten Gestalt, außerdem beglänzt vom Lichte des Genius, so daß sie darin beinahe sogar deutlicher hervortreten als in der Natur selbst, über welche jedoch noch immer ein gewisser mystischer Schleier gezogen ist, der mehr oder weniger gehoben wird, je nachdem bei einem Menschen das Vermögen zu sehen und zu vernehmen mehr oder weniger ausgebildet ist. Aber ich wage zu behaupten, daß ich mir dieses Vermögen endlich erworben habe, und das Innere des Weibes liegt so deutlich vor mir, in seiner ganzen naiven, augenblicklichen, poetisch schönen, niemals aber prosaisch ruhigen und kalten Geschicklichkeit, daß Du, liebe Tante, mir mit dem besten Willen keinen Beweis vom Gegentheil zu geben vermagst, welchen ich nicht sogleich über den Haufen werfen könnte, wenn ich alle Verhältnisse und Einzelheiten wüßte.“

Jetzt war ich wirklich böse, böse auf meinen Neffen wie ich früher nie gewesen, und mit halb offenem Munde saß ich da, um ihm entweder in die Rede zu fallen, oder sogleich, sobald er Athem holen würde, mit meinem Hauptbeweis dazwischen zu kommen, welchen ich für so kolossal hielt, daß ich mich voll Vergnügen an seiner Beschämung weidete.

„Ach, wie Du herauschwätzen magst!“ fiel ich daher ein. „Du und so viele andere Männer, ihr glaubet die Frauen zu kennen, sie ganz auswendig zu kennen und auf's Vollkommenste zu wissen, was sie vermögen und was sie nicht vermögen, was sie denken und was sie nicht denken und so weiter; aber ich will Dir beweisen, daß sie zuweilen auch einzig und allein nach der Leitung ihrer Vernunft, ihrer kalten, ruhigen Ueberzeugung handeln, und daß sie blos um der guten Sache willen zu Opfern und Entsayungen fähig sind, blos weil sie denken: das ist gut, das ist recht . . .“

„Papperlebah!“ sagte mein Nefse ganz unartig. „Zuvörderst und vor allem, liebste Tante, können die Frauen mit den Gesetzen der Vernunft niemals geleitet werden und folglich auch niemals leiten, sondern blos mit den Gesetzen des Herzens und Gemüths, und passen deßhalb niemals zu dem, wozu die Menschen in ihrer Blindheit sie manchmal gemacht haben, aber beinahe nie ohne es zu bereuen, nämlich zu Königinnen, in deren Händen das Wohl oder Wehe des Volkes liegt; und fürs zweite will ich Dir beweisen, liebste Tante, daß jede solche Aufopferung und Entsayung, von der Du sprechen willst, dennoch immer in irgend einer größeren oder kleinen Leidenschaft ihren Ursprung hat, und wird das Gesetz nicht vom Herzen vorgeschrieben, so wird es zum Beispiel vom eigenen Interesse diktiert, so daß diese hochgerühmten Handlungen sich immer als Glieder einer größeren Intrigue herausstellen, eine Kunst, worin sie allerdings ausgelernte Meister sind. Und ist es keiner von diesen Anstößen, welcher die Handlung bestimmt, so ist es irgend eine kleine Leidenschaft,

irgend eine kleine Laune, ein kleiner Wunsch, zum Beispiel von der Welt gelobt zu werden, oder bloß von seinen Freunden, oder bloß von einem einzigen unter ihnen, und dies Alles, liebste Tante, ist so gewiß wie die mathematischen Wahrheiten, welche Niemand zu bestreiten versuchen kann."

Da saß ich jetzt! Ich war auf einmal stumm geworden; denn was konnte es mir helfen, wenn ich jetzt auch mit meinem Beispiel herausrückte? Was hätte ich wohl damit gewonnen, außer daß ich meinem Neffen neuen Wind in seine bereits vollen Segel blies? Nein, ich schwieg, und seufzend verurtheilte ich mich zu ewigem Schweigen, denn man fasse Vorsätze und halte sie im Leben und im Tod, so viel wenigstens weiß ich, daß die Frau auch schweigen kann, wenn sie will, und ein ewiges, unverbrüchliches Schweigen legte ich mir in diesem Augenblicke auf. Ich hustete ein wenig, drehte die Lampe, und nach einigem hm, hm, begann ich auf einen ganz neuen Redestoff überzugehen.

Mein Neffe verabschiedete sich an diesem Abend bald. Er schien mehr als gewöhnlich in seinem vortrefflichen Kopfe, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, auch in seinem Herzen oder auf seinem Herzen zu haben. Aber der Augenblick, dieses letztere zu erschließen, war noch nicht gekommen, und ich besitze Erfahrung genug, um zu wissen, daß eine Frau niemals das Vertrauen eines Mannes zu entlocken suchen soll. Will er solches verschenken, so thut er es weit eher, wenn wir uns den Anschein geben, als ob wir ihm auszuweichen suchten; deßhalb that ich auch nicht eine einzige Frage, sondern ließ meinen Neffen gehen, sobald wir Thee getrunken und einige Augenblicke über gleichgültige Dinge geplaudert hatten.

Als er fort war, drehte ich meine Lampe etwas herab, legte meine Stickerei weg und begann darüber nachzudenken, ob wohl mein Neffe in seinen Urtheilen über das weibliche Herz Recht habe oder nicht. Und soll ich die Wahrheit

bekennen? Soll ich zugestehen, daß ich mich selbst oder vielmehr mein Herz wenigstens zwanzig Mal in diesen drei Tagen, seitdem ich der alten, verstoßenen Mamsell meine kleine Gabe hineingeworfen, auf dem Gedanken an ihre Freude bei Oeffnung des Umschlags ertappt habe, auf dem Gedanken, wie sie wohl das kleine Süssmichen zu ihrem Vergnügen anwenden, wie sie sich vielleicht blühende Hyazinthen, vielleicht irgend ein trostreiches Buch kaufen, vielleicht ein Almosen geben werde, das ihrem guten Herzen wohl thue und so weiter; und bei jedem solchen Gedanken hatte mein Herz hoch geschlagen vor Freude, wie auch vor Unruhe und Verlangen, meinem Nessen zu erzählen, welche Entsagung ich mir blos aus Liebe zum Guten auferlegt, obschon es mich Einiges gekostet habe, mein kleines Theesouper zu opfern. Ich traf mich sogar auf der Sünde, daß dieser letztere Punkt eine Unwahrheit war, denn nicht ein einziges Mal hatte ich mein kleines Opfer bereut oder meine kleine Abendgesellschaft vermisst, welche ich jetzt ganz bestimmt vierzehn Tage später zu geben beabsichtigte.

Ich lebte mehrere Tage in einer gewissen Ruhe, dachte aber unaufhörlich an meines Nessen Worte, und mußte ihm zu meinem Verdruß innerlich eben so unaufhörlich Recht geben. Aber das nahm ich mir vor, es ihm niemals, selbst in alle Ewigkeit nicht, zuzugestehen, sondern eher auf dem tiefsten Meeresgrunde der Gedanken nach Beweisgründen gegen ihn zu forschen, so schwer es mir auch immerhin sein mochte in solche Tiefen hinabzutauchen.

Nach drei Tagen kam mein Nesse wieder in ungewöhnlich heiterer und freundlicher Laune, und nach einigen kurzen Bemerkungen über andere Sachen sagte er endlich: „Liebste Tante, wünsche mir jetzt Glück! Ich habe endlich meine Wahl einer Gattin getroffen, und wenn es auch schönere, reichere, mit äußeren Reizen mehr begabte Mädchen gibt, so kann es doch keines mit einem besseren Herzen geben als meine Marie, und das Herz der Frau ist doch der schönste, kostbarste Juwel, den sie besitzt, wenn

dieser Juwel klar und rein ist. Eben ein Zug von diesem schönen Herzen hat meine schließliche Wahl bestimmt, und ich will Dir die Sache erzählen. Du erinnerst Dich doch, liebste Tante, an die arme, hochsinnige, alte Jungfer, von der ich Dir mehrere Male gesagt habe? (mein Herz begann zu ahnen und zu schlagen). Nun gut, auch meiner Marie habe ich von ihr erzählt, ohne jedoch auf alle Einzelheiten ihrer früheren Geschichte so genau einzugehen wie bei Dir, und namentlich habe ich ihr die kleine Unterstützung verschwiegen, welche ich der Alten geben konnte; dagegen habe ich von ihrem schönen, edlen Herzen erzählt, von ihrer Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter, von ihrer unerschütterlichen Ergebenheit und Treue gegen denjenigen, den sie einst geliebt und geachtet hatte, von ihrer Noth und von der entsetzlich grausamen Betrügerei und Habsucht, deren Opfer sie geworden; ich habe ihr erzählt, wie die Alte, gleich einem Lamm, ihr ganzes Leben lang dahin gegangen, ohne ihre rechtmäßigen Ansprüche geltend zu machen, und zwar blos aus Liebe und Zärtlichkeit, mit vollständigster Hintansetzung ihrer eigenen Vortheile. Dies Alles habe ich meiner Marie erzählt, und vermuthlich waren meine Worte so gestellt, daß das liebe Kind zum Mitleid gerührt wurde, denn, liebste Tante, keine andere Person als sie konnte es sein, welche neulich an dem Abend, wo ich bei Dir war, gleich einem Westwind zu meiner alten, unglücklichen Freundin hineinsauzte und ihr eine kleine Gabe reichte, ansehnlich genug, um die Ersparniß eines jungen, nicht reichen Mädchens zu sein. Die Alte sagte, blos eine zwanzigjährige Person habe so flink kommen und wieder gehen können; sie selbst habe weiter nichts zu entdecken vermocht, als daß es ein Frauenzimmer in einem dunklen Ueberkleid und mit einem langen, dichten Schleier gewesen sei. Einen solchen nun hat Marie, und obschon ich alles gethan, gedroht, gelockt, gebeten habe, so will sie doch mit keinem einzigen Wort, ja nicht einmal mit einem Blick verrathen, daß sie es war, sondern antwortet unaufhörlich nein, und ein Ja sagte sie erst, als ich,

entzückt über dieses schöne Herz, das sich nicht an's Tageslicht stellen, sondern vor jedem menschlichen Blicke verbergen will, sie um dieses Kleinod bat, das ich bis in ihr spätestes Alter gleich rein und warm zu erhalten bemüht sein werde. Mit holdem, lieblichem Erröthen reichte sie mir ihre Hand und sagte ohne alle Umschweife: „O ja! Nimm meine Hand, nimm auch das Herz; es ist lange Dein gewesen, obschon ich meine ganze Macht über mich selbst aufgeboten habe, um es zu verhehlen. Aber, mein theuerster Freund, wenn Du mich bloß wegen dieses schönen Zuges von Mildthätigkeit wählst, um welchen ich die edle Geberin wahrhaftig beneide, so wende Dich ab und verlaß mich, denn bei Gott und allen seinen Engeln, ich war die hochsinnige Wohlthäterin nicht.“ Und siehst Du, liebste Tante, gerade dieser feste, unerschütterliche Vorsatz, das Gute, das sie gethan, zu verschweigen, gerade diese Bescheidenheit, ihre Verdienste nicht an's Licht stellen zu wollen, gerade das macht sie mir doppelt theuer und befestigt mich in der Ueberzeugung, mein Glück auf etwas Wirkliches zu gründen.“

Oh, die Männer! die Männer! die Männer! dachte ich. Wie sie sich manchmal täuschen können! Aber ich schwieg, ich weinte, und wünschte und flehte zu Gott, daß meines Neffen Glück fester sein möge, als der Grund auf den er es baute, denn der edle junge Mann verdient das, und ich freute mich herzlich über das rechtschaffene, gute Mädchen, das . . . obschon sie vielleicht sah, daß die vermeintliche Wohlthätigkeit des Jünglings schönes Herz zu ihren Füßen gelegt, doch voll Eifer dieselbe verläugnete; denn hätte sie hierin nur im Mindesten geschwankt, so würde ich gesprochen haben; aber jetzt, jetzt schweige ich, schweige in Ewigkeit und flehe jeden Abend und Morgen zu Gott, daß ein edler Mann nicht betrogen werden möge in all den schönen, lichten Hoffnungen, welche er stellt auf ein Frauenherz.

Sieben Jahre.

Einige Blätter aus den Aufzeichnungen eines Frauenzimmers.

Als ich ein Mädchen von sieben Jahren war, geschah es eines Tags, daß ich mich ganz ausgelassen lustig gebärdete.

Meine Eltern hatten schon lange davon gesprochen, eine Cousine meiner Mutter zu besuchen, welche mit dem Baron von H., einem reichen und angesehenen Fideicommissbesitzer, verheirathet war. Derselbe bewohnte ein schönes Gut in dem schönen Ostgothland, und mit unaussprechlicher Freude vernahm ich jetzt, daß mir das beneidenswerthe Loos zugetheilt sei, als erstgeborne Tochter diesen Zug mitzumachen. Ich hatte früher nie eine eigentliche Reise gemacht, denn etliche Besuche in der Nachbarschaft, im Belauf von höchstens einer Meile, will ich nicht rechnen; als mir daher mein Glück verkündet wurde, sprang ich von einem Zimmer ins andere und rief im höchsten, kindlichen Entzücken unaufhörlich: „Ich darf mit dem Papa und der Mama nach Thorsö, zum Onkel Jean Jacques und zur Tante Karoline! Ich darf eine Reise machen! Ich darf neun Meilen in einem Stück fahren! Ich darf im Landauer sitzen, ganz wie eine große Person u, s. w.

Meiner Mutter Kammerjungfer, eine bescheidene, aber mürrische und unfreundliche Person, und überdies in Anbetracht der bevorstehenden Reise etwas mürrischer und unfreundlicher als gewöhnlich, weil sie ganz und gar nicht zur Partei der Bewegung gehörte, bemerkte zwar ein Paar Mal als Antwort auf meine vergnügten Ausrufungen, die neun Meilen werden vielleicht dem kleinen Fräulein lange genug, das Sitzen im Landauer beschwerlich genug und der Aufenthalt auf Thorsö langweilig genug werden ohne die Gesellschaft der Geschwister; allein ich hörte schlechter-

dings nicht auf diesem Ohr, sondern wünschte nur, die Reise möchte noch weit länger sein, und sagte überdies, daß ich mir von Thorsö sehr viel Vergnügen versprechen könne, denn ich wolle dort mit meinen Cousinen Lydia und Andrea spielen.

„Oh! die sind viel zu groß, um mit einem so kleinen Fräulein zu spielen,“ antwortete Jungfer Anna, die unendlich gern gesehen hätte, wenn man mich zu Hause gelassen, und deshalb Alles aufbot, um diesen Wunsch zu erreichen, obschon die Gute recht wohl wußte, daß ihre Bemühungen keinen Erfolg haben konnten. Sie mißlangen auch gänzlich, denn an einem schönen Augustmorgen, Schlag acht Uhr, bestiegen Vater und Mutter, Anna und ich den Landauer. Ich war unsinnig vergnügt, vergoß aber gleichwohl Ströme von Thränen als ich bonne amie und allen meinen Geschwistern Lebewohl sagte, und dabei verdroß es mich entsetzlich als der Hofmeister meiner Brüder, welchen ich im Uebrigen recht lieb hatte, lachend sagte: „Fräulein Sophie nimmt so zärtlichen Abschied von Allen, als sollte sie nach Ostindien reisen.“ Noch mehr aber ärgerte ich mich als alle Umstehenden darüber lachten.

So kam ich also mit einer Mischung von Freude, Kummer und Verdruß in den Wagen, desgleichen mit einem Gefühl des Unbehagens, denn mein neuer Hut saß mir auf dem einen Ohr, meine neuen, grünen Schnürstiefelchen drückten mich, meine Puppe hatte im Wirrwarr ihren Unterrock nicht auf den Leib bekommen, sondern reiste in einem bloßen Flor Kleid mit, den einen Handschuh ferner verlor ich sogleich und bekam ihn nie wieder. Gleichwohl war das Ganze unendlich angenehm — eine kleine Weile lang. Ich saß natürlich vor meinen Eltern und neben Anna, oder richtiger gesagt, ich flog neben ihr auf und nieder, denn als sie mir das eine Stiefelchen ausgezogen und dasselbe gedehnt, als ferner meine Mutter mir den Hut abgenommen und dann wieder zurechtgesetzt hatte, da war meine Geduld für das Sitzen zu Ende, und ich wollte schlechterdings stehen und gehen. Letzteres verboten mir

Papa und das Lokal; zum Ersteren dagegen erhielt ich von Mama Erlaubniß, gegen das Versprechen, ruhig stehen zu bleiben und artig zum Wagenfenster hinauszusehen; aber nachdem ich ein Paar Mal mit dem Kinn beinahe eine Scheibe eingedrückt hatte, mußte ich auch von diesem Vergnügen abstehen und mich zu einem Versuch ruhigen Sitzens neben Anna bequemen, wobei ich jedoch unaufhörlich mit den Füßen zappelte und mit den Armen und Händen herumfocht. Endlich jedoch wurde ich plötzlich ganz still: ich war nämlich am Morgen vor der Abreise mit verschieden ungewöhnlichen Sachen bewirtheet worden; ich hatte von der Haushälterin, der flinken Johanna, Kaffee, warme Pfannkuchen, Sülzen und dergleichen bekommen, und nun begann dies alles zu wirken, theils in Folge des Fahrens, theils weil ich nicht gewohnt war, schon so frühe etwas Anderes zu bekommen als Milch.

„Was machst Du, liebes Kind?“ fragte meine Mutter, als sie merkte, daß ich auf einmal so schweigsam, so verdrossen und so bleich wurde. Aber sie hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ich ihr eine ganz augenscheinliche und unzweideutige thatsächliche Antwort gab.

„Ja, das hat man davon, wenn man kleine Kinder mit auf Reisen nimmt,“ sagte mein Vater, welcher diese leidigen Folgen meiner Uebelkeiten kaum ansehen konnte.

Mama antwortete nichts, sondern unterstützte Anna in dem Geschäfte mich abzutrocknen und das Uebel wieder gut zu machen. Papa zündete seine Pfeife an und steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus. Anna sagte zwar nichts und that auch nicht dergleichen wie Papa, aber ihre saure Miene gab beinahe noch deutlichere Gedanken zu erkennen. Mama dagegen bedauerte mich und nahm mich auf den Schooß, weil sie meine Uebelkeit dem Rückwärtsfahren zuschrieb, hierauf nahm sie mir den Hut vom Kopfe, die engen Stiefelchen von den Füßen, zog mir auch den einzigen Handschuh aus, den ich noch hatte, und ließ mich dann mit mütterlicher Güte an ihrer Brust ruhen, wo ich dann bald sanft und gut einschlummerte.

Wie die Reise weiterhin ablief, wie Papa rauchte, Anna nickte und Mama unter ihrer siebenjährigen Last schwigte, von allem dem weiß ich nichts mehr, denn ich erwachte erst als der Wagen still hielt, Anna bereits aus demselben gesprungen war und Mama sie ersuchte, mich zu nehmen.

„Sind wir schon an Ort und Stelle?“ rief ich auf einmal wieder ganz munter.

„Si warum nicht gar!“ antwortete Anna, „wir sind erst halbwegs und noch kein Bißchen weiter.“

„Werden wir hier zu Mittag essen?“ fragte ich weiter, während Anna mich über einen schmutzigen Hof in ein garstiges, niedriges und dunkles Haus hineintrug. Was Anna antwortete, weiß ich nicht, nur dessen erinnere ich mich ganz gut, daß unter der Hausthüre ein Ferkel und mehrere Hühner uns entgegen liefen, und daß wir in einer ganz abscheulichen Stube von schwarzbraunem Aussehen und mit ungesunder, eingeschlossener Luft, kamen.

„Pfui! Da ist mirs zu unheimlich, um Mittag zu machen,“ sagte Mama, welche hinter uns kam, und mit diesen Worten schwand ein höchst angenehmer Bahn für mich, denn ich war jetzt eben so hungrig als ich vor kurzem noch übermüdet gewesen.

Ich hatte es mir als etwas äußerst Vergnüglichen und Behaglichen vorgestellt, hier zu Mittag zu essen, an einem schön gedeckten Tisch, wo allerlei Leckerbissen Augen und Gaumen reizen würden, gerade wie ich es bei unsern Besuchen in der Nachbarschaft oder daheim bei feierlichen Gelegenheiten gesehen hatte. Ich hatte zwar Mama und Mamsell Johanna von einem Speisekorbe sprechen gehört, mir aber weiter keine Gedanken darüber gemacht. Jetzt dagegen erschien er mir als ein höchst angenehmes Bild, und die Ungewöhnlichkeit der Zurichtung tröstete mich vollkommen über ihre anspruchlose Einfachheit, denn blos ich allein saß mit umgebundener Serviette am Tische und aß meine kalte Cotelette, mein daheim gestrichenes Butterbrod, meinen Hühnerflügel und mein Backwerk; Papa aber,

Mama und Anna gingen aus und ein und aßen alle zugleich neben einander, denn da die bestellten Pferde bereits gekommen waren, so eilte Papa, und von einer Rangordnung war nicht die Rede. Die Thüre zur Hausflur stand offen, und wir hatten als Zuschauer eine ganze Schaar flachshaariger Kinder, das Ferkel, einen kleinen braunen Hund und eine große graue Katze. Diesen allen wünschte ich von meinen Vorräthen mitzutheilen, und Mama erlaubte es mir mit ihrer gewöhnlichen Güte, zumal es ihr lieb war, wenn ich so wenig als möglich aß. Als wir endlich abreisten, gab ich den Kindern allen einen Kuß und die Hand, erhielt von der Wirthin eine steinharte Birne, so wie einen essigsuren Apfel, und war unaussprechlich vergnügt, als der Wagen wieder zu rollen anfing. Jetzt handelte es sich weder um Uebelkeiten noch um Schlaf, sondern bloß um eine himmelschreiende Unruhe und ein unaufhörlich sich steigendes Verlangen voranzukommen. „Sind wir nicht bald an Ort und Stelle?“ fragte ich alle Augenblicke, ohne daß mir Jemand antwortete. Bald wollte ich der Mama auf den Schooß sitzen, bald nahm mich Papa ein wenig zu sich, bald bat ich zwischen beide hinein sitzen zu dürfen, bald erhielt ich als große Gnade die Erlaubniß aufzustehen; aber gegen meinen Platz neben Anna hatte ich einen so gründlichen Abscheu, daß ich ihn nur im äußersten Nothfall, nachdem alle andern Versuche erschöpft waren, wieder einnahm. Um meine Puppe bekümmerte ich mich ganz und gar nicht, seitdem sie Erlaubniß erhalten, in der Wagentasche zu sitzen und herauszusehen. Durch diese unaufhörliche Unruhe wurde ich jedoch am Ende schläfrig, legte den Kopf auf Annas Schooß und schlummerte ein, erwachte aber plötzlich, als wir auf den Straßen von Linköping fuhren. „Sind wir jetzt endlich an Ort und Stelle?“ rief ich und war freudig überrascht durch Mamas Antwort, daß wir zwar das Ziel der Reise noch nicht erreicht haben, aber in einer Stadt seien, nämlich in Linköping. Ich blickte gierig rings umher, denn ich war noch nie zuvor in einer Stadt gewesen. Niedrige,

Kleine Häuser, gelb, grün und roth; große Häuser, weiß und grau, fielen mir in die Augen; aber die buntscheckigen Schilder der Handwerker waren doch das Einzige, was einen gewaltigen Eindruck auf mich machte, wie auch das entsetzliche Gerüttel des Wagens, eine Bewegung, welcher ich mit meinem eigenen Körperchen so gut wie möglich folgte, bis es mir gelang, den Kopf vermaßen an die Wagenthüre zu schlagen, daß ich zu weinen anfing. Mama beschwichtigte mich. Der Wagen hielt an: hier sollten die Pferde gewechselt und mein Schlaf gewaschen werden. „Sputet euch jetzt,“ sagte Papa, als Mama, Anna und ich in das Wirthshaus traten. „Mama, Mama!“ rief ich, „mein Kopf ist wieder ganz gut; aber weißt Du denn nicht mehr, daß ich Geld habe, und daß Du mir erlaubt hast, selbst etwas zu kaufen? Du hast mir das versprochen und Papa auch! Liebste Mama, darf ich nicht hinausgehen und Etwas kaufen?“

„Herr Gott,“ brummte Anna halblaut, „wie unausstehlich heute das kleine Fräulein ist!“ Aber Mama, welche einem gegebenen Versprechen immer treu blieb, setzte mir den Hut auf den Kopf, zog mir meinen einzigen Handschuh an, nahm mich bei der Hand, und nun ging es quer über die Straße zu einem Zuckerbäcker, denn alle anderen Buden waren weiter entfernt, und die Zeit drängte.

„Nun, was willst Du denn haben, mein liebes Kind?“ fragte Mama, und ich befand mich jetzt in einer schauerlich qualvollen Ungewißheit, was ich wählen sollte. Die Zuckerbäckerin legte die halben Borräthe ihrer Bude auf dem Tische aus. Mama kaufte eine Tüte voll Krachmandeln, damit der Handel in Gang kommen sollte; aber ich stand noch immer unschlüssig da, bis die Frau, auf einen Wink von Mama, keine eßbaren Sachen zu bieten, mir rieth, das zu nehmen, was ich am meisten ansah, nämlich eine zierliche Zuckerfirche mit rothem Dach und schwarzen Fenstern, eine Kaze und eine Windmühle. Dies Alles nahm Mama in ihren Nidikul, und ich durfte selbst meine eigene Börse aus meinem eigenen kleinen Nidikul hervor-

ziehen und selbst bezahlen, worauf denn die Frau erklärte, ich sei das allerherzigste und schönste Fräulein, das sie ihrer Lebtag gesehen habe oder noch sehen könne. Ich dachte, während wir über die Straße gingen, darüber nach, erzählte es Anna und zeigte ihr meine Einkäufe, denn da die Pferde bereits angespannt waren, so wollte ich sogleich meine Kirche, meine Kasse und meine Windmühle heraushaben, um Anna und der Kellnerin alles zu zeigen; auch bestand ich darauf, alle meine Schätze selbst in den Wagen zu schaffen, und dieses Kunststück fiel so aus, daß meine Kirche zertrümmert wurde, alle vier Flügel meiner Windmühle zersplittert auf dem Boden des Wagens lagen, und nur die festkonstruirte schwarz und weiße Kasse ganz blieb, bis wir zur Stadt hinaus kamen. Dies war ein sehr leidiger und betrübter Handel, aber Mama tröstete mich damit, daß aus der Windmühle jetzt ein zierliches Stübchen geworden sei, und Anna versprach meine Kirche wieder zusammenzusetzen, im Fall sich alle Stücke noch vorfinden würden. Die Kasse ließ ich gegen meine verwunderte Puppe miauen und zuletzt auch ein wenig bellen; bitterlich aber bereute ich, nicht auch einen Hund und eine Gans gekauft zu haben, welche meiner Erinnerung noch so lebhaft vor-schwebten, wie sie auf dem Tische standen. Ja, diese schönen Thiere waren mir noch so gegenwärtig, daß ich zu bellen, zu schnattern und auch ein wenig zu krähen anfing, denn ich wunderte mich jetzt sehr, daß ich in dieser ganzen Menagerie nicht einen einzigen Zuckerhahn gesehen hatte.

„Gibt es denn nicht auch zuckrige Hähne, Mama?“ fragte ich, und als sie dies bejahte, begann ich mich auf alle die Thiere zu besinnen, welche ich schon lebendig oder in meinem Buffon gesehen hatte, und fragte immer wieder: „Mama, gibt es auch zuckrige Ochsen, zuckrige Kameele, zuckrige Elephanten, zuckrige Löwen, zuckrige Krokodile u. s. w.“ Mama antwortete auf Alles ja, und sagte endlich lachend, es gebe freilich zuckrige Krokodile, auch ich gehöre vermuthlich zu dieser Sorte; darauf begann ein sehr vergnügtes Geschäcker mit Mama, hernach ebenso mit Papa

und endlich auch ein wenig mit der Brummerin Anna, wie wir Kinder die bescheidene Dienerin immer nannten. All dieses Gelärme hatte endlich die gewöhnliche Wirkung, ich legte mich auf meinen verschmähten Platz und schlief ein.

„Wachen Sie jetzt auf, kleines Fräulein! Wir sind an Ort und Stelle!“ rief Anna mir endlich in's Ohr, während Papa und Mama die Tante und den Oheim, sowie ihre Kinder begrüßten und becomplimentirten. Papa war bereits aus dem Wagen, Mama kam bald darauf, und nun wurde ich noch ganz schwer und schläfrig hinausgeschleppt. Es war in der letzten Dämmerung, als wir auf Thorsö ankamen, und daher kam es wohl, daß ich bloß halb wach und beinahe getragen von Anna und einer meiner neuen Cousinen die Treppe hinauf und im Salon ankam. Aber hier wurde ich auf einmal wieder vollkommen munter, und in meinem ganzen Leben habe ich die angenehme Ueberraschung nicht vergessen können, welche der Anblick dieses Salons mir gewährte. Ob mir je einiger ächte, wahre und unbestreitbare Schönheitsinn innegewohnt, das habe ich nie genau zu ermitteln vermocht; aber das weiß ich, daß ich schon von Kindheit an vielen Sinn für das gehabt, was ich selbst schön gefunden; der Anblick von schönen Dingen, ja sogar die bloße Erinnerung daran hat mich oft begeistert, manchmal auch Thränen gekostet, und obschon viele Jahre verflossen sind seit der Stunde, da ich als siebenjähriges Mädchen den Salon auf Thorsö betrat, so vergesse ich doch nie den bezaubernden Anblick desselben. Das Zimmer war stark erhellt, oder vielleicht schien es mir bloß so, weil wir aus der düstern Dämmerung kamen, und die glänzend weißen Wände mit ihrer nach altfranzösischem Geschmack reich vergoldeten Vertäfelung, die vielen vergoldeten Spiegel und Tische, die gleichfalls vergoldeten Sophas und Stühle mit ihren dunkelrothen Damastüberzügen, und die stolzen Familienportraits, welche da und dort auf uns herabsahen, mehr aber noch als alles Andere, der Duft schöner, farbenreicher Blumen, die überall in

hohen, altmodischen ostindischen Vasen prangten, das Alles steht mir noch jetzt, da mein Scheitel mit Schnee bedeckt ist, und das Alter alles verheert hat, außer meine Erinnerungen, auf's Lebhafteste vor den Augen.

Meine Tante nahm mich sogleich auf ihren Schooß, herzte mich sehr und sprach französisch mit Mama; ich verstand davon die Worte: „joli, bel enfant und beaux yeux u. s. w. Sie suchte herauszufinden, wem in der Familie ich gleiche, und sie gefiel mir sogleich, denn sie war eine schöne Frau, elegant gekleidet, wohl konservirt, hatte einen schwanenweißen Hals, lebhaftes Farben und, was mich am meisten für sie gewann, einen Zug von Güte und froher Milde um den Mund und in den Augen, eine Eigenschaft, in welche die Kinder immer einen unglaublichen Werth setzen, und die sie auch sogleich bemerken. Von ihrem Schooß wanderte ich auf den meines Oheims. Es war ein schöner, wohlbeleibter, rothbackiger, grauköpfiger Greis mit gepuderten Haaren und guten Zähnen, mit einem stereotypen Hoflächeln auf seinen runden Lippen und mit immer dem gleichen Ausdruck in den nichts sagenden, freundlichen, hellblauen Augen. Er war wohl zwanzig Jahre älter als meine Tante, und gehörte zu den wenigen Ueberbleibseln von Gustavs III. schimmerndem Hofe, wovon er auch ein ächter Typus war. Ich erinnere mich noch jetzt, daß ich weder Gutes noch Böses von ihm dachte, mich nichts um ihn bekümmerte, um so mehr aber um seine Bonbonbüchse von grauem Achat, in Gold gefaßt und wohlgefüllt mit allerlei Sorten der kostbarsten Leckereien, womit ich fortan Tag für Tag bewirthet wurde. Von meinem Oheim sprang ich sogleich zur ältesten Tochter des Hauses, Lydia, einem Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, bereits hochgewachsen, schön wie das Tageslicht, mit einer Sylphidenfigur und der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit einer jungen Kaze, im Uebrigen verzogen und eigenliebig, voll Einbildung und Dünkel — Eigenschaften, welche ich freilich damals nicht bemerkte, obschon mein trenes Gedächtniß wohl bewahrte, was spätere Erfahrung mir erklärte,

nämlich daß diese Fehler sich auch schon bei vierzehnjährigen Mädchen vorfinden. Im Anfang herzte sie mich sehr und fand mich außerordentlich angenehm; bald aber wurde sie der Sache überdrüssig, sagte, ich mache ihr Kleid und Schürze runzlig, ich zerfattere ihr Halskrause und Shawl, ich tappe mit meinen Fingern auf ihrer Busennadel und auf ihrem Halsbande herum, und so schob sie mich weg, still und sachte, wenn meine und ihre Eltern zugegen waren, aber unfreundlich und hart, wenn wir uns allein befanden, und beinahe immer mit den Worten: „Liebe Sophie, gebe doch zur Andrea (der jüngern Schwester), sie gibt Dir Rosinen,“ oder „von ihr bekommst Du Beeren, oder ein Abendbrod oder Spielsachen,“ oder was ihr sonst gerade in den Mund kam. Nun aber fügte das Unglück, daß ich nie zu Andrea gehen, sondern mich durchaus an diese stolze, abstoßende Lydia festhaken wollte, welche für mich das Ideal alles Schönen und Herrlichen wurde. Theils fand ich dies selbst, theils hörte ich sie von Allen, Fremden sowohl als Hausbewohnern, beständig loben und preisen, von allen Leuten, nur nicht von der Dienerschaft. Diese schwieg, das weiß ich noch gut. Die arme Andrea dagegen konnte ich nicht ausstehen; sie war klein, häßlich, von der Natur in allen Stücken verwahrlost, denn sie war nicht blos schief, sondern schleppte auch den einen Fuß nach, wie man zu sagen pflegt, wenn man dem Ding nicht seinen rechten Namen und geradezu Lahm sagen will. Schon als sie noch ein kleines Kind war, hatte man diesen Fehler ihrer Organisation bemerkt. Andrea stand in ihrem dreizehnten Jahre, war aber schon so gesetzt, so umsichtig und klug, als hätte sie dreißig Jahre auf dem Rücken. Eine geschickte Gouvernante, welche aber im Augenblick auf Besuch bei ihren Verwandten abwesend war, hatte die beiden Mädchen erzogen, diese Erziehung aber war so eigenthümlich ausgefallen, daß, ob schon beide denselben Unterricht genossen, gleichwohl die Eine gerade das Gegentheil von dem in sich aufgenommen hatte, was die Andere festhielt. Alles, was Lydias äußere Vorzüge mehren konnte, war ihr im Ge-

dächtniß geblieben; alles, was Andrea über den Mangel an solchen zu trösten vermochte, hatte sich in dem ihrigen festgesetzt.

Die Eltern, denen Andrea's unvortheilhaftes Aeußere vielen Verdruß bereitete, konnten es nicht unterlassen, den auffallendsten Unterschied zwischen den beiden Mädchen zu machen, und um Andrea einigermaßen zu ersetzen, was sie ihr an Liebe versagten, lobten sie die arme Kleine unaufhörlich wegen ihrer Güte, ihrer Klugheit, ihrer Bedachtsamkeit, ihres Vorausblickes und ihrer Fortschritte in der Geschichte, der Geographie, den Sprachen und allen gelehrten Uebungen. Da jedoch dieses Lob bald scherzweise, bald im Ernst, bald mit wirklicher Bedeutung, bald ohne solche geäußert wurde, so hatte es immer etwas Leeres und Kernloses, so daß es ihr weder Freude machte, noch in den Augen Anderer einigen Werth verlieh. Bald nannte man sie die geschickte Andrea, die kluge Alte, Lady Sensee, Fräulein Minerva, Pythia, bald gab man ihr den Namen eines der sieben Weisen, bald titulirte man sie als Schloßkaplan und gab ihr ähnliche Titel, von denen ihr aber nicht ein einziger gefiel. Sie zuckte, wenn etwas dieser Art gesagt wurde, die kleinen Achseln ein wenig, verzog den kleinen, ganz und gar nicht häßlichen Mund, antwortete aber niemals darauf, lachte oder lächelte nie dazu, sondern ging ihres Wegs und arbeitete weiter, indem sie sich das Ansehen gab, als höre oder achte sie nicht auf diese mannigfaltigen Benennungen, zumal wenn sie von Lydia kamen, welche immer ein verächtliches Lachen beifügte. Die beiden Schwestern hatten ganz und gar keine Freude an einander, waren selten beisammen und glichen einander in Beziehung auf Geschmack und Beschäftigungen nicht im Mindesten. Wenn Lydia allein war, sang sie unaufhörlich Stückchen aus modernen Opern, welche sie theils von ihrer Gouvernante, theils von einem Kammerjunker gelernt hatte, der beinahe täglicher Gast auf Thorsö war und später wieder zum Vorschein kommen wird, und dann stand ich bei ihr und lauschte voll Ent-

zücken; oder sie tanzte vor einem Spiegel herum, und dann bewunderte ich sie und hüpfte ihr nach, oder sie malte mit fetten Farben zierliche Blumen und dann stand ich dabei, folgte jedem Pinselstrich, rüttelte am Tisch, tappte in ihre Farbenschachtel, bekam derbe Berweise und Nasenstüber, wenn wir allein waren, aber gemalte Blümchen und modern geschmückte daumenlange Damen, wenn jemand von den Eltern sich zugegen befand, und dieses Letztere ver- söhnte mich wieder so vollständig, daß ich sowohl Schelt- worte als Nasenstüber gänzlich vergaß. Wenn ich ihr an ihrem Reißbrett gar zu lästig wurde, so sagte sie: „Geh' zu Andrea, dann bekommst Du einen Pinsel, Papier und Farbe,“ und wenn ich kam, so erhielt ich von der guten Andrea wirklich das Alles und war sehr erfreut darüber, aber nichts weniger als dankbar gegen die Geberin, wäh- rend ich dagegen Lydia für die allergeringste Gunstbezu- gung mit Küffen und Liebkosungen überhäufen konnte. Es würde unglaublich klingen, wenn ich all die unzähligen Erinnerungen wiederholen wollte, welche mir von unserem vierzehntägigen Aufenthalt auf Thorsö geblieben sind. Auch behalte ich sie für mich allein, denn für mich haben sie einen Reiz, wie er nur den Kindheitserinnerungen inne wohnt, und ich will nur der traurigen Folgen der Nach- ahmungssucht gedenken, die alle Kinder, namentlich die lebhaften, beherrscht, denn diese wollen immer voraneilen, und bald, ja sogar auf der Stelle alles unternehmen, was sie andere schon weiter vorgeschrittene Personen thun und lassen sehen.

So geschah es eines Tags, daß die fleißige Andrea Faden oder Garn zwirnte und von ihrem Spinnrocken einmal aufstand; nun fand ich, die ich immer unbewacht blieb, für gut, mit gedachtem Zwirngeschäfte einen Ver- such zu machen, welcher so endete, daß das Treten vor- trefflich ging, das Zwirnen aber um so schlechter, und als ich den Rocken stellen wollte, aber bei der geschwinden Bewegung, die mit hakenförmigen Klauen versehenen Flü- gel nicht bemerkte, so drangen mir diese Klauen in meine

Finger, und richteten darin eine schreckliche Zerstörung an, so daß ich laut aufzukreischen begann und seitdem nie ohne eine gewisse Bangigkeit an Berührungen mit den Flügeln eines Spinnrockens denken konnte. Mein Geschrei lockte alle Welt herbei. Von Papa und Anna wurde ich ausgescholten, Mama koste und küßte mich, der Oheim gab mir eine Menge Gutchen, die Tante Bänder und Spitzen für meine Puppe, Lydia kümmerte sich nichts um mich, Andrea aber verband meine Finger und sagte dabei mehrere Male: „Wie dumm und unbedachtsam war es von mir, nicht zu wissen und zu begreifen, daß die kleine Sophie, wenn ich hinaus ging, an meinen Rocken gerathen konnte, und wie einfältig und unvernünftig war ich, sie nicht zu warnen!“ Andrea schrieb also das ganze Unglück ihrem eigenen Fehler zu, und man glaubt kaum, wie viel Mühe sie sich mit diesem beschädigten Fingerchen machte, und wie sie mich mit Etwas zu ergötzen suchte, wozu ich die linke Hand allein gebrauchen konnte. Sie setzte sich neben mich, schnitt Chemisetten und allerlei Kleider für meine Puppe zu, und nähte dieselben so schnell, daß sie fertig waren, wenn ich kaum den Wunsch ausgesprochen hatte. Wenn sie ein Kleid für meine Puppe verfertigen sollte, aber von einem Zeug, wovon sie selbst sowohl als Lydia Kleider hatten, so bat ich sie mit der oft so harten und verletzenden Kinderaufrichtigkeit, dasselbe in allen Stücken so zu machen wie Lydia, und nicht so, wie sie selbst es habe, denn sonst werde es so häßlich. Mit der größten Sanftmuth antwortete Andrea: „Unsere Kleider, Lydia's und das meinige, sind ganz gleich gemacht, liebe Sophie.“ Aber da erinnere ich mich deutlich, wie ich unerträglicher Balg, von meinem falschen Schönheitsinn hingerissen, ohne alles Erbarmen sagte: „Ja, sieh, alles was Lydia hat, das ist schön, und Alles, was Du hast, das ist häßlich.“ Andrea antwortete nichts, aber die Zeit hat mich gelehrt, daß sie gewiß einen jener kleinen, halben Seufzer ausstieß, die sehr häufig durch ein Nichts hervorgerufen werden, das man aber so schwer empfindet, wenn das

Weib noch nicht recht von allem Verlangen, durch sein Aeußeres zu gefallen, geläutert und gereinigt ist, und vielleicht ist dies gerade deshalb das schwerste Opfer für sie, weil es beinahe immer von der Nothwendigkeit geboten wird, und weil die Ehre desselben einzig und allein im eigenen Bewußtsein verbleibt und in dessen geheimsten Winkel verwahrt wird.

Ein andermal hatte ich Lydia, welche in allen Tänzen eine wahre Sylphide war, vor dem Spiegel mit unglaublicher Leichtigkeit, Grazie und Schnelligkeit einige Pirouetten ausführen gesehen. Alsbald war ich bereit, es ihr gleich zu thun; aber wenn auch sieben Jahre dieselbe Leichtigkeit und Gelenkigkeit haben könnten, wie vierzehn, so besitzen sie doch nicht die gleiche Kraft und Sicherheit, und als ich ein Paar Mal mich umhergeschwungen, da schwindelte ich und fiel sehr schnell gegen einen Lichtschirm, von dessen harten und spitzigen Enden einige in meinen armen Schlaf eindrangen. Wiederum erhob ich ein furchtbares Gekreische, aber da Niemand zugegen war als Lydia, so blieb ich hülflos auf dem Boden liegen, denn Lydia konnte vor Lachen über die tollen Sprünge, die ich ausführte, um ihr nachzuäffen, nicht vom Sopha aufstehen oder nachsehen, wie es sich mit mir verhielt. Endlich öffnet sich die Thüre mit großer Hefigkeit, Andrea stürzt herein und sieht sogleich meinen blutigen Schlaf, welchen Lydia nicht bemerkt zu haben versicherte. „Ach, du armes, gutes Kind!“ rief Andrea und hob mich auf, drückte dann ihr Mastuch auf die Wunde, um das weitere Bluten zu verhüten, und wandte sich an Lydia mit der Frage, wie es zugegangen sei und warum sie so unmäßig lache. „Das Ganze kommt daher, weil sie durchaus alles nachmachen will, was ich mache,“ antwortete Lydia ärgerlich, aber noch immer lachend. „Du hast ja den blutigen Schlaf nicht einmal umbunden,“ bemerkte Andrea. — „Nein, denn ich machte Pirouetten, und da wollte es Sophie mir gleichthun, und Du glaubst gar nicht, wie rasend lustig es war, ihr zuzusehen,“ sagte Lydia und begann von

Neuem zu lachen. — „Ja, Lydia hat selbst gerufen: Schwing Dich besser! besser! immer besser!“ rief ich kläglich und etwas verdrießlich im Grunde meines siebenjährigen Gemüths, daß man glauben sollte, ich habe bloß aus Nachahmungssucht gehandelt, während ich bestimmt wußte, daß Lydias Aufmunterungen meinen Schwingungen verdoppelte Schnelligkeit gegeben hatten.

„Du machst Dir doch manchmal sehr sonderbare Spässe!“ — bemerkte Andrea gegen die zurückbleibende Lydia, während sie mich hinaus führte, um mit Essig, Wasser, kölnischem Wasser und Gott weiß was meinen Schlaf zu waschen, bevor meine Mutter nach Hause käme, welche mit dem Oheim und der Tante auf der Promenade oder einem Besuche war. Mein Kopf schwoll jedoch sehr, und ich verfiel in jenes starke Fieber, das Kinder so leicht bekommen, zumal im warmen, sogar heißen Sommer. Damit ich ruhig und still in meinem Bettchen liegen bleiben sollte, setzte sich Andrea daneben und versprach, mir ein Märchen zu erzählen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß ich bald darüber meine Schmerzen verschlafen werde; allein Andrea täuschte sich und dachte gar zu gering von ihrem Märchen, denn ich blieb nicht bloß vollkommen munter, sondern hörte auch mit der größten, gespanntesten Aufmerksamkeit jedes Wörtchen davon an, ja, ich darf sagen, daß ich nicht eine Sylbe davon verloren habe, und zum Beweise dafür will ich hier Andrea's selbsterfundenes Märchen Wort für Wort mittheilen.

Es war einmal ein König und eine Königin — begannen sie — und diese waren, was nicht immer alle Könige und Königinnen und andere Menschen sind, nämlich brave, gottesfürchtige und kluge Leute. Sie liebten Gott, ihr Volk und ihre drei Kinder weit mehr als sich selbst. Diese drei Kinder waren drei kleine wohlgezogene Prinzessinnen, alle drei ungefähr gleich schön und reizend, aber nicht alle gleich brav, denn das Hofvolk (das sich überall gleich ist) verwöhnte sie und schmeichelte ihnen, sobald sie älter wurden, und am meisten der ältesten, von welcher

man glaubte, daß sie das Königreich erben werde, sodann der Mittleren, welche möglicher Weise Thronerbin werden konnte, am wenigsten aber der Jüngsten, welche so wenig Aussicht dazu hatte; deshalb waren auch die Prinzessinnen nur als klein recht gut, denn durch Schmeicheleien und beständige Lobpreisungen wird man böse.

Die älteste Prinzessin hatte große Freude an hübschen Kleidern und glänzenden Farben, deshalb trug sie auch meistens hochrothe Kleider; der Geschmack der zweiten Prinzessin war beinahe ausschließlich der blauen Farbe zugewendet; die jüngste dagegen nahm, was man ihr gab, war mit allem zufrieden, lächelte aber am vergnügtesten, wenn das, was man ihr gab, weiß war wie der frisch gefallene Schnee und die schlanke Lilie. Daher kam es, daß sie beinahe immer weiße Kleider erhielt; denn wenn man den guten Leuten auch nicht schmeichelt und schöne Dinge sagt, so thut man ihnen doch gerne Etwas zu gefallen.

Eines Tags spazierten die drei kleinen Prinzessinnen in einem Wald; denn ihre hohen Eltern gönnten ihnen vollkommen dieselbe Freiheit wie andern gewöhnlichen Menschen, damit sie schon in ihren zartesten Jahren wissen und bedenken sollten, daß sie selbst auch nichts Anderes seien; deshalb konnte es auch jedermann wagen, sich den königlichen Kindern zu nähern und sie anzureden, und man durfte mit Sicherheit eine freundliche Antwort erwarten. Im Wald begegneten die drei Schwestern einer alten Frau, deren Kleidung die größte Armuth verrieth, oder, besser gesagt, deren Mangel an Kleidung betrübt Gedanken erweckte, denn der Herbst war gekommen, und die arme Frau hatte gegen die kalten Winde desselben bloß einige unzureichende Lumpen.

„Sehet doch, Welch eine verlumpte, alte Frau!“ rief die blaue Prinzessin. Die rothe Prinzessin wandte sich mit Eckel ab und die kleine weiße Prinzessin seufzte tief. Aber die Frau ging freimüthig auf die Schwestern zu, klagte ihre Noth und bat um Etwas, wenn es auch noch

so wenig wäre, um ihre Blöße zu decken. Die rothe Prinzessin dachte lange über die Sache nach und führte inzwischen in der größten Stille folgendes Gespräch mit sich selbst: „Was soll ich ihr geben? Etwas muß sie haben. Mein neuer Schleier ist noch zu schön und zu kostbar. Mein Shawl gleichfalls. Oh, richtig, meine Handschuhe! Nein, da bekäme ich braune und grobe Hände. Mein Kleid! Unmöglich — ich kann doch nicht im weißen Unterrock nach Hause gehen. Meine Strümpfe! Nein, da würde ich ja frieren. Die Schuhe! Das kann auch nicht sein! Nun, was denn? Jetzt fällt mir etwas ein, meine Strumpfbänder! Diese da kann sie wohl haben; ich habe mehrere Paare, und diese gehören zu den einfachsten und am wenigsten schönen; auch ist das etwas, was man gar nicht sehen kann, denn meine seidenen Strümpfe sitzen auch ohne Bänder eben so gut, das merkte ich neulich einmal als ich die Bänder vergessen hatte.“

Gesagt, gethan. Die kleine rothe Prinzessin macht ihre Strumpfbänder los und überreichte sie freundlich, obschon mit einem Anflug von Eigenliebe, der armen Frau, welche herzlich und demüthig dankte.

Während dieser Zeit hatte die blaue Prinzessin beinahe die gleiche Rede in ihrem Innern gehalten, aber als sie an die Strümpfe kam, da dachte sie: „Diese kann ich ihr wohl geben. Sie werden die Frau wärmen, obschon sie fein sind. Neu sind sie just auch nicht, ferner ist mein Kleid so lang und meine Füße so weiß, daß Niemand es merken kann, und wenn ich auf dem Heimweg ein wenig springe, so kann ich gerade nicht frieren.“ Und nun setzte sich die kleine blaue Prinzessin auf einen moosigen Stein, zog ihre Strümpfe aus, knüpfte ihre kleinen Handschuhe von Neuem fest, spazierte dann lachend mit gebogenen Knien herum und fragte ihre Schwestern, ob man das Fehlende merken könne; aber beide versicherten sie, das sei unmöglich, und die Frau dankte noch herzlicher für diese Gabe.

Inzwischen hatte die kleine weiße Prinzessin ihr Kleid

aufgeheftet, ohne sich lange über die Sache zu besinnen, und als die Andern mit ihren Strümpfen und Strumpf-
bändern fertig waren, lag ihr weißes Kleidchen in einem
kleinen Ring um ihre Füße und sie hüpfte schnell aus
demselben hervor.

„Was fällt Dir ein?“ sagte die älteste Prinzessin,
„Du wirst doch nicht so verrückt sein und Dein Kleid
wegschenken?“

„Doch“ antwortete die jüngste, „ich habe die Sache
wohl bedacht, denn ich habe nichts Anderes zu geben.
Mein Spizenschleier wärmt nicht, mein Shawl hat bei-
nahe denselben Fehler; Handschuhe helfen einer Frau
nichts, welche an allen andern Kleidern Mangel leidet;
meine Schuhe passen ihr nicht; Strümpfe und Bänder
hat sie schon von Euch bekommen. Ich habe ja nichts
Anderes zu verschenken als das Kleid.“

„Ja, aber willst Du denn im Unterkleide nach Hause
gehen?“ fragte die mittlere Schwester verwundert.

„Allerdings thue ich das,“ antwortete die kleine weiße
Prinzessin. „Mein Kleid war weiß, mein Unterkleid ist
es auch, und wenn ich jetzt diesen dünnen, geschmeidigen
Shawl so groß umlege als er werden kann und ihn fest
zuziehe, so glaube ich kaum, daß Jemand es merken wird,
zumal da sich Niemand viel um das bekümmert, was ich
thue, denn die Leute sehen viel mehr auf Euch andere, und
Ihr hättet freilich mit dem besten Willen nicht thun können
wie ich, weil Ihr farbige Kleider traget.“

„Nein, darin hast Du Recht,“ antworteten die
Schwestern und halfen ihrer jüngsten den Shawl so legen,
daß man den Mangel des Kleides am wenigsten sehen
sollte. Die alte Frau dankte in den herzlichsten Aus-
drücken, und als die Prinzessinnen sich anschickten weiter
zu gehen, sagte sie:

„Ich bin selbst ein armes und unbedeutendes Wesen
ohne die geringste Macht; aber ich kenne einen Wunder-
thäter, welcher guten Menschen zuweilen geben kann, was
sie am meisten wünschen. Sagt mir deshalb, Ihr liebens-

würdigen königlichen Prinzessinnen, Euren lebhaftesten Wunsch, so will ich zu dem Wunderthäter eilen, damit er denselben so schnell als möglich erfülle."

Die Prinzessinnen lächelten und sahen zweifelnd einander an; aber auf eine neue Aufforderung von der alten Frau antwortete die rothe Prinzessin, mehr des Spasses halber, als weil sie im mindesten an das Versprechen glaubte: „Nun, ich wünsche mir einen blauen Vogel, zahm und freundlich, der um mich her flattert, aus meiner Hand frisst und mir singt wie die Drossel und die Nachtigall.“

Verdrießlich sah die blaue Prinzessin sie an und rief nicht ohne einigen Zorn: „Pfui doch, Schwester! Das ist recht unartig von Dir, daß Du gerade das wählst, was zu allen Zeiten der Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche gewesen ist. Warum hältst Du Dich nicht an Deine feuer- oder rosenrothe Farbe? Warum willst Du gerade einen blauen Vogel haben? Warum kannst Du nicht einen grünen, gelben oder violetten Vogel wählen, wenn Du keinen rothen haben willst?“

„Weil ich einen blauen haben will,“ antwortete die Kronprinzessin und zukünftige Königin, und lachte etwas hochmüthig.

„Nun, so will ich ein weißes Hündchen haben,“ sagte die mittlere Schwester, „ein wunderschönes, kleines Thierchen, das mich ganz allein liebt, alle andere Leute aber anbellt und Karino heißen soll.“

Die jüngste Schwester seufzte tief, denn sie hatte neulich einen kleinen guten Freund verloren, welcher vollkommen der Beschreibung gleich, und vielleicht wäre dies das Einzige gewesen, was sie sich zu wünschen in Versuchung gerathen wäre, wenn sie nicht in ihrem Innern einen ganz andern Gedanken gehabt hätte. Als daher die Reihe zu wünschen an sie kam, sagte sie bloß:

„Und ich für meinen Theil, ich wünsche, daß Niemand von den Hofleuten, denen wir bei unserer Heimkehr vielleicht begegnen, merken möge, daß ich kein Kleid, sondern

blos einen etwas kurzen Unterrock an habe, und daß meine hohen Eltern, wenn sie die Sache vernehmen, mir nicht zürnen mögen, denn Verdruß und Zorn zu erfahren, schmeckt so übel und empfindet sich so bitter."

Als diese Worte gesagt waren, schieden die königlichen Kinder von der Bettelfrau und schlugen die entgegengesetzte Richtung ein. Auf dem Heimweg war die kleine weiße Prinzessin ein wenig bekümmert und gedankenvoll; aber die zwei andern lachten und schwatzten über das Versprechen der Frau und den Wunderthäter. Sie bemerkten scherzend, die arme Alte werde doch nicht selbst eine Fee sein, die jetzt in den von ihnen geschenkten Kleidern umhergehe, und sie schienen nicht zugestehen zu wollen, daß sie gerade dadurch einigen Glauben an die Worte derselben verriethen, aber sie beschleunigten doch aus einer gewissen verzeihlichen Neugierde unwillkürlich ihren Gang, während ihre jüngere Schwester immer langsamer ging, aus einer gewissen Unruhe und Verlegenheit wegen ihres kleidungslosen Zustandes, welcher ihr immer beschwerlicher, immer unangenehmer und schmählicher vorkam, je mehr sie sich dem Schlosse näherte und je mehr die Begeisterung der Wohlthätigkeit sich gelegt hatte. Aber o Wunder über Wunder! Die jungen Prinzessinnen begegneten ganzen Schaaren von Höflingen, welche sich verneigten und bückten, aber nicht das Mindeste von dem mangelnden Kleide zu bemerken schienen, während mehrere von ihnen etwas verwunderte Blicke auf die weißen Füße der blauen Prinzessin warfen, welche doch bei dem schnellen, eilfertigen Gang durch das lange Kleid vollkommen verdeckt wurden, und auf die runzligen Strümpfe der rothen Prinzessin, denn das letzte Mal als ihr die nothwendigen Strumpfbänder fehlten, hatte sie stille gefessen und war nicht frisch darauf zugegangen wie jetzt, was sie beim Wegschenken nicht überlegt hatte.

„Es ist doch zum Verwundern,“ flüsterte sie ihrer mittleren Schwester zu, „daß beinahe alle zu bemerken scheinen, was uns fehlt, obschon sie zu artig sind, um

etwas zu sagen, und doch scheint Niemand zu bemerken, daß die Kleine im bloßen Unterrocke einhergeht."

"Denk Dir einmal, wenn die Worte der alten Bettel-
frau wahr wären!" Und die beiden Schwestern beschleunigten ihre Schritte nur noch mehr. Aber die kleine weiße Prinzessin dachte nicht so, sondern sagte still bei sich selbst: „Ach, wie gut ist es doch, die Jüngste und dabei klein und unbemerkt zu sein! Niemand sieht, daß ich ohne Kleid einher gehe, wohl aber sieht Jedermann den kleinen Fehler, welchen meine Schwestern durch ihre Freigebigkeit verschuldet haben.“

Als die Prinzessinnen in das königliche Schloß kamen, eilten sie auf ihre Zimmer, denn jede von ihnen hatte ein eigenes, durch große Glashüren von denen der Andern getrenntes Gemach; aber Niemand kann sich das Entzücken und Erstaunen der ältesten Prinzessin vorstellen, als ihr gleich beim Eintritt in ihr stattliches, hochgewölbtes Zimmer der allerschönste Vogel entgegenflog, mit azurblauen Schwingen und Federn, welche bloß am Hals in Gold und Purpur spielten. Der Vogel setzte sich ihr sogleich auf die Schulter, pickte sie mit seinem kleinen, wohlgeformten Schnabel in die Wange, und schien sie aufzufordern, daß sie ein Korn in den Mund nehmen solle, damit er dasselbe herausholen könne. Diese Aufforderung wurde sogleich befolgt, und während die Prinzessin ihren schönen Vogel fütterte und streichelte, worauf dieser in wunderbar herrlichen Tönen zu singen anfing, sah sie mit einer gewissen Schadenfreude in das nächste Zimmer, wo die blaue Prinzessin vielleicht nicht ganz ohne einen Funken von Neid wegen des blauen Vogels ihrer Schwester war, ungeachtet auch sie ihren Wunsch vollkommen erfüllt sah, denn um sie her hüpfte in den zierlichsten und fröhlichsten Kapriolen ein mehlweißes Hündchen, dessen seidenweichen Haare in gekräuselten Lößchen um den kleinen, geschiedten Kopf herabfielen, mit seinen dunkelbraunen Augen und seiner hochrothen Zunge. Als die Prinzessin den Namen Karina rief, machte das artige Thierchen noch höhere und schnellere

Sprünge, und dabei bellte es vor Freude, wie wenn es sagen wollte: „Da bin ich ja.“

Die kleine jüngste Prinzessin stand in ihrem Zimmer und zitterte vor Kälte, betrachtete aber mit großem Vergnügen durch die Glasthüren hindurch die Freuden ihrer Schwestern, und seufzte bloß ein wenig bei der Erinnerung an die kleine Karina, welche sie verloren hatte, die aber — das mußte sie zugeben — doch nicht ganz so schön war wie das Hündchen ihrer Schwester. Sie stand in diese Gedanken vertieft da, als auf einmal die Thüre in ihr Zimmer geöffnet wurde und ihre hohen Eltern unvermuthet eintraten. Ihr erster Gedanke, ihr erstes Gefühl war, sich ihnen zu Füßen zu werfen und sie um Verzeihung zu bitten, weil sie die Unschicklichkeit begangen, sich ohne ein Kleid zu zeigen, denn jetzt erst erinnerte sie sich, wie sie bloß gewünscht habe, daß die Hofleute das Mangelnde nicht bemerken möchten, wobei sie ihre hohen Eltern nicht eingeschlossen, sondern bloß den Wunsch geäußert hatte, diese möchten ihr nicht zürnen, weil der Zorn so unangenehm schmecke für denjenigen, der solchen empfinde.

„Oh, verzeiht!“ stammelte sie; aber mehr konnte sie nicht sagen, denn Vater und Mutter hoben sie jetzt auf, drückten sie abwechselnd an ihr warmes Herz und riefen: „Wir sind lange unschlüssig gewesen, welchem von unsern Kindern wir unser schönes Reich und unser geliebtes Volk schenken sollen. Aber jetzt wissen wir es: diejenige, welche immer zuerst an Andere und zuletzt an sich denkt, die verdient diese herrliche Gabe, und das bist Du, geliebtes Mädchen, obschon Du das jüngste von unsern Kindern bist. Fahre immer auf die gleiche Art fort, dann wirst Du, und es werden auch Deine Unterthanen so glücklich werden, als Menschen nur sein können, denn Menschen sind wir ja doch Alle.“

Hier schloß das hohe Paar, und die Tochter lag stumm vor Dankbarkeit, Ueberraschung und namenloser Freude zu ihren Füßen.

Durch die durchsichtigen Thüren betrachteten die bei-

den Schwestern mit großer Verwunderung und etwas Verdruß diesen Auftritt, und die rothe Prinzessin scheuchte ärgerlich ihren hübschen Vogel fort, die blaue Prinzessin jagte ihre Karina weg und befahl ihr, sich auf ihr Lager zu werfen, die Hofleute aber sagten: „Das war doch entsetzlich, daß die älteste Prinzessin mit so schlampigen Strümpfen einherging, und daß die mittlere Prinzessin sich ganz ohne Strümpfe zeigen mochte; aber Welch eine unvergleichlich schöne, himmlische, göttliche That von unserer geliebten und angebeteten Kronprinzessin, daß sie einer armen, verlumpten Bettlerin ihr goldgesticktes Seidenkleid schenkt und ohne ein solches nach Hause wandert! Es lebe die edle, die tugendsame, die hohe Prinzessin!“ Und die kleine weiße Prinzessin lächelte: aus Bärtlichkeit, wenn sie zu den hohen Eltern emporblickte; aus einer gewissen rührenden Theilnahme, wenn sie auf die in ihren theuersten Hoffnungen betrogenen Schwestern sah, mit Verachtung und Mitleid aber, wenn sie die Hofleute betrachtete, denn sie selbst wußte am Allerbesten, wie wenig es ihnen mit ihrem Rühmen und Tadel wirklich Ernst war.

Hier schloß Andrea, und aus der ganzen Geschichte meines zerstoßenen Schlafes erinnere ich mich nur noch an Andrea's Märchen, denn dieses ist — sonderbar genug — in meiner Erinnerung haften geblieben, und war das Allererste, was mich eigentlich auf Gedanken an Aufopferung, Schmeicheleien, Hofleute, Neid und Schadenfreude führte. Dagegen entsinne ich mich noch jetzt eines kleinen Abenteuers, und das soll das Letzte sein, was ich von denjenigen erzähle, welche zu dieser Zeit stattfanden, wobei aber auch meine Nachahmungslust die gebührende Strafe erhielt. Bevor ich jedoch zu der Katastrophe schreite, bei welcher ich selbst die Hauptrolle spielte, muß ich erwähnen, daß

der bereits besprochene Kammerjunker einer von jenen angenehmen, höflichen, lebhaften und mit Salonsbildung ausgerüsteten jungen Männern war, welche überall willkommen heißen, immer ihren Platz ausfüllen und sogar mitunter zieren; einer von jenen jungen Männern, welche mit jedem Jahr — bis sie sich verheirathen — immer mehr und mehr gesucht werden, und welche in dem Hause, wo man sie am meisten sieht, die Freunde von Allen zu sein scheinen. Auf solche Art war der Kammerjunker meinem Oheim ganz unentbehrlich geworden, und dieser mußte bei Allen an ihn appelliren, ihn um Rath fragen und glaubte auch im Ganzen an keinen andern Menschen als an ihn. Meine Tante schien „ihres geliebten Mannes besten Freund“ mit Güte und Freundlichkeit, aber nicht gerade mit etwas mehr zu umfassen. Lydia machte sich bereits viel mit ihm zu schaffen, und Andrea fand vielen Genuß an den mancherlei liebenswürdigen und angenehmen Eigenschaften des artigen Kammerjunkers. Meine Eltern theilten bald die vortheilhafte Ansicht ihrer Wirthin über den beinahe ständigen Gast, und mit mir spielte er so oft und so lustig, daß wir bald die besten Freunde von der Welt wurden; ich wollte ihn nicht mehr loslassen und sprang ihm oft nach, wahrscheinlich weit länger als ihm angenehm war. Auf solche Art geschah es, daß ich eines Tags seine Stimme in einem kleinen Kabinet vernahm, das meiner Tante gehörte; da jedoch diese Stimme leise und beinahe flüsternd war, so schlich auch ich mich aus besonderem Kinderinstinkt ganz sachte an das Kabinet, und wurde durch die halboffene Thüre hindurch Zeugin einer Scene, an welcher ich damals blos ein großes dramatisches Wohlbehagen fand, welche aber zu denjenigen Dingen gehört, die man in der Kindheit sammelt, aufstapelt und wohl im Gedächtnisse verwahrt, bis hernach die Zeit kommt und die Erklärung mit sich bringt. Meine schöne, reizende Tante saß nämlich in einer höchst einnehmenden Haltung auf dem kleinen, grünen Seidensopha und der Kammerjunker lag vor ihr auf den Knien,

drückte ihre zarten Hände an seine Lippen und rief: „Schöne, göttliche Karoline!“ Mehr hörte ich nicht, denn jetzt bemerkte man mich, der Kammerjunker stand hastig auf und man flüsterte etwas, das zu vernehmen mich keineswegs gelüstete; aber mit einigen Sprüngen war ich im Garten unten bei des Gärtners kleinem Lars Anders, einem fünfjährigen, rothhaarigen Jungen, der beständig auf der Erde lag und wie ein Maulwurf grub, im Uebrigen meine einzige gleichaltrige Gesellschaft auf Thorsö ausmachte. Sobald ich Lars Anders erblickte, kam mir sogleich die schöne Kabinetsgruppe, welche ich so eben belauscht hatte, mit überwältigender Macht in den Sinn, und auf der Kante eines Tabaklandes versetzte ich Lars Anders in eine halbstehende Stellung, warf mich zu seinen Füßen, rief mit großer Lebhaftigkeit, aber ohne daß es sonst jemand hörte: „Söhne, göttliche Caroline!“ denn bis ich neue Zähne bekam, wurde es mir sehr schwer, das Sch, das G und das K auszusprechen. So rufend küßte ich Lars Anders mit Begeisterung die Hand, den Blick himmelwärts gehoben, gerade wie ich's bei dem Kammerjunker gesehen hatte, und ohne im Mindesten den schauerlichen Zustand zu bemerken, worin die Hände des Jungen sich befanden. Nun aber wurde ich zum Essen gerufen und ich kam im ganzen Gesicht kohlschwarz von der Erde und dem Schmutz zu Anna hinauf; sie zankte mich furchtbar aus, wusch mich mit Seife und trocknete mich dermaßen, daß mir die Haut brannte; zugleich verbot sie mir auf ewige Zeiten, Lars Anders je wieder die Hand zu küssen. Und damit schließe ich meine Aufzeichnungen über meinen ersten Besuch auf Thorsö.

Volle sieben Jahre nach all diesen mehr oder weniger bedeutsamen Ereignissen wurde es wiederum mein Loos, allein mit Mama (der Vater war bereits todt) nach Thorsö

zu reisen; aber mein Gott, mit welchen neuen und ganz andern Gefühlen als das erste Mal! Jetzt war ich die Bierzehnjährige. Mein Herz schlug hoch bei diesem Gedanken, zumal da ich's nie recht in meinen Kopf bekommen wollte, daß Lydia und Andrea nicht auch noch Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren sein, und wir folglich im gleichen Alter stehen sollten. Aber ach, wie täuschte ich mich!

Ich schlief jetzt keinen Augenblick während der Fahrt, sondern saß neben Mama im Wagen, unterhielt mich mit ihr oder las eifrig in Göthes Stella oder in Schillers Kabale und Liebe, ich weiß nicht mehr recht, welches Werk es war, nur soviel erinnere ich mich noch, daß ich beide auf die Reise mitnahm, und daß ich ungefähr zehn Jahre später den Beschluß faßte, meine Tochter, wenn ich je eine solche bekommen sollte, niemals eine Sprache lernen und Bücher in derselben lesen zu lassen, die ich selbst nicht verstände. Ich hörte jetzt ziemlich freundlich auf Annas Mahnungen, meinen Schleier herunterzuschlagen und Handschuhe anzuziehen, damit ich nicht von der Sonne ganz gebräunt werde; ganz und gar nicht aber kehrte ich mich an ihr Gemurmel und Gebrumme, daß man die Augen verderbe, wenn man im Fahren lese, sondern ich trieb das sehr eifrig und ließ dann und wann Schiller oder Göthe zu Ehren eine Thräne fallen, welche ich jedoch durch Herabdrückung des Huts auf die Stirne sorgfältig vor Mama verbarg. Mama las in ihrem französischen Buch, Anna aber, welche all dieses Lesen eben so langweilig als unnütz fand, beschloß zu schlafen, als ihre halbblauen Vorstellungen fruchtlos blieben. Auch jetzt kamen wir gegen Abend auf Thorsö an, und unsere Verwandten empfingen uns mit gleicher Freundlichkeit wie das erste Mal. Mein Oheim war sich vollkommen gleich geblieben: sein fettes, rothes und weißes, nichtsagendes Gesicht mit dem stereotypen Lächeln schien gänzlich unveränderlich zu sein. Aber meine Tante! Große Tücher umhüllten jetzt den magern Hals und die früher so blendend weißen Schultern, die jedem Blick offen da-

gelegen; mit vieler Mühe zog sie die Oberlippe über die nunmehr entstandenen Zahnlücken; doch war sie noch immer gut und freundlich, wenn auch nicht ganz so munter und vergnügt wie ehemals. Lydia hinwiederum! Oh, wie soll ich meine Verwunderung beschreiben! Lydia war nicht mehr jene Sylphide, die gleich einem Bild von Taglioni als Typus alles Luftigen, Leichten und Schwebenden vor meiner Erinnerung und Phantasie gestanden. Sie war jetzt ein vollkommen ausgebildetes Frauenzimmer von beinahe vierundzwanzig Jahren, nicht sehr groß, aber dick und voll, mit breiten, runden, weißen Schultern, einer gedrungenen Taille, ziemlich wohlgebildeten, aber derben Hüften und einem schönen, obschon fetten Gesichte, das in Beziehung auf Form und Farbenglanz dem ihres Vaters sehr glich; die Augen jedoch hatten viel von der Lebhaftigkeit der Mutter, wiewohl nicht die Güte und Milde, die aus den Blicken der letzteren leuchtete, sondern vielmehr eine gewisse Tücke, deren Urquell in einer nicht unbedeutenden Dosis Neid bestehen mochte. Ihre perlweißen Zähne glänzten unaufhörlich in dem sehr häufig lachenden Munde; aber das Lächeln, welches darüber schwebte, war nicht von der guten Art, denn selbst das Lächeln auf den Lippen einer Schönheit kann bald von Engeln regiert werden, bald von bösen Dämonen.

Andrea war beinahe noch häßlicher, noch schiefser, schweigsamer und verschlossener geworden und warf zuweilen mißbilligende Blicke um sich, obschon sie nichts sagte. Wenn der Thee- oder Kaffeetisch ihre Anwesenheit im Gesellschaftszimmer forderte, oder wenn man ihre Dienste sonst zu irgend einem nützlichen Geschäfte bedurfte, so sah man sie gewiß da, gut und freundlich genug, auch immer äußerst aufmerksam auf Alles, was Andern nützen oder Freude machen konnte; im Uebrigen aber war sie meistens auf ihrem Zimmer oder streifte im Wald und Feld umher, oft mit einem Buche in der Hand, oft mit einem Bleistift und einem Blättchen Papier, sehr häufig aber auch mit einem großen Korb unter dem Shawl, worin sie stärkende

Speisen für irgend einen armen Kranken in der Umgegend trug, oder auch allerlei Eßwaaren, welche sie artigen Bauernkindern zur Belohnung für ihre Gelernigkeit oder andere gute Eigenschaften brachte. Oft genug kam sie jedoch aus dem wilden, tiefen Walde, wo keine menschliche Wohnungen sich vorfanden, und nicht selten zeigten sich dann Spuren von Thränen auf ihren blassen Wangen oder in den hellen, freundlich blauen Augen. Sie bekümmerte sich jetzt wenig oder nichts um mich, wahrscheinlich deswegen, weil ich mich gar nichts um sie bekümmerte, sondern mich, wie schon das letzte Mal an Lydia anklammerte, obschon diese wahrhaftig keine Eiche war, welche einer Ranke irgend Stütze zu geben vermochte, sondern vielmehr eine launische Birke, bei welcher man nie recht berechnen konnte, nach welcher Seite hin ihre Zweige sich Bahn brechen würden oder nicht. Aber auch diesmal blieb ich blind für ihre Fehler und erblickte in ihr ein Ideal, das ich zu erreichen wünschte, ohne jedoch wie vor sieben Jahren dieses Ziel durch wahrhaft äffische Nachahmung zu erstreben. Gleichwohl bildete ich mich, ohne es selbst zu wissen, gänzlich nach ihr, und ich fühlte mich unaussprechlich geschmeichelt, wenn man behauptete, wir beide haben viel Aehnlichkeit mit einander, ganz besonders entzückt aber war ich darüber, daß auch Lydia mit einem gewissen Wohlgefallen, welches sie jedoch nie öffentlich zugestand, dies anzuhören schien.

„So, so, Du siehst mir also so ähnlich, Du kleines Mäuschen,“ sagte sie eines Tags, während sie meine Haare hübsch, aber etwas kindisch aufpuzte, denn sie wollte mich zu meiner Qual noch immer mit derselben Autorität und Ueberlegenheit behandeln wie vor sieben Jahren, und schlechterdings nicht zugeben, daß ich selbst beinahe ein ausgewachsenes Mädchen sei.

„Ja ich glaube wirklich,“ fügte sie hinzu, indem sie sich und mich zugleich in dem gegenüberliegenden Spiegel betrachtete, „wir haben Aehnlichkeit miteinander, so weit eine solche zwischen einem jungen Mädchen und einem

Kindes stattfinden kann. Du bist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Findest Du das nicht auch oder wie?" Ich schwieg, war aber sehr vergnügt.

„Findest Du es nicht, Andrea?“ fragte Lydia ihre Schwester, welche schweigend an einem Fenster saß und nähte. „Findest Du nicht, daß Sophie viel Aehnlichkeit mit mir als Kind hat? Antworte doch, Andrea.“

„Nein, ich finde das wahrlich nicht,“ antwortete Andrea trocken, „aber ich fürchte, sie möchte bald so werden, wenn sie fortfährt, wie sie angefangen hat, nämlich in allen Stücken Deinen Affen zu machen.“

Ich wurde feuerroth vor Verdruß, zugleich aber hatte ich ein gewisses, demüthigendes Bewußtsein, daß Andrea im Ganzen doch Recht haben dürfte.

„Aha!“ lachte Lydia, „Andrea ist heute bei schlechter Laune und will mit ihren spitzen Redensarten zwei Mücken auf Einen Schlag tödten, sowohl mich als Dich, liebe Sophie; aber komme Du mit mir, liebes Kind, wir wollen uns zusammen trösten und Andrea allein mit ihrem schlechten Humor sich vergnügen lassen.“

„Sehr angenehm für mich,“ bemerkte Andrea als wir beide das Zimmer verließen.

„Die liebe Andrea ist manchmal entsetzlich mürrisch und grämlich,“ sagte Lydia lachend, „und sie hat eine wahre Freude daran, wenn sie manchmal tüchtig dreinfahren kann. Ich habe bereits bemerkt, daß sie nicht mehr viel auf Dich hält, obschon sie Dich als Kind sehr lieb hatte,“ fügte sie mit leiserer Stimme hinzu, denn wir waren bloß im Zimmer neben demjenigen, wo Andrea saß, „aber ich will Dir sagen, woher das kommt: Andrea liebt ausgewachsene Mädchen niemals, zumal wenn sie hübsch sind, sondern sie hat es am liebsten mit kleinen Kindern und mißgestalteten Personen zu thun. Ich sagte neulich zu ihr, Du scheinst mir in den letzten Jahren recht hübsch geworden zu sein, aber da antwortete sie ganz giftig: Das kann ich nicht finden. Sie war als klein weit hübscher, denn damals war sie nicht so affectirt und kein

solcher Affe wie jetzt. Ich fragte sie, ob sie sich nicht mehr erinnere, wie herzlich wir allemal gelacht haben, wenn Du mich und allen andern Leuten nachgemacht, aber da antwortete Andrea, das möge allerdings einem fröhlichen lebhaften Kinde wohl anstehen, das offen vor der ganzen Welt seine Nachahmungslust zeige; aber jetzt verhalte es sich ganz anders, und ein Mädchen, das mit vierzehn Jahren nicht bereits einigermaßen selbstständig sei, werde in Folge der verschiedenen Ideale, denen es nachstrebe, mit zwanzig Jahren allen Halt verloren haben. Aber tröste Dich nur, gutes Kind, und ahme mich immerhin nach, denn Du könntest leicht noch schlechtere Ideale finden, wenn Du auch nicht gerade Andrea vorziehen solltest," fügte sie mit spöttischem Lachen hinzu.

Ich lachte auch, aber keineswegs herzlich; Lydias Worte hatten mir viel zu denken gegeben, und als bald darauf Gäste, worunter auch einige Herren, kamen, welche letztere Sorte das ausschließliche Vorrecht hatte, die ganze Aufmerksamkeit der äußerst gefallsüchtigen Lydia in Anspruch zu nehmen, so vergaß mich diese gänzlich oder sprach wieder mit mir wie mit einem siebenjährigen Kinde, und ich fühlte mich ganz unglücklich in meinem Mittelzustande. Vor Andreas Blicken hegte ich eine wahre Scheu, und wenn ich sie schon vorher nicht aufgesucht hatte, so wich ich ihr jetzt förmlich aus, nahm mir aber die Worte, welche Lydia von ihr angeführt hatte, wohl zu Herzen. Sie stachelten und peinigten mich jeden Augenblick. Selbst Lydias Gnade mit mir aus einem andern Ton zu sprechen als mit einem siebenjährigen Kinde, und die Herablassung, mit der sie mich endlich einmal ein ausgewachsenes Mädchen genannt, ein Wort, welches aus ihrem Munde zu vernehmen, ich mich so schmerzlich gesehnt hatte, konnte mich dennoch nicht trösten und mir den Gedanken an die Affectirtheit nicht nehmen, welche Andreas scharfer Blick an mir bemerkt haben wollte, denn das schlimmste war, daß ich wirklich die Wahrheit dieses starken Ausdrucks erkannte, obschon ich es mir selbst nie zugestehen und mir nie Rechenschaft

darüber ablegen wollte. Die wahre Wirkung von alle dem blieb jedoch nichts Anderes als eine gewaltige Scheu vor Andrea, denn erst mächtigere Worte als die ihrigen sollten diesen Keim eines so abscheulichen Fehlers wie Affectation ist, zerstören. Den Kammerjunker sah man jetzt nie mehr auf Thorsö. Man hörte kaum von ihm sprechen, und wenn sein Name genannt wurde, so geschah dies nicht mehr mit beifälligem Wohlwollen, sondern mit spitzigen, in das trübe Fluidum des Unwillens und der Verläumdung getauchten Worten. Er sei im Verlauf der letzten Jahre ein aufgeblasener Kammerherr geworden, habe eine reiche garstige Frau genommen, welche aber einige Leute schön finden wollen; er lasse sich selten mehr in Thorsö blicken und benehme sich da immer wie ein wildfremder Mensch. Er spreche nicht ganz gut von der Familie daselbst. Seine nächsten Freunde und Bekannten seien gleichfalls kalt und steif gegen sie. Er sei eine Person, in der man sich sehr getäuscht habe. Er gehöre zum allergegewöhnlichsten Schlag von Menschen." So ungefähr lautete es jetzt von allen Seiten her, oder vielmehr das war der Grundton, welcher sich durch die mancherlei Bemerkungen aller einzelnen Mitglieder der Familie zog, denn auffallend genug, man sprach selten gemeinschaftlich von ihm. Er war fort, man beschloß, ihn zu vergessen, und das geschah auch bald. Aber jetzt zeigte sich ein ganz anderer Passagier auf der Eisenbahn des Lebens.

„Ach! Sehet, da kommt Julius,“ sagte meine Tante eines Tags in vergnügtem Tone und öffnete zugleich das Fenster, neben welchem sie stand, bog sich hinaus, grüßte höchst freundlich, winkte mit dem Nاستuch ein Willkommen, und wir Andern hörten das Geknall einer Peitsche und das plötzliche Anfahren eines Wagens, welcher mit Sturmeswelle zu kommen schien, vor der Hausflur.

„Kommt und seht einmal die schönen Pferde!“ rief meine Tante, und wie ein Blitz waren wir alle an den Fenstern. Mit vierzehn Jahren versteht man sich nicht sonderlich auf Pferde, wenigstens erging es mir so, aber

die so eben angekommenen erklärte ich sogleich für das Schönste, was ich je gesehen. Natürlich trugen zu diesem günstigen Eindruck auch der außerordentlich leichte und elegante Wagen, so wie die zierlichen Seilen viel bei, noch mehr aber vielleicht der kleine, hübsche Jockey, welcher jetzt die Zügel ergriffen hatte, und am meisten ohne Zweifel der schöne, junge Herr, der leicht und munter wie ein Frühlingswind aus dem Wagen sprang, das nächste Pferd so auf den Nacken klopfte, daß es vor Freude aufwieserte, einen Blick zu uns (und wie mir schien, ganz besonders zu mir) ans Fenster hinaufwarf, sodann durch die Hausthüre verschwand und nach einigen Sekunden freundlich und bekannt grüßend hinter uns stand: „Guten Tag, liebe Tante! Guten Tag, bester Oheim! Gehorsamster Diener, meine gnädige Cousine! Grüß Gott, liebe Andrea!“ Sofort wurde er uns vorgestellt, und hier ist ein in aller Geschwindigkeit, jedoch mit dem Richterschen Verkleinerungsglas und dabei mit methodischer Genauigkeit entworfenes Bild von ihm. Er war fünfundzwanzig Jahre alt. Er war des alten Barons Bruderssohn. Er war derjenige, welcher das Gut und das Vermögen des Barons erben sollte, weil dieser keine männlichen Nachkommen hatte. Er war somit zu gleicher Zeit der Familie ein Dorn im Auge und ein kostbarer Vogel, welchen sie zu fangen suchen mußte. Aber die Netze, die Netze! . . . Diese mußten der allerfeinsten Art sein, denn Julius war ein Vogel mit scharfen Augen und starken Flügeln, auf welchen er sich, wenn er wollte, weit über den Gesichtskreis der ganzen Familie emporschwingen konnte. Er war ein Fisch, vorsichtig wie eine Moräne, und konnte sich auch in die Tiefe hinablassen wie eine solche. Julius war somit nicht gut zu fangen, aber er wäre ein guter Fang gewesen, das mußte Jedermann einsehen, wer Augen, ein Herz und ein Urtheil hatte. Sein schönes Aeußeres beschreiben wollen hieße Andern in das Handwerk pfuschen; genug, wer ein Mal seinen Blick auf ihn geheftet hatte, ließ ihn auch unverwandt auf ihm ruhen, bis er gezwungen wurde, einen

neuen Gegenstand zu suchen. Hörte man ihn sprechen, so lauschte man so gerne; im Anfang glaubte man, der Klang seiner schönen, männlichen Stimme sei es, was einen so höchst angenehmen Eindruck machte; bald aber überzeugte man sich, daß seine herrlichen, tiefen und edlen, reinen und klaren Gedanken es waren, welche in Seele und Herz so wunderbar nachtönten. Er war mehrere Jahre auf dem Continent gereist, jetzt aber nach Hause gekommen und bewohnte ein etliche Meilen von Thorsö gelegenes Gut. Er lebte hier mit seiner vortrefflichen Mutter, einer Dame von so seltener Art, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sie zu beschreiben, denn es würde doch Niemand an die Schilderung glauben.

„Was macht Mama? Wie befindet sich die Tante?“ scholl es dem Eintretenden von allen Seiten entgegen; selbst die bleiche Andrea bekam ein Röthchen auf die Wange, und ihr Auge funkelte wunderbar klar als sie nicht bloß diese Frage stellte, sondern auch — ganz gegen ihre Gewohnheit — sie zu wiederholen wagte, weil sie nicht sogleich eine Antwort erhielt. Julius dankte nach allen Seiten hin, wandte sich aber zuletzt mit der Antwort beinahe allein gegen Andrea.

„Mama befindet sich vortrefflich,“ sagte er, „und hätte mich in diesem herrlichen Sommerwetter gewiß hieher begleitet, wenn sie nicht vor einigen Tagen einen Besuch von einer alten Pensions- und Jugendfreundin erhalten hätte, die aber zu erschöpft ist, als daß man sie mitbringen oder eine Reise mit ihr machen könnte. Mama hat mir deshalb viele Grüße an alle aufgegeben, auch habe ich für Andrea einen ganzen Korb voll Blumen und andere Seltenheiten aus der Drangerie mitgebracht, und Mama bedauert sehr, diese ihr nicht selbst übergeben und beschreiben zu können, um Andrea's Urtheil darüber zu hören und sich zu freuen, wenn etwas Neues und Ungewöhnliches darunter wäre, denn vom Schönen und Geschmackvollen ist jetzt kaum mehr die Rede, wenn es sich um Gartenerzeugnisse handelt.“

Andrea war inzwischen hochroth geworden und weniger häßlich als ich sie je zuvor gesehen hatte. Die Augen waren mit einem gewissen feuchten Glanz übergossen, und die Lippen zitterten beinahe. Vermuthlich um diese Aufwallungen sich selbst und allen Andern zu verbergen, rief sie mit unsicherer Stimme: „Ich muß das Alles sehen,“ und schlich sich schnell hinaus. Julius folgte ihr ebenso geschwind, und als ich in diesem Augenblick zufällig Lydia ansah, bemerkte ich, daß sie auf eine recht garstige Art mit dem Kopf nickte, sodann mit einer gewissen Hestigkeit ihre Arbeit wieder aufnahm und den Faden so hastig aufzog, daß er sich ganz verwickelte. Ich hatte sie nie so unschön gesehen, aber ich dachte nicht viel darüber nach und stand ganz verstummt da. Ich erinnere mich nicht, ob ich in diesem Augenblick an etwas dachte oder ob ich bloß fühlte, ahnte, und gleichsam in einer wunderbaren Verzauberung hörte ich das Lob an, womit Tante und Oheim den hinausgegangenen Julius überschütteten. Dieser Preisgesang hatte für mich etwas Entzückendes, brach aber in einer schneidenden Dissonanz ab, als mein Oheim endlich sagte: „Und finden Sie nicht, daß er sehr viele Aehnlichkeit mit Lydia dort hat? Ich finde sie ganz frappant.“ Mama antwortete nichts, aber ich rief unwillkürlich: „Oh nein, nein! Nicht im Mindesten! Er hat weit eher etwas von Andreas sanften Augen.“ Jetzt warf mir Lydia einen Blick zu, bei welchem mein vierzehnjähriges empfindsames Herz sich eines schauernden Hu nicht erwehren konnte. Aber Julius kam bald zurück und ich vergaß jetzt alles Andere, nur ihn nicht. Das Gespräch wurde allgemein, aber ich schwieg gänzlich und hörte bloß auf ihn. Er setzte sich auf eine kleine Weile zu Lydia ans Fenster, und da strahlten ihre schönen Augen vom höchsten Entzücken; ihre Wangen glühten, sie blizte unaufhörlich mit den weißen Zähnen, und dies Alles mißfiel mir zum ersten Mal, hauptsächlich weil Julius gar nicht auf mich zu achten schien. Endlich jedoch hörte ich, denn jetzt waren alle meine Sinne erschlossen, wie er halblaut fragte, wer ich

sei. Ich zitterte vor Freude, aber auch vor Unruhe über Lydia's Antwort. „Es ist eines der kleinen Mädchen von der Tante G.“, antwortete Lydia und ich schwur ihr Rache, wie sie auch ausfallen möchte, wurde aber sogleich dafür bestraft, denn ich schnitt in diesem Augenblick meine Sticckerei entzwei und zugleich mich in den Finger, mein ganzes Wesen dachte nämlich an Julius und nicht ein Tausendstelsgedanke war für die Scheere übrig geblieben. In der allerersten Jugend denkt man mitunter ganz ausschließlich an einen einzigen Gegenstand: hernach, etwas später kommt die Fähigkeit, an alles zu denken.

Als man sich nach der gewöhnlichen Mittagstoilette im Speisesaale traf, da hatten mit Ausnahme meiner ungekünstelten guten Mutter beinahe alle einen gewissen neuen und fremdartigen Anstrich gewonnen. Mein Oheim sah ungewöhnlich zufrieden und vergnügt aus. Man wundert sich vielleicht, daß ich kein anderes Beiwort für ihn aufreiben kann, aber auf diesem unbeweglichen roth und weißen Porzellangesicht konnte man in seiner allerhöchsten Höhe nur einen kleinen Zug von Vergnügen entdecken, nie aber dessen Gegenfüßler Mißvergnügen, denn dieses verbarg sich hinter dem stereotypen Lächeln, von welchem wir bereits gemeldet zu haben glauben. Aber meine Tante war un- gemein lebhaft, heiter und munter, wenn auch nicht gerade in demselben Farbenton wie früher, als die Zähne sich noch alle auf ihren Plätzen befanden, der runde Hals über der schwanenweißen Brust sich bewegte, und der Kammerjunker an ihrer Seite saß. Lydia war ungewöhnlich elegant gekleidet und schöner als je, auch ganz und gar nicht mürrisch gegen mich und Andrea, und dies war der größte Unterschied, den man gegen sonst an ihr bemerkte. Andrea war ganz wie gewöhnlich gekleidet, hatte bloß eine bereits halb erweckte, pflirsichfarbene Levkoje (eine große Seltenheit um diese Zeit) zwischen die Nath ihrer seidenen Schürze gesteckt, aber auf ihren Wangen, besonders auf der linken, brannte eine Fiebrerröthe, und in ihren Augen bemerkte ich etwas, das von frisch vergossenen Thrä-

nen erzählte. Sie sprach diesen Mittag so wenig wie gewöhnlich, aber ich meinte, sie habe noch nie früher so gut und mit so schöner Stimme geantwortet, als wenn Julius das Gespräch an sie richtete, und dies that er oft genug, obschon er zwischen meiner Tante und Lydia saß.

Nach dem Mittagessen kam Andrea sehr freundlich zu mir und fragte mich, ob ich sie nicht auf einem ihrer langen Spaziergänge begleiten wolle. Ich hatte im Anfange meines Aufenthaltes in Thorsö aus bloßer Neugierde und um zu erfahren, was Andrea mit ihrem Beutel, ihrem Bleistift und Papier mache, sie mehrere Male darum gebeten, aber immer eine freundlich abschlägige Antwort erhalten, und seitdem ich wußte, daß sie mich affektirt fand, hatte ich sie eher gemieden als aufgesucht, namentlich hatte ich meinen Wunsch nicht wiederholt. Jetzt wurde ich ganz verlegen und bis über die Ohren roth; ich dankte und fühlte mich ganz geschmeichelt durch das Anerbieten, zumal da gerade an diesem Tag etwas Unerklärliches mich mit Andrea ausgesöhnt hatte, während dasselbe unerklärliche Etwas mich von Lydia abstieß. Aber bei alle dem wußte ich doch nicht, ob ich mit Andrea gehen wollte und sollte oder nicht, und da stand ich jetzt, nickte und dankte.

„Nun,“ sagte Andrea in freundlich scherzendem Tone, „wenn Du mitkommen willst, so werde ich Dir wieder ein Märchen erzählen wie Du als Kind so gerne hörtest.“

„Ach ja!“ antwortete ich, und Andrea konnte mir wenigstens in diesem Augenblick keine Affektation vorwerfen, denn ich empfand bei diesem Anerbieten beinahe die gleiche Freude wie vor sieben Jahren. Wir gingen also. Ich kann nicht läugnen, daß ich einen leichten Seufzer des Bedauerns austieß als ich von dem Hof zum Fenster hinausblickte und dort Julius und Lydia sitzen sah, wie es schien, in einer sehr lebhaften und seelenvollen Unterredung. Wenn er nur auch mit käme! dachte ich, und Gott weiß, ob nicht Andrea ganz dasselbe dachte.

Heute hatte Andrea sowohl einen Beutel als einen Korb bei sich, und da beide sehr beschwert aussahen, so

bat ich um Erlaubniß, den einen oder andern zu tragen. „Dank, liebe Sophie,“ sagte sie, „das will ich Dir gerne überlassen, und noch mehr, Du sollst die Freude haben, das Getragene selbst einer Person zu übergeben, welche es mit großer Dankbarkeit annehmen wird.“ So einfach diese Worte waren, so erfreuten sie mich dennoch und erweckten meine Neugierde, aber eine gewisse Scheu hinderte mich jetzt offen mit Andrea zu sprechen, wie ich stundenweise mit Lydia geplaudert hatte; ich schwieg also, und wir begannen unsere Wanderung durch den schönsten Eichwald, den ich je gesehen zu haben mich erinnern kann. Wenigstens steht er mir noch immer frisch als ein Ideal aller Eichwälder im Gedächtniß, und als einige Jahre später Frithiof dem dankbaren Schweden von seinem Lieblingsbarden geschenkt wurde, da konnte ich mir Baldershage nicht anders vorstellen als den Eichwald bei Thorsö, wo ich früher nie gewesen und wohin ich in Folge einer jener Schicksalslaune, welche wollen, daß ein Ding einmal geschehe und nicht öfter, auch später nie mehr kam.

„Nun, ich möchte Dir jetzt wohl mein Märchen erzählen,“ sagte Andrea, als wir ein Stück weit gewandert waren. „Es war einmal ein Prinz,“ begann sie lachend, „denn geringere Leute verlohnt es sich doch nicht im Märchen zu haben.“

„Warum denn nicht?“ fiel ich ein, „man kann ja auch sagen: ein Herr, ein Graf oder . . . oder ein Baron (Julius war Baron) oder ein . . .“

„Ein königlicher Sekretär, ein Kammerjunker, ein Referendär, ein Unterlieutenant,“ sagte Andrea scherzend, „ja, das könnte man gewiß auch, denn vortrefflichere Märchenhelden gibt es sicherlich nicht als diese manchmal sind; aber ich begreife nicht, warum ich glaube, daß selbst das Märchen dann so befangen, so matt und kraftlos lauten würde, und daß das Wunderbare ganz verloren ginge. Also es war einmal ein Prinz, der reiste an einen fremden Hof, um sich eine Gattin zu suchen. Er kam. Er war alles, was das Wort liebenswürdig nur in sich

fassen kann, und so fanden ihn auch die zwei Prinzessinnen, von welchen er gleichwohl nur eine wählen durfte. Linda, die Eine von ihnen, war eine vollkommene Schönheit, mit all den äußeren Reizen, die eine Schönheit besitzen muß, wenn man sie so nennen soll, denn die Schönheit besteht nicht in großen Augen, feingepinselten Brauen, einer schneeweißen Stirne, Rosenwangen und Korallenlippen und so weiter. Linda war also eine Schönheit ersten Rangs, denn nicht genug, daß sie all die einzelnen Schönheiten besaß, welche ich eben erwähnt habe, sie war überdies auch schlank und geschmeidig wie ein Sylphide, tanzte und sang wie eine Göttin, kurz sie war das Ideal alles Verständigen, Lebhaften und Entzückenden. Aber... (denn ein unglückseliges Aber wird sich immer jedem sublunarischem Gegenstande anheften) aber sie war nicht gut. Ihr Herz hatte ganz und gar keine Aehnlichkeit mit ihrem schönen Aeußeren, sondern die Prinzessin Linda glich jenen frischen, blendenden, rothgelben Aepfeln, deren Kern schwarz und von Würmern angefressen ist. Liana, die andere Prinzessin dagegen war gut: Widerwärtigkeiten und Bekümmernisse, Krankheiten und Leiden hatten ihre Seele geweckt und erhoben, während diese Plagegeister zu gleicher Zeit ihren Körper tief niederdrückten, denn sie war widerwärtig, häßlich, und man mußte ihre verborgenen Tugenden kennen und zu schätzen wissen, um das mindeste Gefallen an ihr zu finden. Aber da nur ganz wenige Menschen dies verstanden, so wurde sie nicht bloß übersehen, sondern mitunter sogar verachtet und verabscheut.

Die Prinzessin Linda wurde sogleich von der heftigsten, wahnsinnigsten Liebe für den fremden, jungen Prinzen erfaßt, und auch in Lianas armem Herzen entbrannte dieses Gefühl stark und mächtig, jedoch verborgen und gänzlich hoffnungslos. Diese Hoffnungslosigkeit schien sich übrigens nicht auf Eifersucht gegen die Prinzessin Linda zu begründen, denn der junge Prinz zeichnete die Eine so wenig aus als die Andere, sondern schien mit seinem scharfen Blick sogleich beide zu durchschauen, und benahm sich als wollte

er sagen: „Wenn die schöne Linda so gut wäre wie Liana, so würde ich sie lieben; wenn Liana so schön wäre wie Linda, so könnte ich sie lieben.“ — Aber er that keines von beiden, sondern als er zum Staunen und Verdruß des ganzen Hofes sich zur Abreise zu rüsten begann, ohne weder die eine noch die andere der beiden Prinzessinnen begehrt zu haben, da benahmen sich diese höchst ungleich. Linda raste, vergoß Ströme von Thränen, kreischte, rang ihre Hände und rief, Gott weiß, welche gute und böse Mächte auf, den Prinzen zu züchtigen, ihm entweder niemals eine Gattin zu geben, oder eine solche, die ihn so unglücklich mache als ein menschliches Wesen nur werden könne, und daß dies unendlich sei, fühlte sie jetzt selbst am besten. Sie beschwor mit Einem Wort alle Qualen und Plagen auf das Haupt des Mannes, der sie verschmäht hatte und der Gattin, die er einmal wählen würde. Aber weißt Du auch, was Liana that? fuhr Andrea mit steigender Lebhaftigkeit und Wärme fort. Sie floh den Anblick des Prinzen, sie schützte eine Unpäßlichkeit vor, um bei seinem Abschied nicht zugegen sein zu müssen; aber als sie durch die herabgelassenen Vorhänge in ihrem Betstübchen hindurch ihn mit seinen Rittern und Mannen fortreiten sah, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge und sie sagte: „Ich habe das Schönste und Edelste, was die Erde geben kann, gesehen und ihm Lebewohl gesagt. Fortan steht alle meine Hoffnung zum Himmel und seiner Herrlichkeit.“ Sie warf sich hierauf vor der Madonna und dem Jesuskinde nieder, weinte und betete: „Oh himmlische Mächte, macht ihn glücklich und selig! Gebt ihm eine Gattin, welche er lieben kann und lieben will. Laßt eine warme, reine und unwandelbare Liebe ihre Herzen vereinigen, gebt ihnen Glück auf Erden und Seligkeit in einer andern Welt!“

„Und siehe,“ fuhr Andrea mit steigender Wärme fort, „ihr Gebet wurde erhört. Der junge Prinz reiste an einen andern Hof. Dort fand sich blos eine einzige Prinzessin vor, und wenn man von ihr sagen kann: die schöne, lieb-

liche, holdselige Idonia war der ganzen Liebe des Prinzen würdig, sie gewann dieselbe auch und schenkte ihm ihre Gegenliebe, so hat man von ihr alles Gute gesagt, was sich von einem menschlichen Leben sagen läßt."

Hier verstummte Andrea plötzlich, und wir gingen schnell, aber schweigsam weiter. Ich hatte den Kopf voller Grillen, die mir alle klare Besinnung raubten.

"Nun, was hältst Du von meinem Märchen?" fragte Andrea nach einer ziemlich langen Pause.

"Ei, das war ja kein Märchen," antwortete ich, sehr vergnügt diesen Mittelweg einer Antwort gefunden zu haben. "Das war ja eine Sache wie sie alle Tage geschehen kann. Es waren ja weder Feen noch Wunderthäter, noch bezauberte Schlösser, noch verwunschene Prinzen und Prinzessinnen, keine Thiere, die sprechen, keine Menschen, die fliegen konnten. Und überdies," fuhr ich, mit diesen Einwendungen gegen Andrea und ihr Märchen unendlich zufrieden, fort, "überdies verschwindet alle Märchenillusion vor dem Jean Paul'schen Namen."

Andrea stuzte, blieb plötzlich stehen und blickte mir starr in's Gesicht.

"Hast Du schon den Titan gelesen?" fragte sie langsam und verwundert.

"Ja, freilich," antwortete ich lachend und mit einem gewissen innern Triumph.

"Großer Gott!" sagte Andrea beinahe für sich selbst. — "Welche Sünde die Frucht grün und unreif zu essen! Da hat man Nichts, wenn die Zeit kommt, wo sie süß, saftig und gesund sein könnte."

Ich gab darauf keine Antwort. Ich konnte und wollte das Subjektive und Objektive an der Sache nicht wohl begreifen; es schien mir gänzlich verwechselt, und doch verstand ich die Bedeutung recht gut und biß mich in die Lippen aus Mergel, daß Andrea mich für sauer, grün und unreif ansah (denn ich begriff wohl, daß diese Bezeichnungen mir gelten sollten und nicht dem Titan).

während ich in meinem Innern bereits den einen oder andern Idoniatraum zu träumen begann. Aber ach, wie schlugen sie aus! Denn jetzt will ich nur noch in der Kürze von unserem ferneren diesmaligen Aufenthalt in Thorsö berichten; ich will erzählen, daß derselbe nicht länger als einen, zwei oder drei Tage nach der Ankunft von Better Julius währte, daß ich mich nicht erinnern kann von diesem mehr als ein einziges Mal mit einer Anrede beehrt worden zu sein, und damals erklärte er mir, ich sei noch viel zu jung, um nicht zu sagen viel zu sehr Kind, als daß ich mich schon jetzt wie große, vollkommen ausgewachsene und ausgebildete Frauenzimmer benehmen dürfe. Ich weinte Ströme von Vermuthstränen, aber sie thaten mir gleichwohl gut wie Vermuthstropfen einem schwachen Magen, und später war ich dankbar dafür.

Ein halb Jahr darauf las man in der Staatszeitung, der Baron Julius von S. habe sich mit Fräulein Amalia W. vermählt, der jungen Tochter der alten Pensionskammerädin und Jugendfreundin, durch welche die edle Frau Mutter des Barons einmal verhindert worden war, ihre Verwandten in Thorsö zu besuchen. Bosheit und Verwandte (zuweilen gleich bedeutende Worte) behaupteten zwar, Lydia sei in Verzweiflung und ihre Eltern seien äußerst erbittert über diese Partie, aber Andrea wurde bei der ganzen Sache so wenig genannt wie bei allen andern und ich — Preis und Ehre sei der herrlichen Jugend! — ich vergaß alles zusammen.

Sieben Jahre nach unserm zweiten Besuch auf Thorsö hatte ich natürlicher Weise mein fröhliches einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, aber ohne den mindesten Anflug von dem kleinen Schmerz, den manches Mädchen empfindet, wenn die Zwanziger kommen und die starke Eiche sich noch

immer nicht zeigt, auf welche die Ranke sich stützen muß, wenn sie nicht zur Erde fallen soll, denn im andern Fall muß sie aufwärts steigen, muß sich selbst zu stützen versuchen und ein Baum auf eigene Faust werden, der dann freilich oft krumm, schwach und schwankend genug ausfällt. Ich hatte nämlich von meinem Verlobten ein Geburtstagsbukett erhalten, und ihm gegenüber saß ich jetzt wiederum in demselben alten vierstzigen Wagen, um nach Thorsö zu fahren und die guten Verwandten zu begrüßen, welche schon seit mehreren Jahren Mama darum gebeten, nun aber diesen Besuch zu einer Bedingung für ihre Anwesenheit bei meiner demnächst bevorstehenden Hochzeit gemacht hatten. Wir reisten also auch jetzt im herrlichen Hochsommer, aber um bloß vier bis fünf Tage in Thorsö zu verweilen, in Anbetracht der entsetzlichen Zurüstungen, welche in einem Haus, wo eine Tochter sich verheirathen soll, beinahe nie Jemanden eine freie Minute gönnen. Diesmal war jedoch nicht zu helfen. Mama schüttelte zwar den Kopf, reiste aber dennoch ab, denn die lieben Verwandten wollte man durchaus und um jeden Preis bei der Hochzeit haben. Aber ach, wie wenig glich diese Reise den früheren! Annas Nicken war das Einzige, was daran hinderte. Dieses und der Weg, den man einschlug, rief jedoch selbst die bedeutungslosesten Umstände der zwei früheren Reisen in mein Gedächtniß zurück und es machte mir unaussprechlich viel Freude, meinem Karl davon erzählen zu können. Er lachte eben so herzlich über meine Thaten im siebenten Jahre wie über mein vierzehnjähriges Entzücken ob dem Baron Julius, meinen Eifer als ausgewachsenes Frauzenzimmer paradiren, und zu diesem Behufe meine mäßigen, aber frühzeitigen Kenntnisse ans Licht stellen zu wollen; ferner über meine blinde Bewunderung für Lydia, eine Eigenschaft, von der ich inzwischen längst abgekommen war, und meine beständige Gleichgültigkeit gegen Andrea, welche jetzt, offen gestanden, die einzige Person auf Thorsö war, nach der ich mich wirklich sehnte. Die Erfahrung hatte mir manches Wort über Andrea zugeflüstert, welche

zur Zeit als ich sie sah, nicht hatte verstehen können, und ich muß auch, sowohl in Beziehung auf mich selbst als auf denjenigen, der mein zweites Gewissen werden sollte, zugeben, daß Andrea unglaublich gut auf mich eingewirkt hat, obschon dieses Gute einer geraumen Zeit bedurfte, um zu keimen, aufzublühen und Früchte zu tragen.

Ungefähr zur Theezeit, dieser herrlichen Periode für Reisende, um in ein gutes Quartier zu kommen, hielten wir vor der Hausthüre in Thorsö an, aber ach, wie war sich dießmal alles so ungleich und doch wieder so gleich! Mit derselben Freundlichkeit, wenn auch nicht gerade mit derselben Geschwindigkeit, kam die Familie uns entgegen; beinahe dieselben Worte wurden gewechselt; aber welche eine bedeutende Veränderung war mit dem Personal vorgegangen! Mein Onkel war jetzt ganz unförmlich dick und fett geworden. Sein Bauch, sein Kinnbeutel, seine hängenden Wangen gränzten ans Fabelhafte, und nur mit großer Mühe konnte er jetzt die auch früher so wohlbekannte Gutchenbüchse hervorziehen, aus der er mir oft zum Scherz Etwas bot, und wenn ich ganz bescheiden bloß ein halbes Stückchen nahm, sagte er mit einem Gelächter, das ihm immer viel Beschwerde machte: „Ja, ja, jetzt ist sie über die Gutchenbüchse hinausgewachsen, aber nach weitem sieben Jahren wird sie wohl Leutchen um Dich haben, welche gerne Bescheid daraus thun werden.“ Und diesen Witz wiederholte er jeden Tag zuerst gegen jede einzelne Person besonders und dann gegen alle gemeinschaftlich, um nach gewöhnlicher Onkelmanier sich den lustigen Anblick zu verschaffen, wie den Nichten ihr junges, rothes Blut zu Kopfe steigt. Auch meine Tante hatte an Umfang zugenommen; das alte Fleisch hatte zugelegt, wie meine allzeit aufrichtige Mama sich äußerte, und meine Tante lächelte freundlich darüber, ein Beweis, daß sie, wenn sie in den letzten Jahren wirklich etwas alt geworden war, jedenfalls zu der guten und nicht zu der schlechten Sorte von Frauen gehörte, die lieber alles Andere als alt sein wollen und Lust haben, jedem die Nase abzubeißen,

der sie alt nennt. Aber Lydia! Lydia! Sie war kaum mehr ein Schatten dessen, was sie gewesen, und, was noch schlimmer, sie hatte nicht an innern Eigenschaften gewonnen, was sie an äußerer Anmuth verloren hatte. Sie war jetzt ein mageres, ausgetrocknetes, schwarzbraunes Fräulein von beinahe dreißig Jahren, mit scharfen Zügen, eingesunkenen scharfen Augen, scharfen Worten auf der Zunge und einem kleinen Schnurrbart, um welchen mancher Unterlieutenant sie hätte beneiden können, und welchen sie nie ganz wollte ausreißen lassen. Ihre Zähne waren sehr beschädigt, aber da die Kunst der falschen Zähne wenigstens auf dem Lande noch nicht ihren Höhenpunkt erreicht hatte, so mußte die Lücke durch Wachs im Munde und durch das Mastuch vor demselben verdeckt werden. Letzteres wurde indeß nicht sehr oft nöthig, denn die früheren fröhlichen Lachzeiten waren vorüber. Lydia lachte nicht mehr oft, und in ihrem Lachen lag zuweilen so viel Bosheit, so viel Aerger darüber, daß sich voraussichtlich kein Freier ihrer erbarmen wollte, daß man froh war, wenn sie wieder ernsthaft oder, mit andern Worten, wenn sie nur böse aussah. Jetzt konnte ich sie mit offenen Augen ansehen, und dieß macht wahrhaftig meiner Urtheilskraft keine große Ehre, denn jetzt war sie weder blendend noch auf irgend eine Weise bezaubernd.

Nun aber, Andrea? Ach ja, wie sehne ich mich diese Frage beantworten zu dürfen, zumal da blos irgend ein gutes Wesen sie stellen kann! Andrea war freilich auch nicht mehr jung, hatte aber des ungeachtet noch lange nicht gealtert. Im Gegentheil sie sah besser aus, war vergnügter, lebhafter, freier, kleidete sich sorgfältiger, so daß ihre kleine Schiefheit ganz und gar nicht zum Vorschein kam, sie wandelte nicht mehr zur Zeit und Unzeit ihren eigenen Weg, irrte nicht mehr phantastisch im Walde und auf dem Felde umher, sondern ging raschen Schritts zu ihren Kranken und ihren vielerlei Geschäften nach, verschloß sich nicht mehr einzig und allein in sich selbst, sondern war zugänglich und mittheilsam, und wenn man früher oft genug mit Recht von ihr sagen konnte, sie lebe nur

für sich allein, so durfte man jetzt mit derselben Befugniß sagen, sie lebe nur für die Andern, denn ihr ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den Andern zu nützen und zu gefallen. Sie war auch der Leib und die Seele des ganzen Hauses geworden, sie war die wärmende licht- und lebenspendende Sonne, um welche Alles sich drehte, mit Ausnahme eines einzigen, stillestehenden, trüben und dunklen Planeten. Alle Leute im Hause und alle Fremden erblickten in Andrea den freundlichen Schutzgeist des Hauses und mein Oheim und meine Tante, die gleich so vielen Andern immer Etwas haben wollten, womit sie großthun zu können meinten, riefen jetzt nicht mehr wie früher: „Unsere Lydia, unsere muntere, lustige Lydia, unsere schöne Lydia u. s. w. sondern statt dessen: „Unsere Andrea, unsere gute, kostbare, geschickte Andrea.“ Und das Alles war Andrea wirklich. Wir umarmten einander innig und zärtlich, und ich sagte tief gerührt bei diesem Wiedersehen: „Dank Dir, Andrea, für Deine Mährchen, Dank für Deine ernstesten Worte, welche ich damals so herb und unschmackhaft fand, Dank für manchen mißbilligenden Blick und manche Zurechtweisung. Jetzt erkenne ich den Werth derselben und kann Dich mit Freuden versichern, daß Alles, was Du sagtest, gute Früchte getragen hat.“ Sie drückte mich herzlich an ihre Brust und freute sich innig, als ich ihr erzählte, wie glücklich ich war, wie glücklich ich zu sein hoffte, und das Alles ungeachtet mein Verlobter weder von Stand noch reich war. „Ach ja, was bedeutet das!“ sagte Andrea; „wenn man Seele und nur Herz hat, einen rechtschaffenen Sinn, Umsicht, Einsicht und einen ewig voranstrebenden guten Willen! Ich weinte Freudenthränen, denn Andrea malte ohne es zu wissen, meinen Karl Zug für Zug.

Lydia saß mürrisch und grämlich in ihrem alten gewöhnlichen Fenster, stickte eifriger als früher und wurde nie mehr lebhaft, außer wenn ein Freund, ein Bekannter, Verwandter oder Nachbar auf's Tapet kam, denn ihre ganze Munterkeit war jetzt zu bloßer Boosheit und zu bitteren, beißenden Spöttereien vertrocknet. Mich, meinen bürger-

lichen Bräutigam und mein junges, frisches Glück schien sie gar nicht zu beachten, im Gegentheil sah sie uns vollkommen über die Achsel an, und als einmal vom Heirathen im Allgemeinen die Rede war, äußerte sie mit schnippischem, boshaftem Lächeln den alten Satz: „Lieber allein als schlechte Gesellschaft, ein Satz, womit alle alten Mädchen sich trösten, wenn ihnen kein anderer viel bessere Trostgründe bietet. Von Julius und seiner liebenswürdigen jungen Gattin konnte sie nie ohne einen gewissen Hohn sprechen, und einmal gerieth sie dermaßen in Eifer, daß sie mir die unerhörtesten Dinge erzählte, die, wie ich später erfuhr, nicht die mindeste Begründung hatten, sondern zu jenen Fabeln gehörten, welche vom Uebelwollen und Neid verfaßt, von der Klatschsucht und dem Müßiggang aber verlegt und gedruckt werden.

Wir hatten einige sehr langweilige Tage in Thorsö, als Andrea zu ihren geliebtesten Freunden reiste, zu Julius, seiner Mutter und seiner Gattin, welche sämmtlich in der holdesten Eintracht auf ihrem Gute lebten. Andrea hatte ihrer jungen Freundin einen Besuch versprochen, wenn sie einen Jungen entwöhnen würde, den sie selbst gesäugt und der ein getreues Abbild von Julius war, etwas, wofür Andrea vielleicht eine gewisse Schwäche hatte. Als sie, umgeben von Körben mit Spielsachen und allerlei Kleinigkeiten, womit sie das Kind zu erfreuen und ihm gleichsam den Mutterbusen zu ersetzen gedachte, abreiste, da sagte Lydia mit ganz verächtlichem Hohnlachen, und wahrhaftig, es ist ein beneidenswerthes Loos so eine Art Parthie bei einem wahren Bettelkinde zu werden, denn Du mußt wissen, Sophie, als diese Amalie da mit ihrer armen, ausgehungerten Mutter zur Tante Urania kam, um sich ein kleines Gnadenbrod zu erbitten, da hatten sie, unter uns gesagt, nicht mehr als jede ihr Hemd, und Du kannst Dir selbst vorstellen, in welchem Zustand dieses sich befinden mochte. Aber ich hoffe, daß Du es Niemanden sagst, denn da ich die Sache bloß durch einen besondern Zufall erfahren habe, so möchte ich nicht haben, daß sie ruchbar würde.“ Ich

führe blos diese einzige Probe der unzähligen Verunglimpfungen an, welche Lydia sich bei mir und vielen Andern gegen ihre liebenswürdigen und achtungswerthen Verwandten erlaubte.

Erst am Abend vor unserer Abreise kam Andrea zurück. Sie hatte eine schauerliche Leere überall hinter sich gelassen, und während ihrer Abwesenheit spürte man's am besten, wo die Seele des Hauses sich befand, denn da war sie fort. Sie kam erst sehr spät, und als ich bereits alle Hoffnung aufgegeben, deßhalb eine große, wahre Sehnsucht an den Tag gelegt und darum manchen harten und scharfen Scherz von Lydia, manche recht spizige Stachelrede hatte ausstehen müssen. Als Andrea endlich unmittelbar nach dem Abendessen kam, sprang ich unaussprechlich vergnügt ihr entgegen, und als sie mir zuflüsterte: „Wahrlich blos Deinetwegen habe ich mich so schnell von ihnen losgerissen,“ so machte mich dies weit stolzer und vergnügter, als wenn ich Poetin oder Romandrechtslerin gewesen und als solche einer ehrenvollen Erwähnung von Seiten der schwedischen Akademie würdig erfunden worden wäre. In meiner Freude antwortete ich Andrea, wenn sie mir dieses Opfer gebracht habe, so müsse ich auch einen Nutzen davon genießen; da wir nun beide zu den nichtschlafenden Leuten gehörten, die *con amore* wachen, wenn sie nur plaudern können, so setze sich jede von uns in eine gute Sophaecke, und da blieben wir, bis die Morgensonne hereinzugucken anfing und die Dritte im Bunde machen wollte. Ich fragte Andrea auf's Ausführlichste über Julius, seine junge Gattin, seine Kinder und seine Mutter. Alle ihre Aeußerungen über dieselben hatten ein wunderbares und ganz eigenthümliches Interesse für mich, wobei jedoch die Neugierde ganz und gar nicht in's Spiel kam. Ich bekannte Andrea endlich, was sie aber schon vorher gewußt zu haben behauptete, nämlich, daß ich mit meinen vierzehn Jahren in diesen Julius förmlich vernarrt gewesen sei; daß ihr damaliges Märchen die hochtrabendsten Ideen in mir erweckt, daß ich unwillkürlich die Rollen von Linda, Liana und Idonia

an Lydia, Andrea und mich selbst vertheilt habe. Ich erzählte ihr auch von meinem Schmerz, als ich mich in einer Sache, welche bereits die Gestalt einer dunklen Hoffnung angenommen, so gänzlich betrogen gesehen habe. Wir lachten beide über diese Zeit, aber es war eine Art von Lachen, das man mit dem Regen beim Sonnenschein vergleichen mußte, und ich weinte in dieser unvergeßlichen, höchst interessanten Nacht viele Arten von Thränen, namentlich auch Freudenthränen über das Glück einer Andern, die ich früher so herzlich beneidet hatte. Ich habe selten eine so starke und lebhaftere Theilnahme für Jemand empfunden, und am wenigsten für eine Person, die ich noch nie gesehen hatte, wie jetzt für diese junge Amalia, welche von der Mutter Natur so reich begabt, dem ungeachtet aber des Glückes so äußerst bedürftig war; denn wenn sie auch nicht so gänzlich entblößt gewesen, wie Lydia in ihrer Schadenfreude behauptete, so lag doch diesmal die Wahrheit keine Meile weit von der Lüge entfernt. Nie werde ich die Lebhaftigkeit vergessen, mit welcher Andrea die Gefühle des armen jungen Mädchens schilderte, das nie von etwas Anderem gewußt als von Mangel, Entsagung, Opfer und Entbehrungen; das seit seiner zartesten Kindheit gewohnt gewesen, über die Achsel angesehen, hintangesetzt, verstoßen und verachtet zu werden, und dies Alles bloß wegen seiner Armuth; und nun besaß diese nämliche Person nicht bloß das Herz des edelsten Mannes, sondern dieser Juwel war auch in einen Rahmen von flimmerndem Gold eingefast. Sie war jetzt glücklich, reich und geehrt, nachdem sie bis zu dem Augenblick, wo sie bei Julius Liebe weckte, mit ihrer dürftigen Mutter in einer jener Dachstuben der Hauptstadt gewohnt hatte, wo man zugleich so hoch oben und in Beziehung auf Ansehen so niedrig steht, wo Armuth und Mangel so manche Thränen auspressen, und wo Tugend und Laster so oft wechseln, so häufig auch verwechselt werden. Dort hatte Amalia seit ihrem zehnten Jahre Noth und Mangel gelitten, denn vorher war sie ein fröhliches, glückliches Landmädchen gewesen, das mit der jungen Hin-

bin in die Wette sprang und alle Güter des Lebens be-
 saß, welche sie nur wünschen konnte. Aber da starb ihr
 Vater, ohne etwas Anderes als unbezahlte Schulden und
 aufgebrachte Gläubiger für Frau und Kind zu hinterlassen.
 Die Erstere flüchtete sich nun nach ihrem Geburtsort Stock-
 holm, wo sie in ihrer drückenden Lage auf alte Jugend-
 freunde und einige vermögliche Verwandte rechnete. Aber
 solche haben sehr häufig Wachs in den Ohren, schwache
 Augen und dito Gedächtniß. Diese hatten Blei in den
 Ohren, den schwarzen Staar in den Augen und ganz und
 gar kein Gedächtniß, als Amalias Mutter kam und ihre
 Hilfe anrief; jede Unterstützung wurde ihr versagt. Ama-
 lias Mutter war eine gebildete und kluge Frau mit vielen
 gründlichen Kenntnissen und guten Eigenschaften. Diese
 brachte sie ihrer Tochter während ihrer vollständigen Ab-
 geschiedenheit von der ganzen übrigen Welt bei, und die
 beiden Frauenzimmer hungerten und entbehrten das Aller-
 nothwendigste, waren aber doch noch nicht so weit gekom-
 men, die zahllose Schaar der Lohnnäherinnen und Sticke-
 rinnen zu vermehren. Jetzt dagegen, da Amalias schönes
 Aussehen und dürftige Kleidung ein Paar junge Laffen zu
 einer unziemlichen Ansprache veranlaßt hatte, beschloßen
 Mutter und Tochter, eine Nummer des Tagblatts und,
 im Fall es nicht gelänge, mehrere zu kaufen, um nach-
 zusehen, ob nicht eine Herrschaft auf dem Lande einer
 jungen Lehrerin für minderjährige Kinder bedürfe. Das
 Glück wollte, daß schon in der ersten Nummer des Blattes
 eine Anzeige stand, derzufolge man eine solche Person
 wünschte, und das Glück wollte ferner, daß unter zwanzig
 Bewerberinnen Amalia bevorzugt wurde. Die Stelle war
 in einer abgelegenen Gegend des Landes, und als Amalia
 Reisegeld erhielt, da sagte sie: „Es kommt jetzt schon
 besser!“ Sie verkauften das kleine, unbedeutende Hausge-
 räthe; die Mutter folgte ihrer Tochter, um sich in dersel-
 ben Gegend niederzulassen, und an einem schönen August-
 morgen saßen Mutter und Tochter, mit ihrem abgenutzten
 Koffer hinter sich, auf einem Bauernwagen, ein Bauer

ging daneben und lenkte die Pferde, denn von Dampf-
 werken erfuhr man nur durch ausländische Zeitungen, aber
 man sah sie nicht wie jetzt zischen und rauchen, gehen und
 kommen, sondern Bauernpferde waren das einzige Mittel
 für diejenigen, welche nicht zu Fuße gehen wollten. Unter-
 wegs erinnerte sich Amalias Mutter, daß sie auf ihrer
 langen Reise an dem Gut ihrer besten Jugendfreundin und
 theuersten Pensionskameradin vorbeikommen sollte. „Ach,
 liebste Mama,“ hatte Amalia zu wiederholten Malen wäh-
 rend des Gerüttels der Fahrt gesagt, „Du Erinnerst Dich
 doch, wie Du von Deinen andern Jugendfreundinnen und
 Pensionskameradinnen aufgenommen worden bist, und diese
 ist ja noch reicher und vornehmer als alle Andern, folg-
 lich wird auch ihr Herz noch weit härter sein.“ (Eine
 schauerliche Erfahrung mit achtzehn Jahren!) „Laß sie
 auf ihrem schönen Schlosse sitzen, uns aber laß schnell in
 unserem rasselnden Bauernwagen vorüberfahren; dabei wer-
 den wohl beider Theile, sowohl sie als wir, sich am besten
 befinden.“ — „Ach, liebes Kind,“ hatte Amalias Mutter
 darauf geantwortet, „man hört wohl, daß Du sie nie ge-
 kannt hast. Sie war schon damals gar nicht wie die
 Andern, und jetzt ist sie es noch weniger; mein Herz sagt
 mir das. Sowohl mein Verstand als mein Herz sagen
 mir, daß der Leopard niemals seine Flecken, der Himmel
 niemals seine blaue Farbe, und meine alte Freundin nie-
 mals ihre mannichfachen, herrlichen Tugenden verliert.“

Ach, ach! hatte Amalia geseufzt, als die Mutter,
 welche sich sonst so gern nach ihrer Tochter richtete, dies-
 mal sich so hartnäckig erwies, und oh! oh! seufzte das
 arme Mädchen bei dem Gedanken an ihr zu kurzes und
 zu enges, durch vieles Waschen fadenscheinig gewordenes
 Reisefleid, an ihr abgeblaßtes Halstuch und ihren aufge-
 färbten Hut, als sie durch das hohe eiserne Burgthor des
 stattlichen Rittergutes einfuhren, auf welchem die Freundin
 wohnte. Julius kam und empfing sie, und sobald Amalias
 Mutter ihren Namen sagte, schien er sie auch schon ganz
 gut zu kennen; er versicherte, daß sie höchst willkommen

sein werde, und führte sogleich höflich und freundlich Mutter und Tochter zu seiner eigenen Mutter, welche den verlassenen, heimathlosen Reisenden alsbald ihre Arme und ihr Engelherz öffnete.

Im Anfang, ehe Amalia begreifen und sich überzeugen konnte, daß sie jetzt unter Menschen lebte, welche nur den Adel und Reichthum des Herzens und Verstandes, sonst aber keinen andern in Anschlag brachten, um eine Persönlichkeit zu lieben und zu schätzen; im Anfang — erzählte Andrea weiter — litt sie unaussprechlich. Ihre eigene und ihrer Mutter dürftige Kleidung war ihr früh und spät eine Qual, und schon am ersten Abend, als der Bediente das grobe, blaugestreifte Mastuch ihrer Mutter, das sie im Speisesaal vergessen hatte, auf einem silbernen Präsentirteller hereinbrachte und beinahe ein lautes Lachen über den augenfälligen Kontrast nicht verhalten konnte, da empfand Amalia ihre Armuth so schmerzlich und bitter, daß sie sich die größte Gewalt anthun mußte, um nicht laut aufzuweinen. Als nun zu dem Allem noch die heftige Leidenschaft kam, welche der junge Julius mit seinen vielfachen äußeren und innern Vorzügen sogleich im Herzen des unerfahrenen Mädchens weckte, als sie das Wahnsinnige dieser Liebe bedachte und Gott nur noch um die Kraft bat, dieselbe vor der ganzen Welt verbergen zu können, da hatte natürlich ihre Lage den höchsten Grad von Unleidlichkeit erreicht, und man kann sich denken, wie freudig sie der Kontrast überraschen mußte, als Julius ihr auf einmal alles schenkte, was sie sich am meisten auf Erden wünschen konnte. Man behauptet gewöhnlich — so schloß Andrea — daß der Mensch durch das Glück und die Erfüllung seiner Wünsche mit der Zeit stolz, übermüthig, undankbar und vor Allem hart und kalt gegen Seinesgleichen werde, aber wenn die Regel nicht überhaupt falsch ist, so ist wenigstens Amalia eine Ausnahme davon, denn sie ist noch immer so bescheiden und dankbar wie am ersten Tage, und wahrscheinlich wird sie das auch bleiben.“

Der erste Sonnenstrahl überraschte uns noch in unse-

rem Gespräch über Julius und Amalia, über diesen Julius, welchen vier Mädchen zu gleicher Zeit geliebt, obschon ihre Liebe so ganz verschiedene Wendungen genommen hatte. Amalias Liebe war in die Höhe gewachsen, hatte geblüht und die herrlichste Frucht getragen. Andreas Liebe war mühsam bekämpft worden und endlich in die reinste Freundschaft übergegangen. Lydias Liebe hatte sich in den bittersten Haß verwandelt, welcher sie verzehrte wie ein fressendes Gift; meine eigene endlich war mit der Zeit auf den herrlichen Schwingen der Vergessenheit davon geflogen — Lob und Preis sei den sieben Jahren!

Die Taglionireise. *)

Genregemälde von Tante Eva.

Schon wieder von Mamsell Taglioni; will denn das Gerede von dieser Taglioni nie ein Ende nehmen?

Freja.

„Wir müssen nach Stockholm reisen und uns dieses Meerwunder, die Mamsell Taglioni, ansehen,“ sagte der lebhafteste, ehrliche, alte Baron von K., nachdem er die Ergießungen über die bewunderte Künstlerin gelesen, mit denen selbst die Staatszeitung sich zu verunköstigen nöthig gefunden hatte. So sprechend schwang der Baron mehrere Male kräftig die Reitpeitsche, machte Pirouetten mit dem wollstrumpfumwundenen und warm bepantoffelten Fuße und begann die Melodiceen einiger Tänze vor sich her zu summen, die in seiner Jugend modern gewesen; dazu schlug er mit den Fingern den Takt und nickte mit dem Kopf, alles schon vom bloßen Gedanken an die große Tänzerin.

„Das ist ja entsetzlich mühsam, eine so große Reise zu machen,“ antwortete seine geliebte Ghehälfte, eine fette und gesunde, faule und gemächliche Frau, von der man kaum wußte, ob man sie alt nennen durfte, denn sie saß da, so roth und so weiß und so glatt, mit so quabbligen und so runden Armen und Händen, und ohne ein Häubchen auf dem Haare, welches in einen dicken Zopf bis auf den Nacken hinabgeflochten, an einem hervorstehenden Ha-

*) Als die Taglioni 1841 in Stockholm war, sollen die Leute sie wie wahnsinnig verehrt haben. Bald nach ihrer Abreise begann man jedoch allerlei unsaubere Geschichten von ihrem wahrhaft schmutzigen Geize zu erzählen. Die vorliegende Skizze ist unmittelbar nach der Taglioniwuth verfaßt worden. 1841.

fen, nicht ungleich dem Griff einer Theekanne, auf dem Scheitel emporgezogen und alsda befestigt war, mit einem gewaltigen Schildpattkamm, der von einem Ohr bis zum andern ging, in großem Kontrast mit zwei äußerst kleinen Löckchen, welche auf jedem ihrer Schläfe nicht hingen, sondern saßen und unwiderstehlich zur Vergleichung mit dem Schwanz junger Ferkel von gutem Schlag herausforderten. Dieses Haar war nicht ganz grau, sondern blos da und dort grau gesprengelt; auf weitere Entfernung glänzte es noch schwarz, und da auch der Mund noch mit zwei Reihen frischer, obschon etwas vergilbter Zähne zu prangen hatte, wenn es ihm gefiel, sich zu öffnen, da auch die übrigens beinahe immer halb geschlossenen graublauen Augenlein noch angenehm funkelten, so konnte man nicht wohl auf ihre sechzig Jahre schließen. Die Sache wird theuer und beschwerlich," wiederholte sie, nahm die fünfte Stricknadel, die gerade ledig war, und kratzte sich damit auf dem Scheitel, während sie dazu gähnte und mißbilligend den Kopf schüttelte, alles mit einem Ausdruck von Trägheit und Mattigkeit, welcher an die Schnecke erinnerte, die Frau Genlis in ihren mythologischen Arabesken als Symbol der Trägheit aufgestellt hat.

Aber das Gespräch über die Stockholmer Reise und die Taglioni konnte nicht fortgesetzt werden, denn just in diesem Augenblick geschah etwas Unerhörtes in diesem tiefen Winkel der Welt und einer unserer schönsten, aber unzugänglichsten Provinzen, wohin weder Dampf- noch Postwagen fahren und wo des Barons großes Stammgut lag: es kam nämlich ein Gast.

„Man schellt, es kommen Gäste!“ rief der muntere Baron, indem er mit einem Satz an das Fenster sprang und es mit jugendlicher Hast öffnete, sodann grüßte, mit der Hand hinaus winkte und dem Ankommenden ein „Willkommen, Willkommen!“ zurief.

„Ach, das ist wohl unser künftiger Pfarrer!“ sagte Thro Gnaden und war schon zum Voraus müde bei dem

Gedanken, daß sie bald oder wenigstens einmal aufstehen und grüßen müsse.

„Sorg recht bald für Kaffee, Obst und dergleichen, liebe Alte,“ bemerkte der Freiherr und slog hinaus mit der Munterkeit eines Gymnastasten, welcher unerwartet einen Schulkameraden erblickt.

„Ah!“ sagte Ihre Gnaden, wälzte sich auf die rechte Seite des Sopha's und streckte ihren dicken, fetten Arm, so lang er war, aus, um die Klingelschnur zu erfassen. „So in aller Welt, sie sind bereits oben,“ fügte sie zu sich selbst hinzu, als sie vor der Thüre ein gewaltiges Gescharre, Gebücker und Komplimentengedrechsel hörte, woraus sie entnehmen konnte, daß der Baron mit seinem Gaste herannahte.

„Haben Sie doch die Güte, herein zu treten; treten Sie gefälligst ein, ich bin hier zu Hause;“ so erklang des Barons freundliche Stimme und:

„Danke gehorsamst! danke unterthänigst! Allerergebenster Diener! Gar zu hohe Ehre!“ u. s. w. hustete der Pastor, der seinem höflichen Wirth im Galop die hohen, zierlichen Ziegelstiegen des alten Hauses hinauf folgen mußte, und dabei seinen Kopf bis auf den Bauch hinab beugte, denn er war Notabene noch nicht gewählt, sondern bloß ein Kandidat und nunmehr erschienen, um seine Aufwartung zu machen und seine Sache persönlich zu betreiben; auch war dies nicht ganz überflüssig, damit nicht die übrige Gemeinde einem Andern ihre Gunst zuwendete, ob schon der Baron, der als der einzige Grundbesitzer und Standesherr des Kirchspiels über eine große Anzahl von Stimmen verfügte, bei seiner alten, ehrlichen Edelmannsparole geschworen hatte, daß der Helfer von B. die Pfarre erhalten sollte. „Dieser,“ sagte der Baron, „ist ein ehrlicher und rechtschaffener, geschickter und gewandter Mann, in seinen besten Jahren; er würde gewiß das Amt vortrefflich verwalten, würde die Gemeinde in Ordnung halten, die alten Leute vom Schnapssaufen, die jungen vom

Saufen und Balgen abmahnen, die Weiber zur Arbeitssamkeit und Ehrbarkeit, die Mädchen zur Anständigkeit und Sittsamkeit anhalten: mit Einem Wort ein Kapitalferl, welcher überdies noch das Verdienst hat, tüchtig zu predigen, so daß man es weit vor der Kirche hört, so daß die alten Weiber schluchzen müssen und nicht eine einzige schlafen kann; ferner ist er ein guter Brettspieler und könnte man ihn zu einem angenehmen Whistspielchen brauchen." Dies Alles war in der That nicht zu verachten in einer Gegend, wo man ganz und gar keine Gesellschaft hatte, und in einer Gemeinde, wo man sich seit vielen Jahren mit einem stark tauben und halb blinden alten Probst herumschleppen mußte, welcher einen Schlingel von Bifar, wie der Baron sich zu äußern beliebte, nach dem andern bekam. Er sah deshalb mit wahrer Begeisterung der neuen Pfarrerswahl, folglich auch dem Kandidaten selbst entgegen, von welchem der Baron viel Gutes gehört, und mit dem er bei seinen wenigen Marktbesuchen in der nächsten Stadt, sowie auf anderen seltenen Ausflügen Bekanntschaft gemacht hatte; denn bei all seiner Lebendigkeit und Rührigkeit hielt sich der alte Herr vorzugsweise gern an sein Haus, da aber plätscherte er, wie der Fisch im Wasser und flog wie der Vogel in der Luft.

Nun entstand zwischen dem sich empfehlenden Pastor, dem freundlichen Baron und der faulen Gnädigen folgende Unterhaltung:

"Ich fühle mich unaussprechlich glücklich und befriedigt, daß mir die Gnade zu Theil wird, auch der hochwohlgebornen Frau Baronesse die Aufwartung zu machen, und daß ich der hohen Ehre Ihrer Bekanntschaft gewürdigt wurde," begann der Pastor mit einem neuen, tiefen Bückling und mit sicherer Stimme, als er nach der Galopade die Treppe herauf wieder Athem geschöpft hatte.

Als Antwort machte die Gnädige bloß eine höfliche, aber gemächliche runde Biegung ihres Halses, zeigte fünf bis sechs gelbe Zähne und sagte endlich in ihrem gewöhn-

lichen, etwas schläfrigen Tone: „Haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.“

Inzwischen rief der Baron einmal ums Andere:

„Es ist mir unendlich angenehm, Herr Pastor, Ihre Bekanntschaft unter meinem eigenen Dache zu erneuern. Habe sehr viel Gutes von Ihnen gehört, Herr Pastor. Habe Ihnen mit Eifer nachgefragt. Wünsche sehr, daß Sie unser Seelsorger werden. Wir haben herrliches Wetter, gerade wie im Juli. Heute kommt mein letzter Hafer herein, trocken wie Pulver und in allen Beziehungen vorzüglich, und nun geht es bald an die Kartoffeln. Denken Sie nur, dies ist für mich die angenehmste und lustigste von allen Ernten; die ganze Gemeinde ist da beisammen und es geht mit tausend Hacken darauf los, so daß es eine wahre Lust und Freude ist, zuzusehen, und deshalb lasse ich ihnen auch gerne diesen kleinen Verdienst, obschon es ganz und gar nicht nöthig wäre, denn ich habe eigene Arbeiter genug. Wir haben hier eine herrliche Gegend, Herr Pastor, gute Fische, gute Jagd, es ist eine wahre Lust, im Wald und auf dem Feld umher zu streifen. Hör' einmal, liebe Alte,“ fuhr der Baron in seinem ununterbrochenen Gedankenfluge fort, „willst Du nicht klingeln? doch kanns ja selbst thun, habe nichts zu versäumen. Heda Tallqvist! rufe Agapetus und Corona herauf, sie sind gewiß drunten, will Ihnen meine größten Schätze zeigen, Herr Pastor.“

„Ah, das muß ich sagen,“ antwortete der Pastor in bewunderndem Tone, „der gnädige Herr Baron sind also noch immer ein großer Jagdliebhaber; das läßt sich schon daraus schließen, daß Sie Ihre Lieblingshunde Schätze nennen.“

„Lieblingshunde! Was fällt Ihnen ein?“ erwiederte der Baron etwas verblüfft. „Agapetus ist mein Sohn und Erbe, und meine kleine Corona ist meine einzige noch lebende Tochter. Nein, nein — habe keine Lieblingshunde, habe niemals welche gehabt, bin nie sonderlich auf Jagd oder Fischfang erpicht gewesen, gehe zu langsam, habe

nicht Geduld genug, liebe das Wild am meisten, wenn es schon gebraten ist, und die Fische, wenn sie aus der Pfanne kommen. Nein, nein, Agapetus und Corona sind meine einzigen noch lebenden Kinder. Sie heißen Beide nach ihren Geburtstagen, ein Brauch, der auch bei den Füllen gewöhnlich ist. Hatte im Anfang meiner Ehe Unglück mit meinen Kindern, heirathete achtzehnhundertundvier, bekam Kinder um Kinder, aber sie starben mir in kurzer Zeit alle weg; hatte ihnen alte Familiennamen von mir selbst und meiner Frau gegeben, aber die scheinen nicht viel zu taugen: sie starben mir weg wie die Mücken. Es blieb mir nur noch eine kränkliche Tochter übrig; da wurde meine Alte wiederum guter Hoffnung, und ich erklärte zum Voraus, wenn sie einen Sohn gebäre, so soll er den Namen des Tages erhalten, so närrisch dieser auch lauten möge, oder den nächsten männlichen Namen, im Fall ihn das Schicksal an einem Weibertage zur Welt kommen lasse. Aber das Glück begünstigte uns: es wurde ein Junge, er kam am Agapetustage auf die Welt, und nun heißt er Agapetus. Ebenso ergings mit meiner lieben Corona. Doch sehen Sie, da kommen Beide. Komm her, mein Sohn, da ist der Herr Pastor N., welcher hoffentlich unser Seelsorger wird, sehen Sie, da ist meine kleine Corona, welche gerne Ihre Bekanntschaft machen möchte."

"Allerunterthänigster Diener! Euer Gnaden sind gar zu gütig," sagte der Pastor und verbeugte sich, unendlich vergnügt, daß er für seinen Irrthum mit den Jagdhunden so leichten Kaufs davon gekommen war.

Agapetus war ein lang aufgeschossener Bursche mit gaffendem Munde; man konnte ihn für achtzehn- oder neunzehnjährig halten, aber er hatte in Wahrheit schon das zweiundzwanzigste zurückgelegt; er sah aus wie ein leeres Glockenfutteral oder wie eine niemals gefüllte französische Weinflasche von der längsten und schmalsten Sorte; er blickte ganz gedanken- und gefühllos darein, als wohnte weder Seele noch Herz in diesem langen, schwächtigen Körper, der im Uebrigen, wenn man jeden Zug einzeln

betrachtete, schön genug war; Augen, welche ins Innere der Dinge zu blicken vermocht hätten, würden bei diesem ganz unentwickelten Jüngling wider Vermuthen den Keim zu etwas gefunden haben, das sie nicht erwarten konnten.

Corona dagegen war Etwas, das sah man wohl, aber man wußte nicht recht was; man wußte nicht, war sie mehr oder weniger schön, war sie gescheidt oder dumm; man sah bloß auf den ersten Blick, daß sie niemals das väterliche Haus verlassen hatte; daß dieses am äußersten Ende der Welt lag, daß sie von ihrer Mutter den weißen feinen Teint, so wie die runden schönen Formen, von ihrem Vater die lebhaften Augen, dabei ihre eigenen perlweißen Zähne und niedlichen Hände, endlich aber die abgetragenen Kleider der Frau Mama hatte.

Eine ächte Landpomeranze, ein Stückchen ohne alle Bildung und Feinheit, rief sicherlich der gelbschnäblige Kammerjunker, der sie zum ersten Mal sah. — Ein wahrer Typus für weibliche Unschuld, da kann sich auch nicht ein Fünkchen von Gefallsucht, Künstelei oder Affectation vorfinden; dieß ist ein Abbild der Natur selbst! würde der gereifte und erfahrene Menschenkenner bei ihrem ersten Anblick ohne Zweifel ausrufen! aber hielt er die Lorgnette vor sein geistiges Auge, so würde er finden, daß auch Corona eine Enastochter war und ihrer alten Urmutter so gut wie jede Andere nachartete, obschon die Anlagen sich noch nicht entwickelt hatten.

„Gehe stark damit um, nach Stockholm zu reisen und Mamsell Taglioni zu sehen, mein bester Herr Pastor,“ fuhr der Baron fort, welcher der Geschwindigkeit wegen immer alle unnöthigen Pronomina wegließ. Kannte den Vater, war der erste Tänzer zu meiner Zeit, und auch die Mutter, war die Tochter unseres großen Karsten, des besten Sängers, den wir hatten; will gerne einmal die berühmte Tochter sehen, von welcher die Zeitungen so lang und breit berichten; will gerne sehen, ob sie die herrliche Frau Kösner übertrifft (dabei küßte der Baron mit jugendlichem Enthusiasmus seine Finger), will noch einmal, bevor ich gar zu alt

werde, mein liebes Stockholm besuchen, wo ich meine ganze fröhliche Jugendzeit verbrachte (der Erinnerung hieran wurde ein leichter Seufzer gewidmet); bin seit 1810 nicht dort gewesen; habe noch immer viele Freunde, Verwandte und Bekannte dort; will den Kindern die große Welt zeigen, so lang ich und meine Alte im Stande sind, sie einzuführen (Ihro Gnaden stieß einen tiefen Seufzer aus); will ihnen die kleinen Centrillen zeigen, so lange sie noch in ihrer Blüthe steht; und will sie Wästalias Nachtigallen stimmen hören lassen, denn ich glaube mit Bestimmtheit, daß sie noch am Theater ist, wie auch Abergson, Hjortsberg, Deland und Skylander. *) Vielleicht ist auch schon der Eine oder Andere von ihnen fort; glaube so etwas gehört zu haben, aber thut nichts: die Kinder müssen sich ein wenig umsehen, und wir Alten müssen den Staub von uns schütteln und uns ein wenig zeigen, sonst werden wir gänzlich vergessen; oder wie, mein würdigster Herr Pastor?"

Das war eine mißliche Frage für den Herrn Pastor, der manches liebe Jahr hindurch in einem andern unzugänglichen Winkel des großen Sprengels gewohnt und seiner Lebtag nie ein Wort von Taglioni oder von andern Bühnenkünstlern gehört hatte; aber er war ein braver Bursche, obschon er in dem alten hochadeligen Hause viel Komplimente machen zu müssen glaubte; dabei war er ein kluger und nichts weniger als ein unbeholfener Mann, und so antwortete er ohne alles Bedenken: „Ja gewiß, Sie haben vollkommen Recht, Herr Baron.“ Der Baron lud sofort seinen Gast auf seine eigenen Zimmer zu einer Pfeife Taback und einer Brettpartie ein, und entfernte sich mit ihm doppelt so schnell als sie herauf gekommen waren.

„O, wie freue ich mich!“ rief Corona mit der ganzen Lebhaftigkeit des Vaters, als dieser die Thüre verschlossen hatte.

*) Lauter jetzt verschollene Schauspieler, die aber zu ihrer Zeit sehr beliebt waren; Hjortsberg zeichnete sich namentlich als Willer in Kabale und Liebe aus. A. d. U.

„Gefällt Dir der Pastor so gut?“ fragte Agapetus langsam und mit dem ganzen Phlegma der Mutter.

„Gott bewahre!“ antwortete Corona, „Ich dachte nicht an den Pastor, sondern bloß an die Reise; was sagst Du dazu, liebe Mutter?“

„Ich hoffe, daß nichts daraus wird, wie es schon mit so manchen andern Projekten des guten Papa gegangen ist,“ antwortete die Mutter ganz vergnügt bei diesem Gedanken.

„Ach nein, nein! Das will ich nicht wünschen,“ rief Corona und blickte mit ihren hellen Augen zum klaren Himmel empor, wo jederzeit die Hoffnung lächelt, den jungen Leuten in **dur** und den Lebensmüden in **moll**.

Aber siehe da, die Reise kam dennoch zu Stande. Der gute, ehrliche Baron hatte die letzten dreißig Jahre so ruhig, so schweigsam, so ohne alle Katastrophen, Anfälle, Widerwärtigkeiten und andern Unannehmlichkeiten, welche für die meisten andern Menschen die Zeit in kleine, garstige Stückchen zerschneiden, zugebracht, daß er nicht gemerkt, wie schnell sie dahingeschwunden waren, gerade weil sie keine Spuren hinterlassen, sondern er glaubte noch immer gute Zeit zu Allem zu haben und willfahrte daher gerne dem Wunsch seiner guten, lieben Alten ruhig sitzen bleiben zu dürfen. Diesmal jedoch zeigte sich der im Allgemeinen so friedliebende Mann hartnäckiger als gewöhnlich, aber seine liebe Corona, sein Augenstern, war jetzt ein mächtiger Sporn für ihn. Der Baron war auch der Ansicht, daß es seinem Agapetus noththue, hinauszukommen, und selbst die Gnädige, die schon so manches Jahr nicht an die Sache zu denken vermocht, sondern dieselbe wie so vieles Andere von sich gewiesen hatte, begann sich jetzt wirklich der Ansicht zuzuneigen, daß die Erziehung ihrer Kinder bald einen Anfang nehmen müsse, denn Corona hatte ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, und Agapetus hätte, wie wir bereits wissen, keine Zähne mehr gehabt, wenn er ein vierfüßiges Thier gewesen wäre. Zwar hatte Agapetus zwei oder drei tüchtige Hofmeister gehabt, welche sein Gedäch-

niß mit einer Menge Bokabeln vollpfropften; denn wenn man den jungen Baron mitten aus seinem tiefsten und stärksten Schlafe weckte, so konnte er Griechisch in Latein, Lateinisch in Deutsch und alles zusammen in wasserklares Schwedisch übersetzen; er konnte sagen, wo dieser oder jener höchst unbedeutende Fleck auf der Erdoberfläche lag; wie es in diesem oder jenem Jahrzehnt vor oder nach Christi Geburt in der Welt aussah; wie die Sonne, der Mond und sämtliche Sterne am Firmament spazierten u. s. w., aber sonderbar genug, er wäre niemals auf den Gedanken gekommen, daß diese Länder auf der Erde lagen und nicht bloß auf der Karte; daß diese geschichtliche Ereignisse sich wirklich und in der That zugetragen; daß diese Himmelskörper etwas Anderes seien als größere oder kleinere Lichter um uns zu leuchten, und daß sie sich nicht bloß in diesem oder jenem Buche mit braunem, grünem oder marmorirtem Einbände befinden. „In der Mathematik ist Agapetus ein wahrer Riese,“ sagte der Baron manchmal, wenn er mit seinem Sohne prahlen wollte, oder: „Agapetus liest deutsch wie ein Eingeborner,“ wenn er den Lehrer seines Sohnes zu rühmen wünschte, oder: „Agapetus bekommt jeden Herbst einen ganzen Pack deutscher Bücher,“ wenn er sich selbst und seine Freigebigkeit ans Licht zu stellen beabsichtigte. Aber der Baron war nicht wie die meisten Prahler: er sprach nämlich immer die Wahrheit. Einer von den Lehrern seines Sohnes war ein geborner Deutscher gewesen; er hatte Agapetus seine Sprache gänzlich eingeimpft; er war nunmehr ein wohlbestellter Docent in Greifswalde und schickte seinem ehemaligen Schüler einen großen Theil all der lesbaren Novitäten, welche die deutschen Pressen aus ihrem Füllhorn schütteln, und das Alles las Agapetus wirklich; aber er bewahrte den Inhalt ganz allein für sich, und zwar aus so tiefem Grunde, daß man nicht recht wissen konnte, ob all diese Dinge ihm nicht in die Kreuz und Quer durch den dicken Kopf gingen. Bei ihm fand sich sogleich viel Wissen vor, obschon dasselbe eingefroren war, wie Münchhausens Löne in dem Blas-

instrument. Französisch dagegen hatte Agapetus von der gnädigen Mama gelernt, und es waren dieß höchst erbauliche Lektionen gewesen, wobei man im Nebenzimmer immer geglaubt hatte, es lesen oder sprechen zwei oder auch bloß eine Person im Schlafe. Der Baron selbst hatte sich von diesen schläfrigen Sprachübungen immer fern gehalten, behielt aber in seiner freundlichen und reichen Einbildung einen sehr hohen Glauben an das *savoir* der Lehrerin und die *application* des Schülers, und sonderbar genug, Agapetus hatte im Schlaf auch Französisch gelernt.

Auch Corona hatte von ihrem zehnten bis in ihr fünfzehntes Jahr eine alte, abgequälte und durch vieljährigen Gouvernantendienst heruntergekommene Bonne gehabt, und mit derselben manch Duzend Mal *j'ai* ich habe, *tu as* Du hast, *il a* er hat, konjugirt; ferner auch das Clavier spielen, das Stricken und allerlei Spielereien mit der Nadel sich zu eigen gemacht. Das Zeichnen hatte Corona von ihrer lieben Mutter gelernt, welche in ihrer Jugend eine wahre Meisterin in dieser Kunst gewesen. Die gute Frau hatte noch von ihren Pensionzeiten her fußhohe Zeichnungsbücher, worin Äpfel, Birnen und Tulpen friedlich neben einander standen, und ihre Weintraube, wie ihre große Dornrose, ihr musterhafter Blumenstrauß, so wie etliche kleinere Pflanzen hingen noch jetzt auf ihrem blauweißen Regalpapier unter ihrem grünlichen Glas mit den breiten, vergoldeten Rahmen an der vornehmsten Wand des Kabinetts, in Gesellschaft sämtlicher Silhouetten der Familie, denn die Delbilder befanden sich gebührendermaßen an allen vier Wänden des Speisesaales. Manches Jahr hindurch hatte also Corona bei ihrer Frau Mutter zeichnen gelernt, aber da sie weder die Anlagen noch die Geduld derselben besaß, so geschah es, daß der Baron zwar etliche wohlpolirte Rahmen von geschickten Meistern bestellt und Fenstergläser für dieselben angeschafft hatte, daß aber dieselben bis auf Weiteres sich gänzlich leer befanden.

So viel von Agapeti und Coronas Kenntnissen, welche

in Stockholm nach der altmodischen Redeweise des Barons étalirt und achevirt werden sollten.

Aber sobald wurden die Reisenden nicht fertig: Ihre Gnaden war die langsamste und faulste Person von der Welt, und der Baron wußte aus mehr als dreißigjähriger Erfahrung, daß sie immer langsamer und fauler wurde, jemehr man sie scheuchte. Außerdem legte sich der Baron diesmal eine unvergleichliche Geduld auf, theils weil er überhaupt ein so seelenguter Mann war, und weil Leute von dieser Eigenschaft sich auch solche Tugenden zu erkämpfen wissen, mit denen sie am wenigsten ausgerüstet sind; theils weil er keine andere Journale als die Staatszeitung hielt, und sich mit Hilfe derselben in seinen oft nicht sonderlich klaren Kopf gesetzt hatte, daß die berühmte Taglioni sich für immer in ihrem Mutterlande niedergelassen, denn der Baron verstand sehr wenig von all diesen reisenden Künstlern und ihren Gastrollen. Solche Dinge waren ja früher nie vorgekommen unter dem hochseligen Gustav III. und unter dem seligen König, wie überhaupt nicht vor achtzehnhundertzehn, als der Baron selbst von der Welt Abschied nahm, ohne jedoch zu glauben, daß er dies thue; aber man kann es wohl einen Abschied von der Welt nennen, wenn sich ein solcher Mann in einer abgelegenen Provinz niederließ, auf einem Gut, das keine Nachbarn hatte und mehrere Meilen von der Hauptstraße ablag, wo die nächste Stadt fünf Meilen entfernt war und nur selten beschickt wurde, außer wenn man Spezereien oder dergleichen Dinge nöthig hatte, was um so seltener vorkam als man, wie dies bei reichen und wohlgeordneten Herrenfamilien auf dem Lande der Brauch ist, zu jeder Zeit große und gute Vorräthe an Kaufmannswaaren in den Magazinen besaß.

Des Barons Verkehr mit der übrigen Welt bestand somit, abgesehen von etlichen bloß durch ökonomische Rücksichten geleiteten Besuchen auf den nächsten Märkten, sowie von höchst seltenen Ausflügen zu irgend einem Verwandten, einzig und allein in der Ankunft des Postfelleisens, das

manchmal den ganzen Bauch von alten Staatszeitungen voll hatte, hie und da auch einen verlegenen Trauerbrief von weitläufigen Verwandten brachte, welche den Weg alles Fleisches gegangen waren, auch Briefchen an Ihre Gnaden, mit den Worten beginnend: „Es wird Ihnen gemeldet, daß meine liebe Frau und so weiter,“ ferner Meldungen in Betreff von Großnichte oder Neffen, welche geboren wurden, hernach lebten, sich verheiratheten, zu Männern und Weibern im Staate heranreisten, starben und begraben wurden, ohne daß die freiherrliche Herrschaft von diesen Verwandten mehr erfuhr, als das Allerwesentlichste: nämlich daß sie zur Welt gekommen und von ihr geschieden waren.

Der Baron hatte also, wie wir bereits gesagt, diesmal bei weitem nicht so große Eile wie gewöhnlich, sondern sagte oft zu Corona, deren Geduld sehr häufig reizen wollte: „Wir dürfen Mama nicht drängen; *chi va piano, va sano*. Wenn wir nur vor Weihnachten ankommen! Erst um diese Zeit sammelt sich die schöne Welt am Hof und in der Hauptstadt, wie die Fliegen am Honig. So war es früher, so ist es noch jetzt, und so wird es immer bleiben. Mama will, und zwar mit Recht, daß, wenn wir uns einmal in der großen Welt unter unsern Bekannten und Freunden zeigen, dies auf eine Art geschehe, welche durchaus konvenire und zwar auf alle Arten,“ fügte der Baron hinzu, der oft so schnell sprach, daß er die Worte für seine Gedanken nicht mehr recht ordnen konnte.

Aber während er seiner Tochter Geduld predigte, eilte er selbst unermüdetlich und mit unruhiger Geschäftigkeit von einem Handwerker zum andern, um darauf zu sehen, daß alle Erfordernisse für diese große und merkwürdige Reise gehörig besorgt wurden. Der geschickteste Schneider in der ganzen Gegend, der berühmte Schneiderjohannes, saß in seiner Werkstatt und verfertigte für Agapetus einen feinen Frack aus grobem Siebenthalertuch, welches der Rathsherr Lurberg aus der Stadt dem gnädigen Herrn für den doppelten Preis, das heißt, für vierzehn Reichs-

thaler aufgeschwagt hatte, weil es gut befatirt war und schöner glänzte als des Barons eigener Staatsrock, den er sich aus feinem französischen Tuch zu Paris hatte machen lassen im Jahr achtzehnhundertvier. Derselbe Schneider besorgte demselben Agapetus mehrere Westen, theils von Westenzeug, welches den Betheurungen des Rathsherrn zu Folge äußerst modern war, obschon es mehr als fünf Jahre lang sich auf seinem Lager befunden, theils von allerlei hübschen Lappen, welche Ihro Gnaden von ihren Jugendkleidern noch übrig gehabt. Aber für den Baron selbst wurde nichts gewählt außer ein Paar Reiseschuhe, denn er sagte: „Kleider habe ich, Gott sei Dank, genug, deren ich mich wahrlich nicht zu schämen brauche, denn sie sind größtentheils in Paris kurz vor und nach meiner Verheirathung gefertigt worden. Wer seine Sachen gut aufbewahrt, der hat sie, wenn er sie braucht. Gott gebe nur, daß keine Motten dran gekommen sind!“

Es waren keine Motten dran gekommen, sondern die Kleider waren vollkommen gut erhalten, wie überhaupt alles Andere in diesem ordentlichen alten Hause.

In der Bedientenkammer saß der Sattler und nähte Sielen, und auch dahin sprang der Baron täglich mehrere Male, hielt sich aber jedes Mal die Nase zu, weil es entsetzlich nach Thran roch, so daß der betreffende Künstler alle seine Vorschriften in hastigen Nasetönen erhielt. Schon manchmal hatte derselbe Sattler den großen vierfüßigen Wagen ausgebessert, welcher gleichfalls im Jahr achtzehnhundertvier, zur Zeit der Verheirathung, gekauft worden war, und wegen seiner Eleganz auch jetzt noch sicherlich ein gewisses Aufsehen in Stockholm erregen mußte; es hatte, sagen wir, des Kirchspiels bester Sattler, ein früherer Schuster, welchem aber dieses Handwerk nicht zusagte, den Kutschenkasten auf Böcke gestellt und allerlei geflickt, denn das Tuch des großen vierfüßigen Wagens, welcher Aufsehen machen sollte, gehörte nicht zu den wohlkonservirten Gegenständen, sondern erinnerte auf's Lebhafteste an Ratten und Mäuse, welche darin wahrscheinlich ihre berühmte große Berathung

gehalten, wer der Kaze die Schelle anhängen solle, wozu sich bekanntlich Niemand von der Versammlung entschließen wollte. Nun aber war das Tuch des Wagens wieder ganz hergestellt, der Schmied hämmerte mit verzweifeltten Schlägen auf die Räder los, der Kasten stand in der großen Tenne und wurde angemalt von dem Küster, welcher in einer und derselben Person ein vortrefflicher Sänger, Uhrmacher, Glaser, Maler und an Winterabenden auch ein Stück von einem Buchbinder war.

Die ganze Familie hatte sich bereits einmal zur Probe in den Wagen gesetzt, aber der Baron hatte damit so große Eile gehabt, daß sie alle zusammen, sowohl sich selbst als auch den neu gemalten Wagenschlag nebst dem zierlich renovirten Wappen beschmutzten, welches jetzt in einem gewissen chaotischen Abdruck auf dem größten Theil von Jeho Gnaden Kleid, sowie auf den Knien von Seiner Gnaden Rankinghosen zu sehen war. Corona hatte blos ein klein wenig Delfarbe an ihre schönen spitzen Finger, und Agapetus blos einen Tupsen auf die Nase bekommen.

In der Knechtsstube saß der Schuhmacher, machte Galoschen für Seine Gnaden, Stiefelchen, Pantoffeln und Uberschuhe für die Gnädige, Tanzschuhe für das Fräulein und sechs Paar Stiefel für den jungen Baron, denn er zerriß wie ein Wolf alles, seine Stiefel aber meistens dadurch, daß er sie immer an einander rieb. Diese Schuhmacherei hatte also zur Folge, daß das Unerhörte geschah: man sah nämlich das Fräulein von Zeit zu Zeit, gerade wie ihren Herrn Vater in die Knechtsstube hinabspringen und den Schuster auf die Schulter klopfen, wobei sie in herzlich freundlichem Tone ihm zuflüsterte: „Lieber Erich, macht meine Schuhe nur nicht zu groß; lieber etwas zu klein, denn das ist weit besser.“

„Sie müssen doch bis an's Ende gehen,“ antwortete Erich streng, ohne von des jungen Barons Stiefel aufzublicken, welchen er gerade ausarbeitete, und zwar mit

solchem Eifer, daß der Schweiß ihm auf der Stirne stand.

„Ach ja, freilich,“ versetzte Corona; „aber ich wünsche nur recht kleine Schuhe, dann sehen auch die Füße viel zierlicher aus.“

Ihro Gnaden war nämlich bei ihrer Faulheit und Gleichgültigkeit gegen die Anforderungen der Jetztzeit und der Moden im höchsten Grad altväterisch geworden und hinkte in Beziehung auf Kleider und dergleichen ihrer Zeit eine gute Weile nach; doch hatte sie die Gewohnheit beibehalten und auf ihre Tochter fortgepflanzt, immer hübsche Handschuhe an den schönen Händen und eben so zierliche Schuhe an den Füßen zu haben, und man konnte selbst in unserer eleganten Hauptstadt unter den langen Schlappkleidern lange suchen, um erstens so schöne und dann so gut und fein ausgestattete Füße zu finden, wie Corona sie alltäglich aufzuweisen vermochte. Der Schuster Grich war auch so gut abgerichtet und eingelernt, und hatte so oft dieselben Mahnungen erhalten, daß seine Frauenzimmer-
schuhe sich immer allerliebste gegen seine grotesken Stiefel ausnahmen, und wenn die Gnädige für ihren eigenen Theil sich einigermaßen auf die Stockholmer Reise freute, so geschah es nur, weil sie sich dann bei Frau Söderlund Schuhe anmessen lassen konnte, vorausgesetzt, daß diese noch lebte, und daher kam es, daß Grich Ihro Gnaden niemals Schuhe machte und die Leute im Hause sagten: „die gnädige Frau geht nur mit Schuhen, die sie in Stockholm gekauft hat;“ sie wollten damit nämlich den Schuster Grich erzürnen, zumal da er fortwährend mürrisch und griesgrämig war.

Mit der Näherei wollte es auch kein Ende nehmen. Zuerst wurde eine einzige Mansell, sodann auch die Schwester derselben beschickt, denn sämmtliche Kleider der Gnädigen sollten gemustert und die verschiedenartigsten und eigenthümlichsten Veränderungen mit ihnen vorgenommen werden, alles nach dem Rath und Gutachten der beiden Künstlerinnen, der Gnädigen, Saras (der Kammerjungfer)

und Coronas, denn von der Mode war eigentlich nicht die Rede. Die Verehrung für diese leichtfüßige Göttin war in dem betreffenden Winkel der Erde nur sehr klein. Sara und die geschickteren unter den Dienstmädchen saßen und nähten Hosen, Kamisole und Mieder ohne Ende, wie auch neue Hemden für Agapetus, der „wie ein Wolf immer alles zerriß.“

Daß von nichts Anderem als von der Reise gesprochen wurde, versteht sich von selbst, eben so auch, daß der Baron am meisten davon sprach und Corona am meisten daran dachte.

„Ja,“ sagte der Baron manchmal in der Dämmerung, während man seine Nüsse knackte und seine Äpfel und Birnen aß, welche bereits reif waren, denn man hatte Mitte Oktobers, „ja, es wird lustig werden, die Tochter Taglioni's zu sehen, wenn sie eine solche Virtuosa in der Tanze ist, wie die Journale sagen, und ich freue mich sehr, den Kindern (die gewöhnliche Benennung für Agapetus und Corona) das alte, liebe, schöne Stockholm zu zeigen mit dem hübschen königlichen Park, dem Hopfengarten, dem Thiergarten, dem Schloß u. s. w. Aber ach!“ fügte er seufzend hinzu, „für mich und Mama ist es bei weitem nicht mehr dasselbe wie früher, denn wenn sich auch Vieles gleich geblieben ist, so hat sich auf der andern Seite sehr viel verändert, und wir werden wohl manche Freunde und Bekannte vermissen, wie auch viel von dem, was uns sonst Freude und Vergnügen bereitete. Die Gesellschaften werden uns sicherlich recht ungewöhnlich und hohl vorkommen. Sie können jetzt wahrhaftig nicht mehr mit den drei Grazien, Louise, Ulla und Auguste, prahlen; wo wollen sie jetzt ein Ebenbild aufweisen für die entzückende Gräfin Nils G.? (hier küßte der Baron seine Finger) und,“ fügte er etwas leiser hinzu, „wie schmerzlich werden nicht ich und Mama Ihre Majestät, die schöne und gute Königin Friederike glorreichen Andenkens vermissen? Ja,“ fuhr er mit leichten Seufzern fort — denn des Barons Seufzer waren nie bleischwerer Art — es wird viel, viel,

viel Neues da sein, das mir und Mama wunderbarlich schmecken wird, denn wir haben die früheren Tage und auch das Alte in noch zu frischer Erinnerung. Aber das Neue ist gut, das weiß ich, deshalb gewöhnt man sich auch bald daran, und für die Kinder ist es sowohl angenehm als nützlich, es zu sehen. Gott gebe nur, daß wir gute warme und behagliche Zimmer bekommen! Ich schrieb an Karl Gösta und bat ihn, in der Königinstraße eine Wohnung von sechs bis acht Zimmern zu miethen, mit Stall, Remise und allem möglichen Zubehör, und blos eine Treppe hoch; ich habe übrigens noch keine Antwort erhalten; doch wir haben ja die Post schon seit vierzehn Tagen nicht abgeholt."

Und die nicht abgeholtte Post war des Barons Trost, denn da er selbst ehrlich, beständig und gegen Jedermann dienstfertig war, so zweifelte er auch nie an der Freundschaftlichkeit und Bereitwilligkeit eines nahen Verwandten, mit welchem er überdies aufgewachsen war und seine ganze Jugend verbracht hatte.

Des alten Barons gutes Herz leuchtete unaufhörlich unter diesen großen, langen und mancherlei Reisezurüstungen hervor. Er verfügte sich selbst zu dem Rathsherrn Lurberg in die Stadt, wählte Zeuge zu Kleidern für seine liebe Corona aus, und daß diese sowohl hübsch als altmodisch ausfielen, dafür sorgte des Barons Geschmack und des Rathsherrn Geschwäze. Ein andermal, wenn er Ihro Gnaden pustend die fleischigen Arme zum Kopf empor heben sah, um ein gut und elegant gearbeitetes Ueberhäubchen zu probiren, welches Sara im Schweiß ihres Gesichtes verfertigte, sagte er: „Was ist das für eine Art von Spitzenhaube? Sind diese jetzt in der Mode und reichen sie nicht mehr bis auf den Nacken herab, liebe Alte? Ohne Zweifel soll dies blos ein halber Puz sein. Aber apropos, wie steht es mit Deinem Kopfschmuck, meine gute Alte? Ist alles im Stand oder wie? Sonst müßte man wohl andere Anschaffungen machen.“

„Nein, bewahre,“ antwortete Ihro Gnaden voll

Mengstlichkeit bei dem bloßen Gedanken, daß sie an den wohlbewahrten Kopffschmuck werde denken müssen, „das ist gewiß nicht nöthig. Meine Hauben sind alle zusammen noch wie neu, und die letzte, die ich vor fünf Jahren von Dir erhielt, habe ich noch gar nicht getragen.“

„Ei, das ist gut, das ist vortrefflich,“ versetzte der Baron vergnügt; „denn ich wünsche, daß wir auf alle Arten mit Ehren auftreten, und so wie es Leuten comme il faut ansteht, wenn sie sich seit langer Zeit nicht mehr in der großen Welt gezeigt haben.“

Und nun flog er hinaus zu etwas Anderem.

Agapetus war der einzige im ganzen Haus, welcher überhaupt nicht an die Reise dachte, sondern blos an die unangenehmen Augenblicke, wenn der Schustererich oder Schneiderjohannes das Maas nahmen und sodann ihre Sachen anprobirten.

„Wird denn das dumme Zeug nie ein Ende nehmen?“ äußerte er dann mit dem allergrößten Phlegma, bei welchem jedoch ein Tropfen Verdruß mit unterlief. Aber sobald Schneider und Schuster wieder vor der Thüre waren, vergaß er Beides sammt der Reise, las und mediterrirte wie gewöhnlich; Beschäftigungen, bei deren letzterer wir nicht recht wissen, in wie weit der Verstand stille stand oder sich wirklich regte, denn er hatte wirklich Verstand, ja noch weit mehr, obschon dieses Mehr noch gänzlich eingeschlafen und unaufgethaut war, in Bezug auf sein unübertreffliches Gedächtniß aber konnte man ihn damals mit einer Sparbüchse vergleichen, welche viele werthvolle Gegenstände in sich verschloß, ohne daß dieselben gesehen oder benützt wurden und auch nur den allgeringsten Zins abwarfen; Gegenstände, die sich jedoch wirklich vorfinden und mit der Zeit geltend machen konnten, sobald der gebrechliche Thon vernichtet war, welcher die Sparbüchse ausmachte.

Corona dagegen lebte und webte im Gedanken an die bevorstehende Reise und sprach von nichts Anderem. Zwar bekümmerte sie sich manchmal und stieß auf ihrem frohen, sonnenhellen Stübchen zuweilen einen Seufzer aus, wenn

sie ihrer schönen Geranien, ihrer buschigen Myrthenbäume und der zierlichen Moosrosen gedachte, welche um Weihnachten blühen sollten; mitunter kam es sogar zu einigen Thränen bei dem Gedanken an des Gärtners kleine Anna, welcher sie im Lesen, Schreiben und Nähen Unterricht zu ertheilen angefangen hatte, und die jetzt Alles zusammen wieder vergessen und unter gewöhnlichen Arbeiten gänzlich verwildern sollte; aber diese Seufzer waren nicht tief, die Thränen waren ohne alle Bitterkeit und ließen nicht die geringste Spur auf der glatten, runden Wange zurück.

Die Gnädige, die trotz ihrer Faulheit und Gemächlichkeit dennoch allgemein im Hause geliebt und geehrt war, und zwar sowohl wegen ihrer Güte und Rechtschaffenheit, als auch wegen ihrer Geschicklichkeit und ihres Verstandes, zwei Eigenschaften, welche sie jederzeit offenbarte, wenn es wirklich nöthig war, machte sich jetzt wirklich überall zu schaffen, pustete, sorgte aber für Alles und brachte ihr großes Haus in diejenige vortreffliche Ordnung, die es haben muß, ob nun Herr und Frau daheim sind oder nicht, wiewohl dann auf ganz ungleiche Arten. Und diese Art verstand Ihre Gnaden sehr gut, wenn schon man es nicht geglaubt hätte, aber sie hatte in jüngern Jahren, sowohl in Folge ihrer umsichtigen Gemächlichkeit, als auch ihres angeborenen Ordnungssinnes, das ganze Haus gewissermaßen in ein Uhrwerk umgeschaffen, welches sie jetzt nur noch in bestimmten Zeiten aufzuziehen brauchte. Sie, aber auch nur sie allein, empfand einen gewissen, stummen Kummer über diese Reise, über dieses Herausreißen aus einem glücklichen Schneefengange, und in ihr Gepuste mischten sich oft unbestimmte Seufzer, deren Echo ungefähr besagen wollte: Werden wir uns nicht sehnen, nach dem, was wir verlassen, und wird wohl das Neue im Stande sein, uns das Alte zu ersetzen? Aber diese Fragen stellte sie sich doch nicht wirklich; sie schwebten bloß ihrer Einbildungskraft vor, wie wenn ihr *spiritus familiaris* dieselben vorgebracht hätte.

Mitte November wurde man fertig. Alle Vorschriften, welche der Baron, ob nun im Trab oder im Galop oder in der Carrière seinen Hausleuten und Untergebenen in Bezug auf Weiterführung der Wirthschaft ertheilte; all die freundlichen, hausväterlichen Worte, die er zu ihnen sprach, all die Handschläge und Lebwohlrufe, welche er gab und von ihnen empfing, gewiß diese waren unzählig und würden endlos gewesen sein, wenn nicht den Baron die äußerste Ungeduld geplagt hätte, endlich einmal in den Wagen zu kommen, und wenn er sich nicht die ganze lange Zeit über die größte Gewalt angethan hätte, um diese Ungeduld zu dämpfen, damit sie nicht mit der Langsamkeit von Jeho Gnaden allzuheftig zusammenstoßen möchte. Aber jetzt saß man endlich im Wagen: Jeho Gnaden rechts, Seine Gnaden links, Agapetus und Corona vorn, Sara zwischen diesen Beiden, und trotz all dem hatte man vortrefflich Platz in dem großen Familienwagen, der jetzt auf seinen vier tüchtigen Rädern dahin rollte und tiefe Furchen auf den herbstlichen Wegen hinterließ. Ein alter Kutscher, welcher früher Stallknecht bei dem Baron gewesen, als dieser noch unverheirathet war, saß jetzt wie ein aufgeschreckter Hahn, der seine Schwungfedern entfaltet, auf dem stelzenhohen Kutschenbock, der weder Rücken- noch Armlehne hatte, sondern blos von einem herabhängenden weißgrauen Tuchmantel umgeben war, welcher unruhig in dem Herbstwinde hin und her wankte. Neben ihm saß Talqvist, welcher dreißig Jahre lang Jockey gewesen, nun aber zum Kammerdiener befördert worden war, seit sein Vorfahrer in diesem Amt dahingeschieden. Auf dem Dach lagen eine Menge Koffer und Schachteln, immer in harmonischem Geschaufel mit der Herrschaft selbst, aber hinten saßen auf einem Koffer ein Paar Vorspannbauern, denn in Anbetracht der schlechten Wege ließ der Baron seine sehr schönen, obschon etwas zu fetten und schweren eigenen Pferde beinahe ganz lose mit dem neuen Jockey vorangehen, und hatte jetzt ein ganz besonderes Gespann von drei Pferden vor dem Wagen,

und zwei andere vor diesen drei, nebst einem Burschen, welcher das rechte ritt — zusammen sechs Thiere, bemerkte der Baron, welcher im Wagen saß, in seinem Aerger über das dumme und schlechte Reiten des Burschen. Raum genug hatte die Familie, aber Niemand hätte an das entsetzliche Gewicht der versammelten Gesellschaft gedacht, denn der Baron war ein großer, langer, magerer, aber beiniger und knöchiger Mann; die Gnädige wog ihre hundertundsiebenzig Pfund; Agapetus gehörte auch zu den langen, knöchigen Figuren, welche weit schwerer sind, als sie aussehen. Sara war eine wohlbeleibte Vierzigerin, und Corona ein großes, für ihr Alter stark ausgebildetes Mädchen, obschon sie leicht und behende aussah, wie ein junges Reh. Alle Bewegung, alle Unterhaltung im Wagen kam von dem Baron und seiner lieben Corona, welche ihm gegenüber saß; die Gnädige schloß fast immer ununterbrochen mit dicht geschlossenen Augen. Agapetus schien dasselbe zu thun, obschon mit weit aufgesperrten Augen, weshalb wir sein Schweigen für jenes Meditiren ausgeben wollen, aus welchem Niemand klug werden konnte. Sara nickte bloß. Corona blickte durch alle Fenster, verwunderte und freute sich über Alles, was sie sah, lachte und fragte, saß aber doch im Ganzen ziemlich still da. Dagegen mußte man den Baron ansehen, er flog auch in diesem engen Vogelhause beständig auf und ab. Bald öffnete er dieses, bald jenes Fenster, bald probirte er die alten, abgenutzten, grünen Taftvorhänge, ob sie in ihren verrosteten Eisen- und Messinganstalten gingen oder nicht gingen. Die Sache ging nicht nach Wunsch: die Maschinerie stand gänzlich still; die Vorhänge dagegen gingen auf eigene Faust, und zwar in tausend Stücken. Nun sollten sie reparirt und wieder geordnet, nun sollten dem Kutscher wegen des Fahrens neue Verhaltensbefehle, jedem neuen Vorspannbauern sollten wegen des Reitens auf den Vorderpferden neue Ermahnungen ertheilt werden, folglich sollten auch die Vorderfenster aufgehen. Aber sie saßen, wo sie saßen. Der Baron riß verzweifelt, bis ihm endlich die Quaste in der

Hand blieb. Für dieses letztere Unglück wurde indeß bald Rath geschafft und die Einsperrung im Wagen nahm ihr Ende, denn Sara nickte jetzt so entsetzlich sowohl vor- als rückwärts, sowohl rechts als links, daß sie endlich ihren großen, schweren, schläfrigen Kopf auf's Heftigste in eine der Scheiben der Vorderfenster schlug, welche jetzt schmetternd in Scherben zerfiel, gleich als wäre sie ein Opfer der eifrigsten Rabulisterei geworden. Sie hatte somit gegen ihren Willen einen Ausweg für des Barons Befehle an Kutscher und Vorspannbauern eröffnet, und Gott weiß, daß die Sache dem alten Herrn ganz und gar nicht unangenehm war, obschon er der verunglückten Scheibe eine lange, rührende Leichenrede hielt, denn sie war vom klarsten Spiegelglas, es mußte schwer werden, eine solche wieder zu bekommen, nahm ja ohnehin alle Kunst den Krebsgang; letztere Idee war bei dem Baron zu einem Axiom festgefroren; und bewies am deutlichsten, wie der Mensch sehr häufig dasjenige, was er nicht sieht, was er nicht mit Händen greifen kann, auch nicht glauben will.

Während unsere Reisenden sich nordwärts ziehen und zwar in kurzen, bequemen Tagereisen, ein Opfer, welches der gutherzige Baron seiner die Gemächlichkeit liebenden und an's Reisen nicht gewöhnten Frau auf Kosten seiner eigenen geringen Geduld brachte, wollen wir blickschnell voraus eilen in eine reich möblirte Wohnung in einer der ersten Straßen Stockholms.

Es hatte auf Sankt-Jakob Vormittags elf Uhr geschlagen. Noch immer waren die Vorhänge nicht aufgezogen bei dem abgelebten und gleichwohl noch lebendigen Hofmarschall von G., des Barons geliebten Better Karl Gösta. Aber jetzt hörte man ein langes, thierisches Gähnen aus der Tiefe des Schlafzimmersalkovens, und bald

darauf ein gebieterisches Geklingel. Der Kammerdiener trat ein, wurde ausgescholten, weil es jetzt später geworden war als vor einer Stunde, wo er sachte wie eine Katze sich herangeschlichen und etwas hereingeguckt hatte; ferner erhielt er derbe Berweise, weil das Wetter garstig war, weil der Hofmarschall schlecht geschlafen hatte und sich bei übler Laune befand, endlich weil der edle Herr am Abend zuvor sehr bedeutend im Whist verloren. „Gib mir sogleich meinen Kaffee!“ rief der Hofmarschall schläfrig und ärgerlich. Der Kammerdiener flog mit dem Frühstück herbei, und auf dem silbernen Teller lag auch ein Brief.

„Was ist das wieder für ein verdammt Brief?“ — fragte der Hofmarschall erzürnt, denn er haßte alles Geschäftsähnliche, wurde immer böse, wenn er einen Brief erhielt, und in dem dunklen Alkoven konnte er weiter Nichts entdecken, als die unangenehme äußere Gestalt dieser viereckigen, weißen Dingerchen mit ihrem Korallenmund, welcher sich indeß zu sehr garstigen Worten öffnet, wenn er blos von verfallenen Zinsen und aufgesagten Kapitalien erzählt.

„Da ist Thro Gnaden Wappen im Sigel,“ sagte der Kammerdiener, gleichsam als Antwort auf seines Herrn Frage, was für ein Brief es sei.

(Zur weitem Aufklärung mag beigefügt werden, daß der Hofmarschall mit einer Dame aus des Barons Familie verheirathet war.)

„So, also von meiner Frau, blos von Rosalie; was mag sie wollen?“ brummte der Hofmarschall gleichgültig und halblaut vor sich hin, dann aber rief er dem Kammerdiener im befehlenden Tone zu: „Schon gut, wirf ihn in die Schublade!“

Ungefähr drei Wochen nach dieser lieblichen Morgenscene kam vom Land des Hofmarschalls Frau nebst der übrigen Familie, um nach altem Brauch und Herkommen ihren Winteraufenthalt in Stockholm zu nehmen, wohin ihr, gleichfalls nach altem Brauch und Herkommen, der Hofmarschall selbst vorangereist war, unter dem Vorwand,

die Wohnung in Stand setzen zu lassen, eigentlich aber bloß, um mit seinen sechs bis sechszig Geliebten das holde Junggesellenleben so angenehm als möglich zu genießen.

„Willkommen, liebe Freundin, guten Tag, meine Kinder!“ sagte der Hofmarschall in dem lauen, beinahe verdrießlichen Ton, welchen er gegen seine Familie gewöhnlich annahm, obschon er andern Personen gegenüber Honig auf der Zunge und Silberklänge in der Stimme hatte.

„Dank, liebe Rosalie,“ fügte er gegen seine Gattin hinzu, als er nicht wußte, was er weiter sagen sollte, „Dank für Deinen Brief; aber da Du selbst so bald kommen wolltest, so hielt ich's nicht für nöthig, Dir zu antworten.“

„Ich habe Dir wahrlich nicht geschrieben,“ antwortete die Hofmarschallin, eine Dame, über deren Fehler und Tugenden wir nicht des Breiteren berichten wollen, welche aber unter den Letzteren wenigstens nicht die Eigenschaft hatte, ihren theuren Mann übermäßig zu lieben. Ei, der Tausend! dachte der Hofmarschall, was mag das wohl für ein Brief sein! ging sodann gleichmüthig in sein Zimmer, zog die betreffende Schublade auf, fand den Brief mit der altmodischen, französischen Aufschrift, erkannte die früher so vertraute Hand seines Betters, des Barons von K., erbrach das Couvert und las mit großer Gleichgültigkeit die jugendlich lebhaften Freundschaftsergießungen des edlen alten Barons, seine Meldung, daß er sich nebst seiner Familie den Winter über in der Hauptstadt aufzuhalten gedenke, und endlich sein freundliches, wiewohl nicht sonderlich complimentenreiches Begehren, daß der Hofmarschall seinem alten Freund und Better für die besprochene Wohnung, für Holz, für Heu und Hafer und dergleichen besorgt sein möge.

„Der verdammte alte Narr!“ sagte der Hofmarschall höhnisch und verdrießlich, als er den Brief zu Ende gelesen und sodann nach dem Tische geschleudert hatte, so daß er auf die andere Seite niederfiel. — „Er schwätzt und faselt, als ob wir noch zwanzigjährige Jungen wären, von Freundschaft, Kameradschaft, Verwandtschaft und Gott weiß was

für Dummheiten und abgenützten Einfaltspinselereien. Der Kerl glaubt, ich sitze da, um seine Kommissionen auszurichten: Wohnungen miethen, Holz kaufen! Heu und Hafer und dergleichen Teufelszeug! Nächstens wird er mich noch ersuchen, Butter, Käse und Eier auf dem Markt für ihn zu kaufen. Hält er mich denn für einen wohlbestellten Wahlmeister? Aber ich werde ihn wahrhaftig etwas Anderes lehren... Doch wenn ich die Sache näher überlege..." Hier schloß der Hofmarschall plötzlich seinen Monolog, und eine lichte Idee fiel mit einem Male in seine sogenannte Seele herab, machte seiner Ungefälligkeit, Gleichgültigkeit und Kalt Sinnigkeit gegen einen alten Freund ein schnelles Ende und verwandelte dieselbe wie durch einen Zauberschlag in etwas ganz Anderes. Still! dachte der Hofmarschall, denn es geschah bloß im Kerger und Born, in der Schadenfreude und üblen Laune, wenn er mit sich selbst sprach. — „Still! der alte Narr ist ja reich wie Crösus, leichtgläubig wie ein Kind von zwölf Jahren, gut wie Gold und nachgiebig wie ein Riemen, wenn man ihn recht zu leiten weiß. Er soll recht artig für mich unterschreiben, und ich will ihm für Wohnung, Heu, Hafer und dergleichen sorgen,“ fügte der Hofmarschall laut lachend hinzu.

Sofort klingelte er einem seiner Bedienten und rief ihm, gleich als er eintrat, zu: „Hör einmal! Geh zu Gdahl und sag ihm, er soll sogleich eine Wohnung von sieben bis acht Zimmern nebst Stall und Remise in der Königinstraße besorgen, es mag kosten was es will; auch soll er Heu, Hafer, Holz und dergleichen aufkaufen lassen, an Geld werde es nicht fehlen.“

„Sieh da!“ fuhr er, als der Bediente sich entfernt hatte, lachend für sich selbst fort; „jetzt ist das Geschäft ausgerichtet, und diese unbedeutende Mühe kann mir Bedeutendes eintragen. Aber da schreibt ja der Narr und ersucht mich, meine eigene Adresse und seine Hausnummer unter dem Thor abzugeben, ohne zu sagen, zu welchem Thor er herein kommt, ob er zu Wasser oder zu Land an-

rücken wird. Eine herrliche Aufgabe das! Schlag der Teufel drein!"

Damit warf der Hofmarschall zum zweiten Mal den Brief weg, welchen er durch den Bedienten hatte aufheben lassen, um sich über die Wünsche des Barons näher zu unterrichten. Doch nahm er „des Spasses halber“ zum dritten Mal das Schreiben wieder und begann zu lesen: „Unsere ungleichen politischen Ansichten und Grundsätze trennten uns 1809, aber, wie ich hoffe, nur örtlich, denn ich bin überzeugt, daß unsere Herzen noch immer eben so warm für einander schlagen, wie in unseren frohen, glücklichen Jugendtagen, zumal da unsere Gewissen sich nicht einen einzigen Vorwurf zu machen hatten, denn wir folgten beide unserer Ueberzeugung und der inneren Stimme, welcher man niemals Schweigen auferlegen darf. Du warst längere Zeit, nicht ohne zureichende Gründe, unter den Mißvergnügten gewesen; ich aber glaubte und glaube noch, daß man seine Freunde und ebenso seine Obrigkeit auch mit ihren Fehlern lieben muß, denn beide sind ja doch blos Menschen, und es ist und bleibt unsere Schuldigkeit, sie zu lieben, zu ehren und nach Kräften zu vertheidigen. Du erklärtest Dich also für das Neue, widmetest diesem Deine ganze Ergebenheit, und daran thatest Du sicherlich Recht. Ich dagegen zog mich gänzlich vom Dienst, vom Hof und von der Hauptstadt zurück, denn Wenige dachten wie ich, und es ist immer eine Donquixoterie, allein zu stehen und wider den Stachel zu lecken; und daran that auch ich Recht, denn mein Gewissen macht mir niemals meinen Widerwillen gegen das Neue zum Vorwurf, obschon mein Herz sich nach dem Alten zurücksehnte. Ich blieb also neutral, begab mich auf mein abgelegenes Stammgut, was diesem wohl zu statten kam, und wurde Bauer, aber, wie Du sehen wirst, ein ziemlich wohlhabender Bauer; denn da ich weiß, daß es Dich interessirt, so kann ich Dir's wohl sagen, daß mein liebes, väterliches Stammgut mir jetzt ungleich mehr abwirft als zu den Zeiten meines Vaters.“

„Vortrefflich!“ rief der Hofmarschall mit den Fingern

schmalzend. „Wir werden die großen Einkünfte, mit denen Du prahlst, umzusetzen suchen, Du dummer Hans!“ Sodann las er weiter: „Aber jetzt habe ich sowohl Lust als die Mittel, und zugleich halte ich's für Pflicht, meine Kinder in die Welt zu führen, nachdem die Fluth der Zeit die politischen Ungleichheiten geebnet hat, nachdem das Neue beinahe das Alte geworden, und das Herz auch dieses lieben und ehren gelernt hat, weil es gut ist. Außerdem möchte ich gern alte Freunde und Bekannte noch einmal sehen, bevor ich und sie sterben, und ich halte diese Gelegenheit für die günstigste, weil ich zugleich auch die weltberühmte Tänzerin sehen kann, die in die Hauptstadt gekommen ist.“

„Alte Freunde und Bekannte sehen!“ rief der Hofmarschall in höhnischem Tone, „damit bin wohl ich gemeint, denn die Andern faulen beinahe alle schon drei Fuß unter der Erde; aber da Du mich so gerne sehen willst, mein Alterchen, so soll es Dir gestattet sein, und zwar so, daß Du daran denken sollst, denn es wird mehr zu meinem Frommen ausfallen als zum Deinigen. Doch schwagt nicht der Simpel davon, daß er die Taglioni sehen wolle? Er glaubt wohl, daß sie sich für ihre Lebenszeit hier niedergelassen habe, oder, daß sie jedenfalls auf ihn warten werde! Er weiß also nicht, daß sie schon längst vor dem Selbstherrscher aller Neußen ihre Zappellkünste aufführt, und daß es jetzt an den Russen ist, aus lauter Entzücken über die Tänzerin sich in salzigen Thränen zu baden, sie anzubeten, zu verehren und zu vergöttern, sie mit der ganzen *flora russica* in Bouquetten so groß wie Kehrwische todt zu werfen, im Staube vor ihr zu knieen, sie auf den Händen zu tragen, sie zu den Wolken zu erheben, als Deichselpferde vor ihrem Wagen einherzugalopiren und dergleichen, um sofort ein Paar Wochen später wie Kettenhunde sie anzubellen, weil sie in demselben Augenblick die Hand zusammenkneift, wo sie den Fuß ausstreckt, just als sollten Hände und Füße bei einer Tänzerin dieselben Bewegungen machen, und als wäre sie eine Marionettentänzerin, die

man am Drahte zieht. Der gute Baron weiß also das Alles nicht. Er muß keine Grütze mehr im Kopfe haben, oder vielleicht hat er das Lesen verlernt und hält sich keine Zeitungen in seiner Wolfshöhle."

Mit solchen Bemerkungen begleitete der Hofmarschall den Brief des edlen Barons, und als er an die Worte kam: „Mein Sohn hat nicht mein lebhaftes, bewegliches und feuriges Temperament; er artet mehr der Mutter nach und hat auch, was ich oft mit Schmerzen vermischte, eine vortreffliche Geduld, eine unerschütterliche Ausdauer und ein unübertreffliches Gedächtniß, wodurch er sich sehr viele und ungewöhnliche Kenntnisse erwirbt. Im Uebrigen ist er eine lange, schlanke Figur, von sehr vortheilhaftem Aussehen, und meine liebe Corona wird sicherlich Eroberungen genug machen in Eurer Stadt, unter Euren abgestandenen, bleichen, magern, ausgetanzten und ausgewachten Schönheiten."

„Welches Geschwätze und welche Prahlereien!" rief der Hofmarschall, der selbst drei Stück Töchter hatte, welche der Zeichnung des Barons vollkommen entsprachen. Aber in demselben Augenblick tauchte wieder eine nagelneue Idee bei ihm auf, er schnalzte von Neuem mit den Fingern und rief: „Der Tausend! Das Ding kann sich allerliebft machen, der Laffe mit der langen Figur und dem herrlichen Gedächtniß wird wohl seine zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre haben. Das paßt trefflich für meine Eugenie. Dies ist eine Suppe, welche Rosalie kochen muß, ich selbst brauche bloß das Feuer anzublase. Es ist ein herrlicher Plan von Dir, Du alter, unheilbarer Narr, daß Du hieher kommen willst. Ich habe wahrhaftig die ganze Betterschaft, Jugendfreundschaft, Kameradschaft und all das dumme Zeug schon längst vergessen, nun aber muß ich es aus seinen Verstecken in der Plunderkammer des Gedächtnisses wieder hervorsuchen, um ein wenig damit zu paradiren, denn kommt diesem alten Gustav Adolph etwas in die Quer, so mag sich der Teufel mit ihm zurecht finden; er ist eigenfinnig, bildet sich etwas

auf seinen hohen Namen ein, hält wie ein wahrer Ochsen-
schädel an den königlichen Erinnerungen fest, und glaubt
der alte Narr nur die geringste Spur von Kälte oder
Vergessenheit wahrzunehmen, so könnte es ihm in seiner
Besessenheit leicht einfallen, sogleich wieder heimzureisen
oder mir und den Meinigen auf ewige Zeiten den Rücken
zukehren. Ich kenne ihn genau. Er hatte seine guten
vierzig Jahre als unsere Bahnen sich schieden, und der
Leopard verliert wahrhaftig seine Flecken nicht, der alte
Gustav Adolph läßt sich seine Grillen nicht austreiben so
lange er lebt, auch ist er, nach seinem verrückten Briefe
zu schließen, noch ganz frisch und munter. Ich muß also
entzückt, ja ganz wahnfinnig sein vor Freude, ihn wieder
zu sehen. Wir umarmen uns, wir drücken einander an
die Brust, wir sprechen mit Begeisterung von den früheren
Tagen, ja wir weinen, wenn es nöthig ist, denn was thut
der Deutsche nicht für's Geld? *) dachte der Hofmarschall,
der bereits so weit gekommen war, über seine eigene Nie-
derträchtigkeit zu lachen.

„So, nun wären wir doch endlich am Nordthore,“
sagte der Baron, dessen Geduld nun abgezapft und ver-
trocknet war, um zwei nasse Ausdrücke für diese leicht ver-
rinnende Flüssigkeit zu gebrauchen. „Hier müssen wir,“
fuhr er ungestüm fort, „sowohl unsere eigene als Karl
Göstas Adresse erhalten. Hör einmal, Talqvist! Aber zum
Henker! Dort sitzt ja Olsson mit seinen eigenen Pferden!
Warum hast Du nicht unter dem Thor nach dem Brief

*) Ein schwedisches Sprüchwort, doch setzt man, höchst charak-
teristisch und wahr, wohl noch hinzu: „Und der Schwede für
einen Schnaps.“ U. d. U.

und der Adresse gefragt, und bist dann hingeritten, wohin Du solltest?"

„Gnädiger Herr,“ antwortete der neue Jockei Olsson sich die Stirne reibend, „hier ist weder ein Brief noch eine Adresse noch ein Stadthor; wenigstens will mir Niemand das zugeben, und alle Leute, die ich frage, lachen mich nur aus.“

„Dummes Vieh!“ sagte der Baron. „Du sitzt ja mitten im Thore selbst, und wenn Du keinen Bescheid erzieltest, warum hast Du nicht wenigstens die Pferde hineingebracht und gefüttert, sondern bleibst darauf sitzen wie eine Glster auf einem Scheunendach?“ Dies sprach der Baron mit einigem Unwillen und großer Zerstreuung; letztere war ein Fehler, den unser guter Landedelmann immer gehabt, der aber mit den Jahren noch zugenommen und sich während der Zurüstungen zu dieser Reise und der vielfachen damit verbundenen Sorgen bedeutend gesteigert hatte.

„Wohin hätte ich die Pferde bringen und was hätte ich ihnen füttern sollen?“ fragte Olsson; aber der Baron antwortete nichts, sondern rief dem Zollwächter, welcher kam und visitiren wollte, zu:

„Zum Henker! Hältst Du mich für einen Schmuggler?“ Dem Kutscher aber befahl er: „Fahr zu, damit wir einmal ins Quartier kommen.“

„Wohin?“ fragte Talqvist; „wohin soll er fahren?“ wiederholte er, als der Baron keine Antwort ertheilte.

„Das weiß der Teufel,“ sagte der Baron nach einigem Bedenken und begann dann zu lachen. Auch Corona brach jetzt in ein lang verhaltenes, herzliches Lachen aus, wie es des guten Vaters häufige Zerstreuung ihr oft entlockt, in welches aber der faule Agapetus niemals mit einstimmen wollte.

„Fahr in das Bergstral'sche Haus,“ sagte der Baron endlich mit einem gewissen, fröhlichen Nerger, „dies muß doch wenigstens noch auf seinem alten Platze stehen.“

„Wo ist es?“ fragte Talqvist, der schon mehr als

dreißig Jahre nicht in Stockholm gewesen war, und gänzlich vergessen hatte, wo diese Arche Noah, das Bergstral'sche Haus, lag.

„Mein Gott,“ rief der Baron mit aufbrausendem Zorn, „ich glaube, Ihr habt Euch alle vorgenommen, mitten im Thore sitzen zu bleiben und Euch angaffen zu lassen, damit man morgen von nichts Anderem sprechen soll, als wie der Baron von X und seine Familie auf der Straße gesehen und nicht gewußt haben wo ein und wo aus. Ist es möglich, daß Du, mein lieber Talqvist — fuhr er etwas sanftmüthiger fort — daß Du vergessen konntest, wo das Bergstral'sche Haus liegt? Weißt Du, wo das königliche Schloß liegt? Weißt Du, wo der Blasöholm ist, der Kungsholm, wo . . .“

Der Baron war jetzt wirklich in einen katechetischen Eifer gerathen und hätte gewiß auf die gleiche Art alle merkwürdigen Plätze der siebenholmigen Hauptstadt aufgeführt, ohne eine einzige Antwort, ein Ja oder Nein von Talqvist abzuwarten, wäre nicht die Gnädige, welche ihrem Gatten gewiß während ihres ganzen Ehestandes nicht dreimal in die Rede gefallen, langsam jetzt mit der Frage hervorgerückt, ob es nicht besser wäre, Talqvist geradezu zu sagen, wo das Bergstral'sche Haus liege und ihn erst dort darüber zu vernehmen, was er von der Lokalität der Hauptstadt vergessen habe oder noch wisse.

In diesen Worten lag nicht ein Funke von Bosheit; aber Corona fand sie so lustig, daß sie von Neuem in ein vergnügtes Lachen ausbrach, während der Baron seinem Diener mit Händen und Füßen, lang und breit, nicht blos die Lage des Bergstral'schen Hauses beschrieb, sondern auch alles Andere, was auf dem Wege dahin vorkam, wie auch Vieles, was sich auf dem Wege nicht vorfand.

Nachdem man volle drei Viertelstunden im Thore gesessen, wurde die Maschine wieder in Gang gesetzt und wäre nicht bereits die tiefste Novemberdämmerung eingetreten gewesen, welche vom Monde beleuchtet werden sollte, obschon dieser auf ein Hinderniß gestoßen war, so hätte

vielleicht manches Auge aus den Fenstern und von der Straße her neugierig auf dieser wunderlichen Equipage geruht, welche vierzig Jahre lang in unbewegter Ruhe gestanden zu haben schien. Der Wagen, die Bedienung, die Livree, die dreikantigen Hüte mit den rothen und blauen, ein klein wenig wurmstichigen Federn, alles zusammen hatte ein so vorsündfluthliches Aussehen, daß man es unwillkürlich bemerken mußte. Es war wirklich ächtes Moskoko in großer und lebendiger Skala, und wer weiß, ob nicht die antiquarische Trödlerin auf der Königinstraße herausgesprungen wäre und für alles zusammen ein Gebot gethan hätte im Fall sie es gesehen? Aber nun war Niemand da, welcher den ganzen Zug sah oder wenigstens bemerkte, daher auch der ehrliche Baron, während er auf der Königinstraße dahinfuhr, zu seiner Familie sagte:

„Ja, jetzt sehen wir Niemand, und Niemand sieht uns von unsern alten Freunden und Bekannten, aber morgen Schlag acht Uhr weiß doch die ganze Stadt, daß wir angekommen sind, denn so etwas wird schnell ausgespürt.“

Sonderbar genug war es, daß alle drei übrigen Mitglieder der Familie, ganz gegen ihre Gewohnheit, beinahe zu gleicher Zeit auf diese Bemerkung antworteten.

„Gott weiß, wer noch an uns denkt,“ sagte Ihre Gnaden in ihrer phlegmatischen Welterfahrung.

„Wie sollen sie es erfahren?“ fragte Agapetus.

„Wer sind all diese alten Freunde und Bekannte? Wie heißen sie? Sind es lustige Leute? Sind sie alt oder jung?“ forschte Corona.

Der Baron wußte nicht, wem oder was er antworten sollte, und sagte daher blos: „Es rasselt so auf der Straße, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann.“

(Er hatte im Uebrigen ein vortreffliches Gehör.)

Man fuhr also schweigend bis zu dem mehrerwähnten Bergstral'schen Hause fort, und der entsetzliche Lärm, welchen der gute Baron dort machte, bevor er Zimmer nach seinem Stande erhielt, grenzte beinahe an's Unglaubliche; aber gewiß ist, daß seit dreißig Jahren die Diener-

schaft dieses Hauses niemals so viel und mit solchem Gefreische herumgesprungen war, aber auch niemals so viel gelacht hatte, denn sowohl die ganze Gesellschaft als jedes einzelne Mitglied hatte ein Maskenaussehen, welches den schnippischen Mädchen mit ihren zierlichen Hauben wie auch ihren Gehülfen nicht entging.

Die ganze Familie schlief gut in dieser Nacht. Sara hatte daran erinnert, daß man die Fensterscheiben zählen und sich die Träume wohl merken solle. Ihre Gnaden träumte nichts. Der Baron träumte, sein gerader Rücken habe sich krumm gebogen, aber als vorurtheilsfreier Mann erklärte er dies bloß als Rückenreminiszenzen von dem vieltägigen, ununterbrochenen Fahren her; im Uebrigen hatte er auch nicht viel träumen können, denn er war wie gewöhnlich vier bis fünf Mal in der Nacht herausgesprungen, um zu sehen, was für Wetter und Wind man hatte. Agapetus träumte zum allerersten Mal von einem Engel, und Corona von einem neuen Hut.

„Wer weiß wie ich Karl Gösta auffinden soll, ohne selbst auszugehen und ihn zu suchen? denn Talqvist, Olsson und der alte Anton sind sämmtlich nicht recht gescheidt,“ sagte der Baron am andern Vormittag, als die Familie mit vieler Mühe wieder auf die Füße gekommen war.

„Ach ja, thue das, und nimm mich mit, liebster Papa,“ rief Corona, welche allein diese Bemerkung gehört hatte, denn Ihre Gnaden hatte sich, müde von der Reise, bereits auf ein Sopha geworfen, und Agapetus saß ganz stumm vor Verwunderung mit halb offenem Munde und offenen Augen da, all die unerhörten neuen Dinge betrachtend, welche sich seinen Blicken von der Mönchsbrücke und dem Rittermarke her offenbarten.

„Ja, recht gern, liebe Corona,“ antwortete der Baron, „und da wir nicht fahren können, weil weder Wagen noch Pferde gehörig nach der Reise aufgepußt sind, da ich ferner niemals in eine der abscheulichen Miethkutschen von Stockholm sitze, so müssen wir zu Fuße gehen, jedoch anständig und wie sich's gebührt. Olsson! Wirf Dich in

volle Livree, und geh sodann drei Schritte hinter uns, wohin wir gehen, bleib stehen, wo wir stehen bleiben, immer in der gleichen Entfernung; aber was Du thust, so blicke immer unaufhörlich auf mich und das Fräulein, und gaffe nicht auf die Seiten, so daß wir Dich nicht verlieren, das bitte ich mir aus.

„Oh, ich bin nicht so dumm,“ brummte Olsson, während er sich austaffirte. Dies war indeß nicht so bald geschehen, sondern setzte sowohl des Vaters als der Tochter Geduld bedeutend auf die Probe. Endlich jedoch wurde er fertig, und nun trat man den Marsch an.

Der hochgewachsene, weder durch Jahre noch durch Sorgen gebeugte Mann ging so gerade und aufrecht wie ein Licht in seinem feinen Rock, der achtzehnhundertvier in Paris versertigt war, aber noch immer nagelneu aussah; mit seinem weißen, glatt gekämmten und gepuderten Haar, seiner zierlichen Reitpeitsche und dem dreieckigen Hut, welcher so sehr gegen alle Jetztzeit abstach, daß man nicht wußte, sollte man das Antike in Hut und dem ganzen Aufzug belachen oder bewundern. Ihm zur Seite ging seine liebe Corona im sogenannten Reitkleid, einem Prachtstück, welches glücklicher Weise weder aus Mamas abgetragenen Kleidern gemacht war, noch aus Rathsherrn Lurbergs altem Verlag stammte; im Gegentheil war es von neuem, glänzendem, französischem Tuch, dunkelgrün und schön, dabei mit mehreren Reihen leuchtender Stahlknöpfe geschmückt. Der unförmlich große und wunderbare Hut verdeckte zwar den größeren Theil des rothen und weißen frischen Gesichtes, so wie die klaren, lebhaften, hellbraunen Augen; allein diese blieben dennoch nicht unbemerkt, denn wenn die Schlange im Paradies ihre Bezauberungs- und Ueberredungsgabe für sich selbst behielt, so gab sie doch aus Barmherzigkeit den Dandies von Stockholm alle ihre Gelenke und setzte dieselben sämmtlich in den Hals, so daß diese Herrlein den Kopf auf eine Art biegen können, die es ihnen möglich macht, selbst die kleinsten Gesichtszüge unter dem größten Damenhut auf

der Straße zu entdecken. Aber wenn auch bei unseres Barons lieber Corona der Hut etwas allzu neidisch war, so hatte ihr Reitkleid beinahe den entgegengesetzten Fehler, denn ganz zuwider dem damaligen edlen Gebrauch, die Straßen zu kehren und zwei garstige oder schöne Füße, zugleich ausgemacht häßliche Schuhe durch lange Kleider zu verdecken, ging Corona mit ihrem kurzen Kleide und ihren sylphidengleichen Füßen, denn wir haben jetzt gesehen, daß auch Sylphiden solche haben, obschon dieselben sich zu andern Füßen verhalten wie Rosenknospen zu großen, weitaufgegangenen Sonnenrosen. Die glattsitzenden Seidenstrümpfe, die hübsch anliegenden Schuhe gaben ihrem Gang etwas so Tanzendes, daß mancher sich dabei an das Wunder erinnerte, welches er vor so kurzer Zeit noch auf der Bühne gesehen hatte.

Dessen in seiner weißen Livree mit rothen Aufschlägen und unbeschreiblich zierlichen Eizen, mit seinem gleichfalls dreieckigen Hut und seiner bis auf das rothbraune Bauerngesicht antiken Erscheinung war das dritte Blatt an diesem Verwunderung erweckenden Klee. Und wirklich einen hohen Grad von Verwunderung erweckte dieses *trifolium antiquum* überall wohin es sich bewegte; denn jeder, der ihm entgegenkam, jeder, der vorbeiging, blieb stehen und gaffte. Das war nicht etwas Veraltetes, Abgelegenes, Abgekommenes, Zerzaustes und Bestäubtes; es war im Gegentheil etwas, das den Figuren auf einem schönen und vollkommen erhaltenen Gemälde glich. Es war etwas so Frisches, so kühn Kolorirtes, etwas gleichsam zu neuem Leben Erstandenes und innerlich mit sich selbst Bergnügtes, denn alle drei Personen sahen so äußerst zufrieden und keineswegs unruhig über das Aufsehen, das sie erweckten, aus; inzwischen merkte dies auch Niemand als der Baron selbst, und dieser tröstete sich mit der Bemerkung: „Siehst Du, liebe Corona, wie die Leute mich angaffen. Vielleicht sind es alte Bekannte, die mich noch kennen, obschon ich mich ihrer nicht mehr entsinnen kann.“

Nachdem der Baron und seine junge Tochter, bewundernd und bewundert, über mehrere Plätze und durch einige Hauptstraßen gegangen, traten sie in Herrn Bonniers Buchladen, und dort sagte der edle Baron zu dem jungen Mann, der die Honneurs machte: „Hören Sie einmal, *mon ami*, wissen Sie vielleicht, wo der Hofmarschall von G. wohnt?“ Als er nun von diesem eine befriedigende Antwort erhielt, schickte er sich alsbald an, weiter zu gehen, drehte sich aber vor der Thüre um und sagte zu seiner lieben Corona in einem veralteten Französisch: „Nein, das geht nicht an, daß man nur so fragt und dann weiter geht, ohne Etwas zu kaufen. Such Dir Etwas aus, mein Kind!“ Die liebe Corona ließ sich das nicht zwei Mal sagen, sondern kaufte sogleich Mamsell Taglioni und den Doktor Hagberg, ein Gesangbuch und ein weltliches Liederbuch, und mit diesen verschiedenartigen Gegenständen wurde Dsson belastet, worauf man geraden Wegs nach dem großen Haus in der Regierungsstraße zusteuerte, welches der Commis höflich und zuvorkommend als die Wohnung des Hofmarschalls bezeichnet hatte.

Im Vorbeigehen wurde die liebe Corona in aller Eile auf dem Gustav-Abdolpfs-Markt dem größten Namensvetter des Barons vorgestellt,*) und der halbe Seufzer, welchen der Baron ausstieß, war vielleicht der letzte, welcher den in ehrender Erde ruhenden königlichen Gebeinen gewidmet wurde.

„Nun, Du alter ehrlicher Herzensbruder und Freund, sei mir tausend Mal willkommen!“ rief beim Eintritt des Barons der Hofmarschall mit so gut gespielmtem Entzücken,

*) Nämlich Gustavs II. Abdolpfs Statue.

daß der ehrliche alte Herr gänzlich getäuscht wurde und zu weinen anfing, als er den ausgetrockneten, spindelbürren Hofmann umfing; ja er würde ihn in seinen sehnigen, kraftvollen Armen sicherlich zu Tode gedrückt haben, hätte nicht der Hofmarschall einen Schlafrock mit etwa fünfzehn Pfund Baumwolle darin besessen, worin er seine ganze menschliche Wärme für den Tag holte.

„Oh, ich fühle mich wieder ganz jung und lebhaft,“ sagte der Baron, und die alten Augen funkelten vor Rührung und Freude. „Aber,“ rief er, seinen wiedergefundenen Jugendfreund betrachtend, „beim barmherzigen Gott im Himmel, wie bist Du so alt geworden!“

„Nun, nun,“ antwortete der Hofmarschall mit verhaltenem Verdruß, „ich bin freilich nicht im Schranke aufbewahrt worden wie Du, und das Stadtleben nützt ab, und das Nachtwachen und . . . und . . . Du siehst wahrhaftig auch nicht mehr aus wie ein heuriges Häschen,“ hätte er gerne hinzugesetzt, nahm aber sogleich die andere Hand, worin er den Schmeichellöffel hatte, und goß mit diesem ein, das heißt, er versicherte den Baron, daß derselbe wie ein Fünfziger aussehe, daß er (der Hofmarschall) ihn sogleich erkannt haben würde; daß er sich dermaßen nach seinem alten Jugendfreunde gesehnt, daß er mehrere Nächte nicht zu schlafen vermocht, und daß er keine Mühe gespart habe, um seinem geliebten Freund eine komfortable Wohnung in der Königinstraße zu verschaffen, so wie er es selbst gewünscht.

„Komfortabel!“ wiederholte der Baron, welcher dieses neueingeführte Wort noch nie gehört hatte, *c'est à dire* mit Remise und Stall für vier Pferde und eine einzige Treppe hoch?“ Des Hofmarschalls Lachmuskeln geriethen bei dieser eigenthümlichen Frage in große Versuchung, aber er begriff sogleich den ganzen Zusammenhang, denn vom langen Leben in der großen Welt wird man wenigstens schlau und abgeschliffen, wenn man auch nichts Besseres wird.

Die alten Herren schwätzten jetzt von neuen und von längst vergangenen Dingen, und der Baron ließ unaufhörlich sein schönes, volles Herz hervorleuchten; er hatte alles Böse vergessen, war für alles Gute, was das Leben ihm jetzt und früher geboten, dankbar gegen die Vorsehung, und bewahrte holde, frohe Erinnerungen daran; der Hofmarschall dagegen vergaß nie, in jedes seiner Worte einen kleinen Stein für die Plane zu legen, welche er auf des Barons und seiner Familie Erscheinung in der Hauptstadt zu bauen beabsichtigte. Die liebe Corona war ihrer Purpurlippen und Rosenwangen wegen von dem cynischen alten Hofmarschall mit unschmackhaften Küssen bedeckt und sodann zu seinen Damen geführt worden, welche bereits Befehl erhalten hatten, sie mit offenen Armen zu empfangen.

Aber ach, wie wenig konnte sich die einfache, unschuldsvolle, fröhliche, lebensfrische Corona, welche zu natürlich war, um eine Schüchternheit aufkommen zu lassen, wie wenig konnte sie sich im Anfang unter dieser künstlichen Welt gefallen, bei dieser ausstudirten Tante und diesen überbildeten drei Cousinen!

„Ich verstehe mich nicht auf diese Leute,“ war alles, was sie ihrer Mama antwortete, welche erst bei der Heimkehr von Gatten und Tochter erwachte, und dann gähmend die Letztere fragte, wie sie ihre Verwandten gefunden habe.

„Die Mädchen sehen gar zu niedlich aus,“ bemerkte der Baron, „schmal wie Wespen, etwas bleichschnäbelig, sonst aber recht hübsch; ihre Mutter, die Base Rosalie, hat sich ganz bewundernswürdig gut erhalten; aber ach, mein alter Karl Gösta! Er ist bloß noch ein schwaches Schattenbild dessen, was er früher gewesen. Ich würde ihn nie wieder erkannt haben, wäre nicht die Stimme sich gleich geblieben. Aber lustig und angenehm ist er, dabei ein treuer, anhänglicher Freund und Verwandter, und ungemein vergnügt, daß wir einander wieder getroffen haben. Wenn er sich aber auch nicht so gezeigt hätte, so sollte ihn der Teufel holen!“

Wünscht Jemand noch mehr zu erfahren von dem muntern, lebensfrischen, grundehrlichen und redlichen Baron, von seiner faulen, tugendfesten Ehehälfte, seinem noch nicht aufgethauten Sohne und seiner lieben Corona?

Wir glauben das nicht; wir glauben, daß jeder einen gewissen Eckel, ein unbehagliches, beinahe herzerfressendes Gefühl empfindet, wenn er die frohe, freie, summende Fliege aus der blauen, frischen Luft herein kommen sieht, um sofort in das feine, unsichtbare Netz der Spinne eingewoben, endlich von den schmalen, garstigen Beinen ihres Tyrannen umschlungen und zu allerletzt von demselben verspeißt zu werden. Hu!! — Dieser Anblick hat schon manchmal eine Thräne des Verdrußes und Mitleids in ein Auge gelockt, aus welchem Millionen verschiedener Thränen geflossen sind, folglich auch einige unnöthige, das wird zugegeben, denn was nützen solche Thränen? Die Spinnen weben und fangen dennoch, die Fliegen lassen sich dennoch verlocken und eingarnen; die Hauptsache bleibt immer die, daß man sich in Acht nimmt, so daß man weder Spinne noch Fliege wird.

Ein Paar kurze Worte können wir gleichwohl noch auf Rechnung derjenigen hinzufügen, welche das Endlose nicht zu fassen vermögen, welche nicht blos einen Schluß für Alles haben, sondern diesen Schluß auch mit eigenen Augen sehen wollen, wie herzerreißend er immer sein mag. Nun gut denn, so wißt also, ihr Neugierige und nach Unheimlichem und Grauenhaftem Dürstende, daß in Agapeti Adern wirklich sich Blut vorfand, obschon es bisher gefroren gewesen und zuvor aufthauen mußte; daß das Weltleben, verführerische Beispiele, bethörende Satansbücher, Musik und plastische Kunst, nicht die reine und heilige, sondern die hinreißende und berauschende; daß endlich all dieses Neue und Erstaunliche, das zugleich blendete und entzückte, das Blut dieses Jünglings sehr bald vom Gefrier- auf den Kochpunkt hinauftrieb; daß er Alles begriff und verstand, von Allem Eindrücke empfing, denn

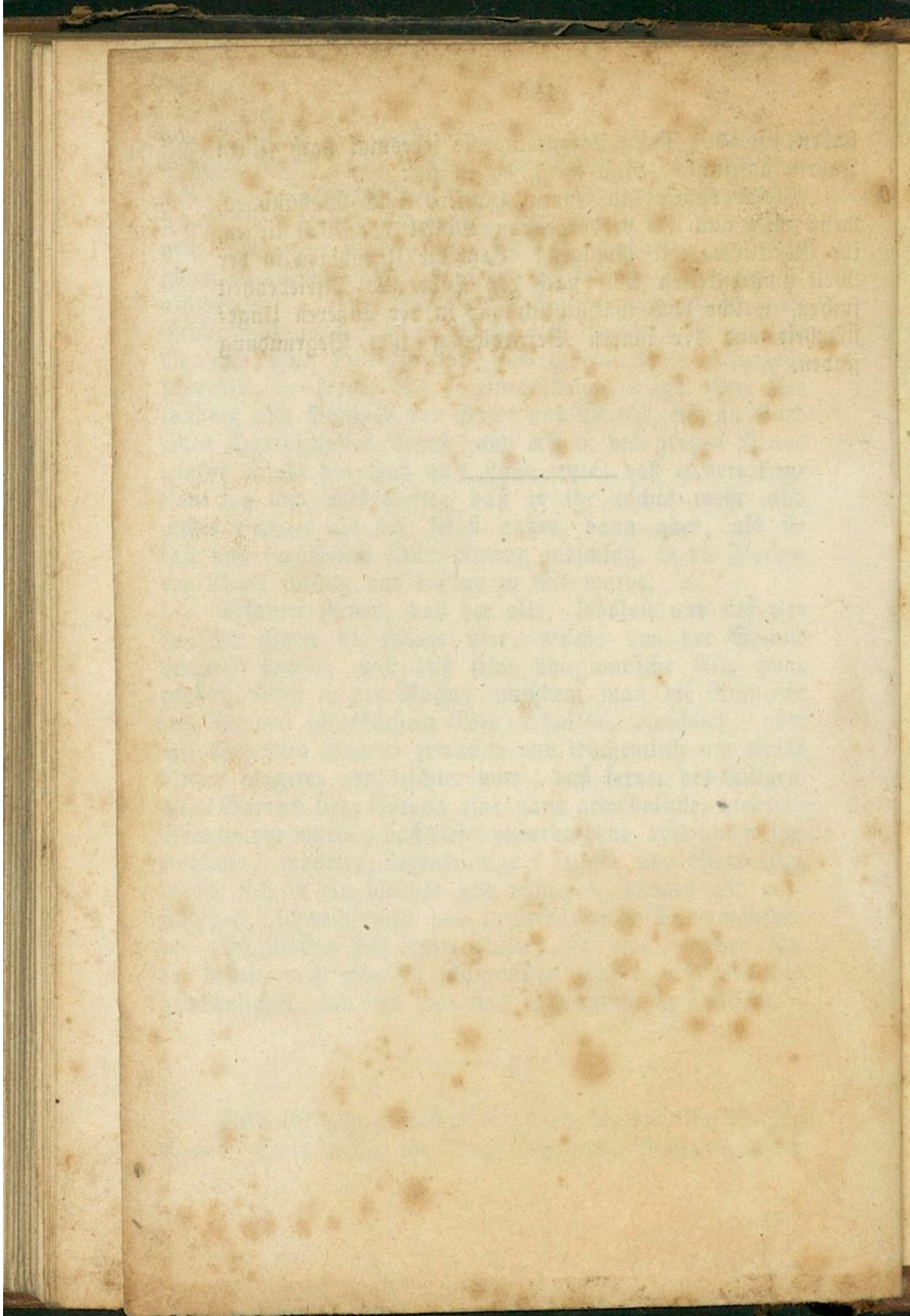
sein Wissen, das vorher todt dagelegen, erstand jetzt und wurde lebendig; daß er mit allen Sinnen genoß und bloß einen einzigen klaren Gedanken hatte, nämlich noch mehr, noch mehr; daß bei Allem, was er von der auf goldenen Schwingen entflohenen, sehnlich vermißten und vergötterten Taglioni hörte, bloß eine Stimme in seinem Innern antwortete: „Das war der Engel in Frauengestalt, von welchem ich in der ersten Nacht hier träumte; sie war es, die mir über Lilienstengeln und Rosenbüschen entgegenschwebte; — ferner daß er eines schönen Tags, ohne Erlaubniß und Abschied von Vater und Mutter, sich an Bord eines Dampfsschiffes begab und erst in des großen Peters großer Stadt den Fuß an's Land setzte; daß er dort Taglioni sah und entbrannte; daß er ihr nichts mehr und nichts weniger als sich selbst anbot, dann aber, als sie kalt und verächtlich seinen Antrag ausschlug, in die Fluthen der Newa sprang und wieder zu Eis wurde.

Erfahret ferner, daß der alte, sohnlose und tief zerknirschte Vater die Fliege war, welche von der Spinne verspeist wurde, und daß seine phlegmatische Alte zwar endlich, selbst in der Nacht, nachdem man die Nachricht von Agapeti schrecklichem Tode erhalten, einschlies, aber mit eisgrauen Haaren erwachte und wöchentlich um einige Pfund magerer und leichter wird; daß ferner des lustigen, alten Barons liebe Corona eine ganz gewöhnliche, moderne Stadtpuppe wurde; daß dieses unverdor bene, roth und weiße, fröhliche, muntere, lebenslustige, frische und offenherzige Wesen sich in ein bleiches und mageres, dünnes und vorsichtiges, schweigsames und zurückhaltendes Stadtmädchen der alltäglichsten Art umwandelte; sie wurde weder eine der besten, noch eine der schlimmsten, sondern eine von den gewöhnlichen, und das war das Schlimmste von Allem.

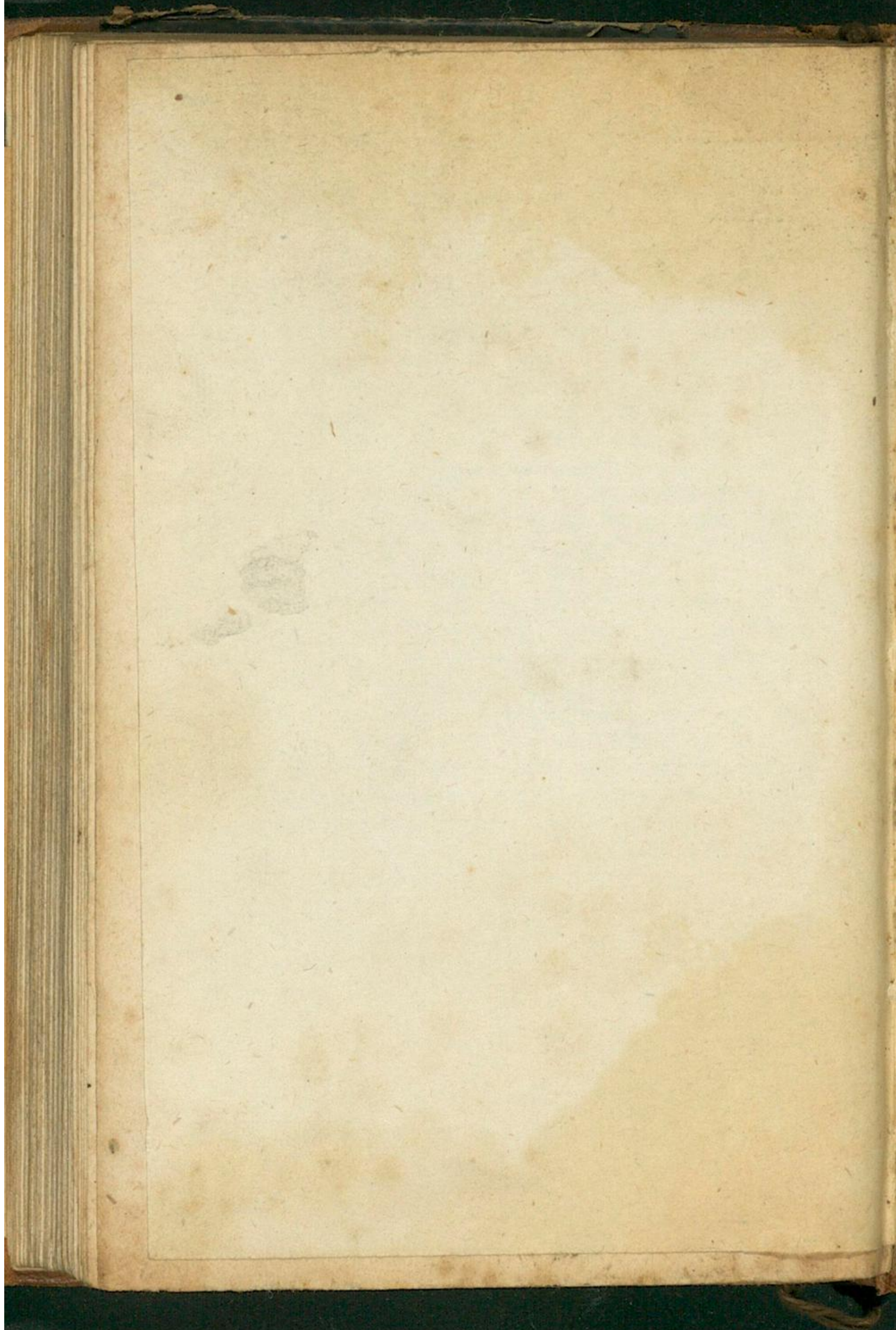
Seid ihr jetzt zufrieden mit dem Schluß, ihr Neugierigen? Oder wollt ihr eine moralische Nutzenanwendung

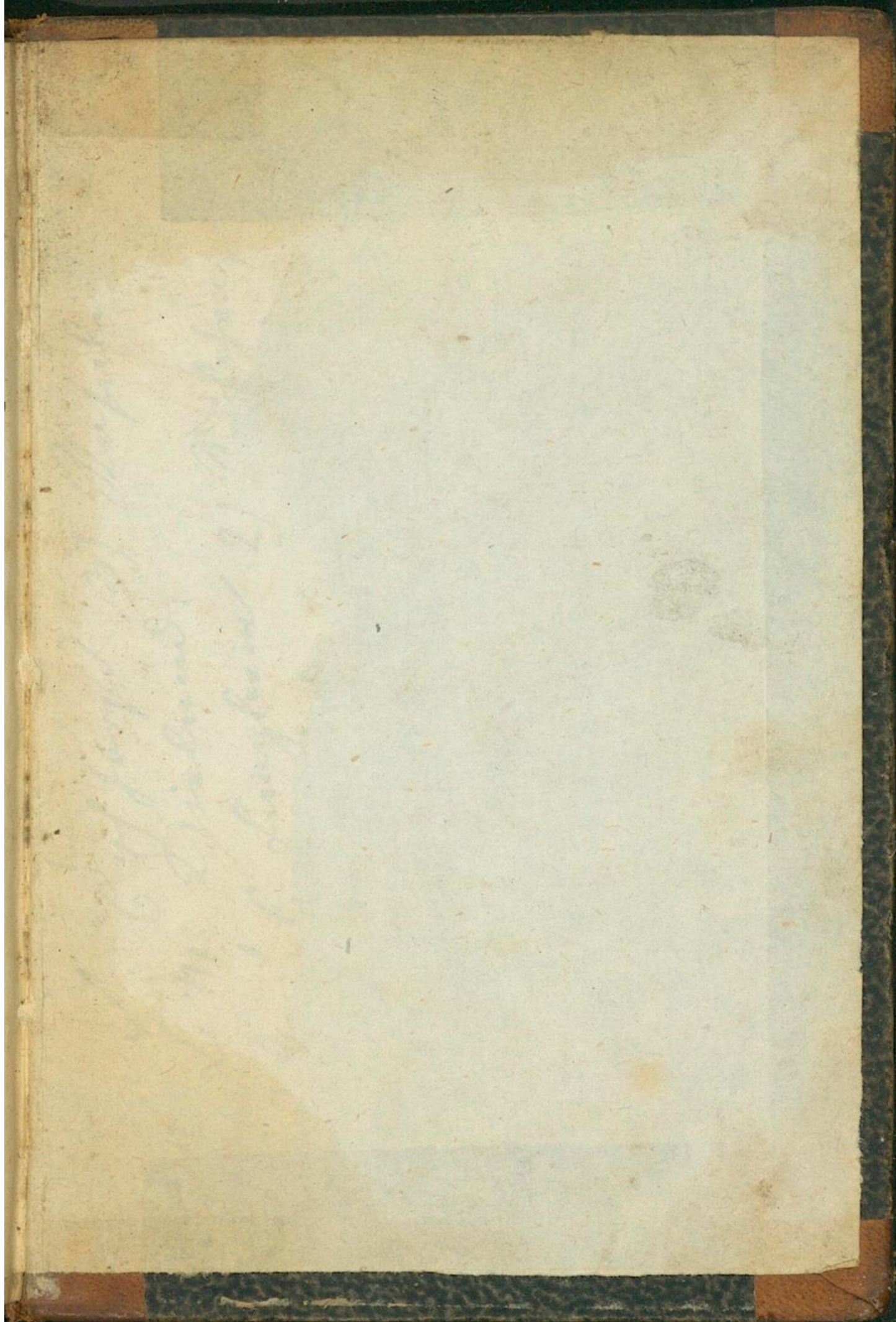
haben, so wie Papa Lafontaine sie jedesmal nach seinen Fabeln aufzischt? Nun wohl, da ist sie:

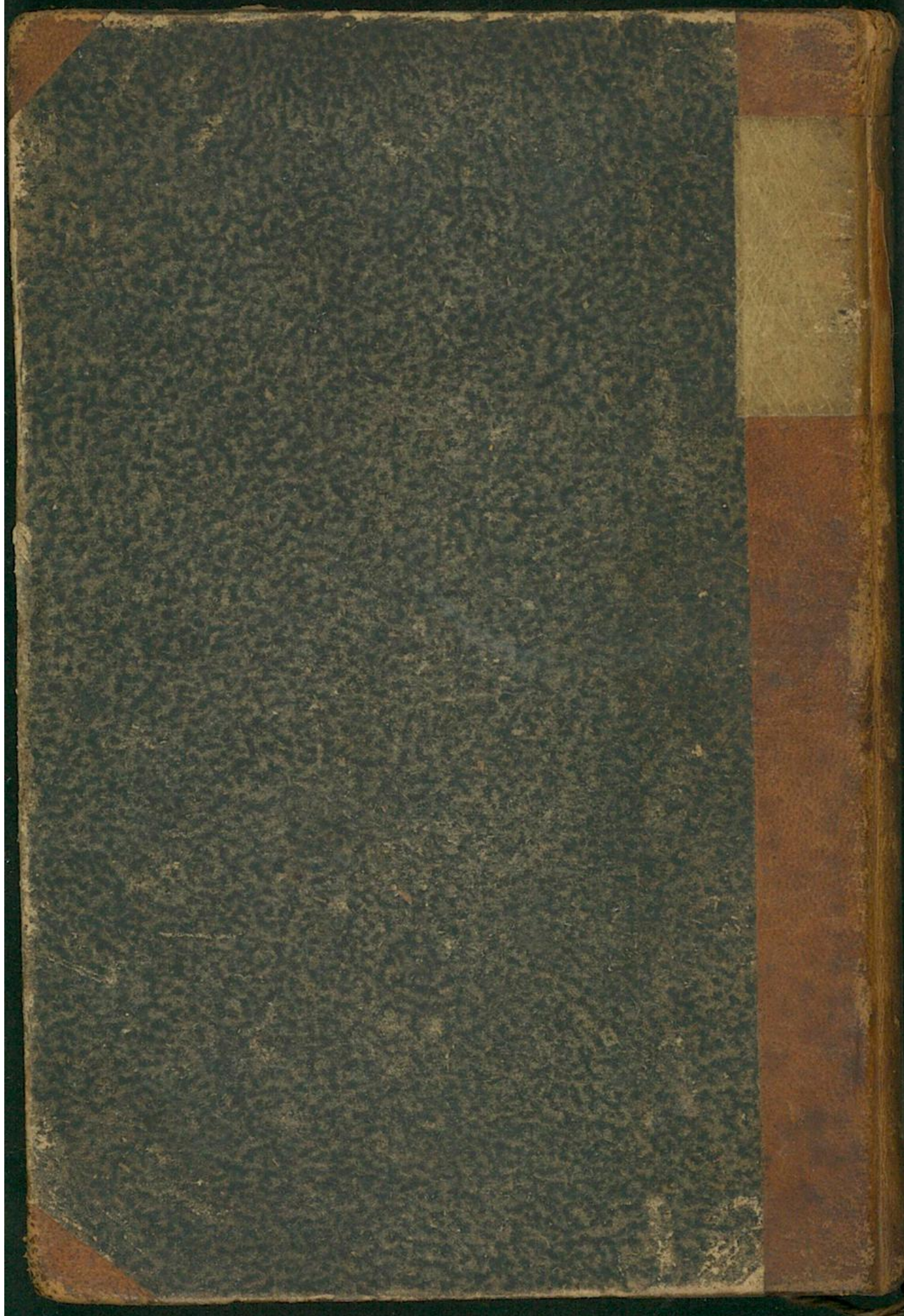
Bleibt daheim in euren Häusern und Wohnungen, wenn diese auch im verborgensten Winkel der Welt liegen, ihr Glücklichen und Ruhigen! Laßt die Unruhigen in der Welt umherstreifen und nach der Ruhe und Zufriedenheit suchen, welche doch thatsächlich nur in der äußeren Unge- störtheit und der innern Befriedigung ihre Begründung finden.



5







Ott

